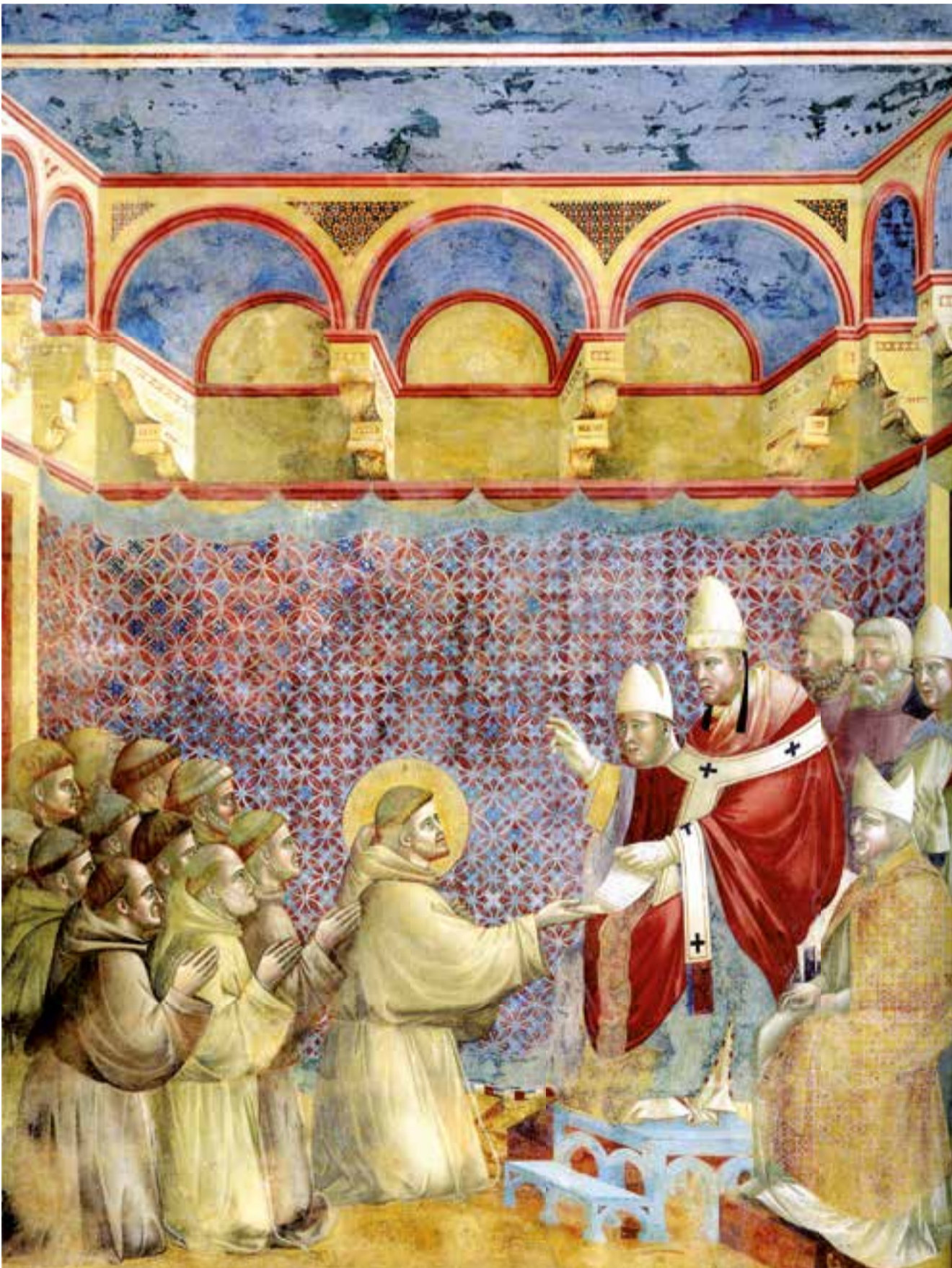




zur debatte

Sonderheft zur Ausgabe 7/2016

Nur eine finstere Krisenzeit? „Das dramatische 14. Jahrhundert“ – Ereignisse und Trends



Das 14. Jahrhundert gilt als Krisenzeit schlechthin. Das „Große Abendländische Schisma“ mit Machtkämpfen zwischen den Päpsten in Rom und Avignon gilt als ein deutliches Krisenphänomen. Naturkatastrophen und Hungersnöte können als Vorboten der „Kleinen Eiszeit“ gesehen werden, Frankreich und England bekämpften sich erbittert im „Hundertjährigen Krieg“ und die Pest suchte ganz Europa heim.

Ungetrübte Erfolge feierten im 14. Jahrhundert hingegen die sich allmählich in Italien herausbildenden Stadtrepubliken. Ebenso konnten die Reichsstädte ihr Selbstbewusstsein gegenüber König und Fürsten deutlich stärken. Es entwickelten sich auch die Vorläufer der heutigen europäischen Nationalstaaten und selbst im Reich stand mit Karl IV. ein durchsetzungsfähiger Herrscher an der Spitze. Kulturell und geistesgeschichtlich waren ebenfalls Aufbrüche zu sehen: Humanismus und Renaissance nahmen ihren Anfang, Giovanni Boccaccio schrieb seinen – die abendländische Literatur nachhaltig prägenden – „Decamerone“, Giotto di Bondone trat als Wegbereiter der neuzeitlichen Malerei hervor – und nicht zuletzt wirkte eine der bedeutendsten Frauengestalten der Kirchengeschichte, Caterina von Siena.

Es scheint also, als sei das 14. Jahrhundert nicht nur eine düstere Zeit gewesen. Die Katholische Akademie Bayern nahm diesen Zeitraum daher bei den „Historischen Tagen 2016“ genauer in den Fokus. Unter der Frageperspektive „Nur eine finstere Krisenzeit? „Das dramatische 14. Jahrhundert“ – Ereignisse und Trends“ führten sie vom 10. bis 13. Februar 2016 Expertinnen und Experten zusammen, die zu ausgewählten Themen aus Kultur-, Wirtschafts-, Kirchen- und Politikgeschichte referierten. Die Studientage mit rund 150 Teilnehmern endeten mit einer Exkursion nach Straubing, im 14. Jahrhundert Sitz eines der bayerischen Teilherzöge.

Geschmückt wird das Sonderheft, das wir zur Dokumentation der Historischen Tage erstellten, mit wunderschönen farbigen Abbildungen von Werken Giottos, dessen überragende Wichtigkeit für die Entwicklung der europäischen Malerei im Beitrag von Wolfgang Augustyn beschrieben wird. Die Bilder in schwarzweiß illustrieren zusätzlich die Themen der anderen Beiträge.

Die Ausschmückung der Oberkirche von S. Francesco in Assisi – hier die Darstellung des Franziskus vor Papst Honorius III. – stammt zumindest in großen Teilen von Giotto und seiner Werkstatt.

© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Die Krise, die Europa formte: England, Frankreich und der Beginn des Hundertjährigen Krieges

Martin Clauss

Man kann den Hundertjährigen Krieg – also den Krieg zwischen den Königreichen England und Frankreich in der Zeit von 1337 bis 1453 – als eine krisenhafte Zeit deuten. Jeder Krieg stellte in den Augen der leittragenden Zeitgenossen eine Ausnahmesituation dar, in der sich der Rahmen des Gewohnten massiv verschiebt. Wenn hier diese Krise mit der Formierung Europas in Verbindung gebracht wird, bezieht sich dies auf die innere Verfasstheit, die territoriale Ausgestaltung und Beziehung der beteiligten Königreiche zueinander.

Der Begriff „Hundertjähriger Krieg“ bezeichnet die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Königen von Frankreich und England in der Zeit von 1337 bis 1453. Im Jahr 1337 konfiszierte Philipp VI. von Frankreich das südfranzösische Herzogtum Guyenne, welches der englische König Eduard III. von ihm zu Lehen hielt, und 1453 verloren die Engländer unter ihrem Kommandanten John Talbot die letzte Schlacht des Krieges bei Castillon, in der Guyenne östlich von Bordeaux. Zwischen 1337 und 1453 liegen offensichtlich mehr als 100 Jahre; die Bezeichnung ist nicht das Ergebnis einer Berechnung, sondern will auf die lange Dauer des Konfliktes und seine daraus für die Nationalgeschichten resultierende Bedeutung verweisen. Sie findet sich erstmals im „Tableau chronologique de l'Histoire du Moyen age“ des französischen Historikers Desmichels aus dem Jahr 1823 und ist Teil der Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts.

Es ist in erster Linie diese Dauer, die den Konflikt historische Bedeutung verleiht. Die langanhaltende Krise, die auf verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Ebenen wirksam wurde, hat das Aussehen der Kriegsparteien verändert. Wie bei jedem Krieg bezieht sich dies zunächst auf die unmittelbaren Folgen der Gewalt: Der Krieg hatte Tausende von Opfern gefordert, Landstriche waren verwüstet und unzählige Gräueltaten begangen worden. Aber auch auf der Ebene der Politik, der Verfasstheit der beteiligten Nationen und ihrem Verhältnis zueinander hatte sich viel verändert: Die Nationalstaaten, die heute die Grundlage Europas bilden, wurden – soweit es England und Frankreich angeht – entscheidend im ausgehenden Mittelalter geprägt. Dabei gibt es einen engen Zusammenhang zwischen der Krisenhaftigkeit der Kriegssituation und der Entwicklung hin zum Nationalstaat.

I. Gründe des Krieges

Zwei Ursachen oder Motive stehen am Anfang dieses Krieges, die beide das Verhältnis zwischen dem König von Frankreich und dem von England betreffen. Grundlegend ist zunächst die Tatsache, dass der englische König 1337 Lehnsmann des französischen Königs war – und zwar für Besitzungen rund um Bordeaux im Südwesten Frankreichs und im Nordwesten der Picardie rund um Abbeville. Entscheidend waren die Besitzungen im Südwesten, das Herzogtum Guyenne oder Aquitanien. 1259 hatten sich der englische König Heinrich III. und der französische König



Prof. Dr. Martin Clauss, Inhaber der Professur für Europa im Mittelalter und der Frühen Neuzeit an der Technischen Universität Chemnitz

Ludwig IX. im Vertrag von Paris darauf geeinigt, dass der englische König die Guyenne von nun an als Lehen des französischen Königs halten sollte. Diese Rechtskonstellation können wir heute als einen der wesentlichen Gründe für den Hundertjährigen Krieg ausmachen. Die Lehnsabhängigkeit schränkte die Stellung des herrscherlichen Selbstverständnisses des englischen Königs stark ein; auch politisch war der englische König an den französischen gebunden: Dieser konnte in das südfranzösische Herzogtum gleichsam hineinregieren, etwa indem er bei strittigen Gerichtsfällen Appellationen an das oberste königliche Gericht in Paris zuließ und damit betonte, dass das Herzogtum Guyenne Teil seines Königreichs und seiner Jurisdiktion war. Der englische König war darüber hinaus zur Heeresfolge verpflichtet und dadurch in dem, was wir heute seine außenpolitische Souveränität nennen würden, eingeschränkt. Dem englischen König drohte beständig der Entzug des Lehens und damit der Verlust der Guyenne. Die Festlandsbesitzungen waren aber aus englischer Sicht elementarer Bestandteil des Königreiches und ökonomisch zu bedeutend, um sie einfach aufzugeben.

Nach dem Vertrag von Paris kam es drei Mal zu Konfiskationen des Herzogtums Guyenne durch französische Könige: 1293, 1324 und 1337. Nach 1293 und 1324 wurde das Herzogtum jeweils zurückerstattet. Der Konflikt rund um die Festlandsbesitzungen des englischen Königs schwelte also gleichsam vor sich hin und war beim Ausbruch des Hundertjährigen Krieges 1337 nicht neu. Warum also setzen wir heute das Jahr 1337 als Anfang des Krieges? Dies liegt nicht an der grundlegenden Konstellation, sondern daran, dass die beiden nun entscheidenden Akteure, Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich, bereit waren, den Konflikt eskalieren zu lassen und mit einer bislang nicht vorhandenen Konsequenz zu

betreiben. Dies hat auch mit dem zweiten für den Krieg ursächlichen Motiv zu tun: dem Kampf um die französische Krone. Der Hundertjährige Krieg war auch ein Thronstreit. Das französische Königtum war eine Erbmonarchie. Seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert hatte es eine ungebrochene Vater-Sohn-Folge gegeben. Anfang des 14. Jahrhunderts verließ die französische Dynastie aber dieses dynastisch-biologische Glück, und es kam zu einer Reihe von Konstellationen, in denen nach dem Tod des Königs kein männlicher Erbe zur Verfügung stand – so auch 1328 nach dem Tod Karls IV. Nach den Prinzipien von Verwandtschaft und Vererbung gab es zwei Thronanwärter: Philipp von Valois war in männlicher Linie mit dem verstorbenen König verwandt, König Eduard III. von England über seine Mutter Isabella in weiblicher Linie. Die Entscheidung zwischen diesen beiden Kandidaten war weniger eine erbrechtliche als eine politische, die dann nachträglich juristisch begründet wurde. Philipp war ein erfahrener, am französischen Hof angesehener Fürst von 35 Jahren; Eduard hingegen war 15 Jahre alt, politisch unerfahren und unter der Kontrolle seiner Mutter und ihres Geliebten. Er musste die Entscheidung für Philipp von Valois zunächst akzeptieren und diesem huldigen.

Eduards Anspruch auf den französischen Thron bot aber für die englische Krone zu viel Potenzial, um ihn dauerhaft ruhen zu lassen. Hier lag aus englischer Sicht der Schlüssel, um alle Probleme rund um die englischen Festlandsbesitzungen zu lösen: War der englische König gleichzeitig König von Frankreich, löste dies das Problem des Lehnsverhältnisses. Das erklärt, warum englische Könige im Verlauf des Krieges immer wieder Ansprüche auf den Thron geltend gemacht haben. Somit verschränkten sich beide Motive miteinander, und dies ist ein Grund, warum der Krieg so lange mit so großer Erbitterung geführt wurde.

II. Verlauf im 14. Jahrhundert

Man kann den Kriegsverlauf in vier Phasen einteilen, zwei davon sind im 14. Jahrhundert zu verorten: Die erste reicht von der dritten Konfiskation der Guyenne 1337 bis zum Vertrag von Brétigny 1360, der den ersten großen Vertragserfolg der Engländer darstellte. Die zweite Phase umfasst die Zeit nach Brétigny bis zum Jahr 1407; in dieser Zeit revidieren die französischen Könige die englischen Erfolge. 1407 wurde der Herzog Ludwig von Orléans ermordet, was die innerfranzösischen Rivalitäten zu einem offenen Bürgerkrieg steigerte. Vor allem unter König Heinrich V. (1413-1422) errangen die Engländer in der dritten Phase wieder enorme Erfolge. Diesen wurde 1435 durch den Frieden von Arras die Grundlage entzogen, in dem sich die französischen Bürgerkriegsparteien einigten und geschlossen gegen England stellten. Daraus resultierte in der vierten und letzten Phase von 1435 bis 1453 die Eroberung beinahe aller englischen Festlandsbesitzungen durch die Truppen König Karls VII., des Siegreichen, von Frankreich.

Im Folgenden seien die Phasen des 14. Jahrhunderts vorgestellt.

In der ersten Phase von **1337 bis 1360** wurde das Kriegsgeschehen durch das strategische Konzept des englischen Königs Eduards III. bestimmt. Er eröffnete den Krieg, seine Aktionen auf dem Kontinent zwangen seine französischen Counterparts zur Reaktion. Die englische Strategie zielte darauf ab, durch militärische Erfolge so viel politischen Druck aufzubauen, dass dieser am Verhandlungstisch in Konzessionen umgewandelt werden konnte. Das kriegerische

Mittel hierzu waren ausgedehnte Plünderungs- und Verwüstungszüge berittener Kontingente und der Versuch, eine offene Feldschlacht zu erzwingen. Beides zielte letztlich darauf ab, die Reputation des Gegners zu schädigen und seine Position zu schwächen.

In dieser ersten Phase des Krieges waren die jeweiligen Könige persönlich im Feld aktiv, führten Feldzüge an und kommandierten ihre Truppen in der Schlacht. Wir können hier einen klaren Zusammenhang zwischen kriegerischer Aktivität und königlicher Reputation erkennen. Dies erstreckte sich nicht nur auf den militärischen Erfolg, sondern auch auf die Art der Kriegführung. Eduard schmiedete zunächst eine Allianz gegen Philipp VI., die vor allem aus Fürstentümern an der Nordostgrenze Frankreichs bestand. 1339 setzte er ein Heer über den Kanal und rückte von Brabant aus nach Frankreich vor. Er versuchte immer wieder, Philipp von Frankreich zur Schlacht zu bewegen; dieser ging aber nicht darauf ein und verweigerte den Kampf zu von Eduard ausgesuchten Bedingungen. Hier zeigt sich die ökonomische Dimension von mittelalterlichem Krieg sehr deutlich: Der Krieg war – vor allem durch Sold- und Subsidienzahlungen – sehr teuer, und Eduard konnte es sich nicht leisten, seine Truppen über lange Zeiträume im Feld zu halten. Er brauchte daher schnelle Erfolge, die ihm Philipp verweigerte, sodass die anti-französische Allianz schließlich zerbrach.

Eduards Anspruch auf den französischen Thron bot für die englische Krone zu viel Potenzial, um ihn dauerhaft ruhen zu lassen

Der einzige Erfolg für die Engländer war die Niederlage der französischen Flotte bei Sluys in Flandern im Jahr 1340; von nun an konnten sich englische Schiffe mehr oder weniger ungefährdet auf dem Kanal bewegen. Im selben Jahr ließ Eduard III. sich in Gent als König von Frankreich anerkennen und nahm die französischen Lilien in das königliche Wappen auf. Dieser symbolische Akt ist eher als Zeichen der situativen Schwäche zu werten denn als Ausdruck grundlegender Erfolge der englischen Strategie.

Eduard lernte aus den Fehlern und kehrte 1346 mit einem rein englischen Heer auf den Kontinent zurück. So musste er nicht mehr auf die Empfindlichkeiten einzelner Partner Rücksicht nehmen und konnte seine strategischen Konzepte mit einer eingespielten und vergleichsweise homogenen Truppe umsetzen. Eduard suchte die Feldschlacht, und diesmal konnte sich Philipp VI. nicht mehr verweigern. Auch wenn seine bisher defensive Strategie erfolgreich gewesen war, so entsprach es dennoch nicht dem Verständnis der Zeitgenossen von erfolgreichem Königtum, das Land ohne Gegenwehr den Plünderungen des Gegners zu überlassen: Ein mittelalterlicher König war Teil der kriegerischen Kultur, und diese legitimierte sich über die Fähigkeit zur Kriegführung und durch die aktive Kriegsteilnahme. So kam es 1346 bei Crécy zur ersten und einzigen Königsschlacht des Hundertjährigen Krieges, in der sich zwei von Königen befähigte Heere gegenüberstanden. Das Ergebnis war eine vernichtende Niederlage für Philipp VI., der sich nur durch Flucht retten konnte. Für Eduard III. brachte dieser Sieg hingegen einen enormen Zuwachs an Prestige; er wurde mit einem Schlag zum

Themen „zur Debatte“

Die Krise, die Europa formte: England, Frankreich und der Beginn des Hundertjährigen Krieges Martin Clauss	2
Litauens Aufstieg unter Großfürst Gediminas (ca. 1275-1341) und seinen Nachfolgern Mathias Niendorf	6
Herzog Gian Galeazzo Visconti (1378-1402). Die Machtentfaltung Mailands gegen die italienischen Signorien Ellen Widder	9
Welche Krise? Karl IV. (1346-1378), ein Kaiser der Entscheidungen Martin Kintzinger	12
Der Rheinisch-Schwäbische Städtebund und der I. Städtekrieg. Reichsstädtische Interessenswahrung zwischen Königtum und Fürsten Christian Jörg	15
Das 14. Jahrhundert als Blütezeit der Hanse? Eine Netzwerkorganisation im Umbruch Ulf Christian Ewert	19
Giotto di Bondone (1267-1337) als Wegbereiter der neuzeitlichen Malerei Wolfgang Augustyn	22
Vorboten der Kleinen Eiszeit. Naturkatastrophen und das Leben der Menschen im 14. Jahrhundert Josef H. Reichholf	26
1348. Gesellschaft im Zeichen der Pest Klaus Bergdolt	28
„Wartet nicht auf die Zeit – die Zeit wartet nicht auf Euch!“ Caterina von Siena – Mystik und Kirchenreform Marianne Schlosser	31
Zerrissene Christenheit oder: das Monster mit drei Köpfen. Auslöser, Verlauf und Folgen des Großen Schismas von 1378 Ralf Lützelshwab	35
Boccaccio und die Erfindung der Liebe Christof Breitsameter	39
„hauptstat unsers Landes ze Beyrn“ – Straubing unter den Herzögen von Bayern-Straubing-Holland Dorit-Maria Krenn	43
Impressum	9



Edwardus III. D. G. Anglie et Francie Rex, Dominus Hibernie, raigna 50 ans et 5 mois. 1377.

Foto: akg-images

König Eduard III. von England (reg. 1327-1377) nutzte die zeitweilige Schwäche der französischen Monarchie und konnte in den ersten Phasen des „Hundertjährigen Krieges“ sein

Einflussgebiet in Frankreich deutlich ausdehnen. Dieser Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert zeigt den König und erfolgreichen Heerführer.

bekanntesten Feldherrn Europas. Damit stieg auch die Bereitschaft des englischen Parlaments, den Kriegssteuern zuzustimmen. Handfestes Ergebnis war die Eroberung der Stadt Calais 1347, welche als wichtiger Stützpunkt bis 1558 in englischer Hand bleiben sollte.

Ein entscheidender Verhandlungserfolg für die Engländer blieb zunächst aber aus. Der Ausbruch der Pest 1347 führte dazu, dass der Krieg gleichsam pausierte und erst nach mehreren Waffenstillständen 1355 wieder aufgenommen wurde. Die Engländer blieben ihrer

Strategie des Plünderns und Verwüstens treu: 1356 führte der englische Thronfolger Eduard einen Plünderungszug durch. Der französische König Johann II. – der Nachfolger Philipps VI. – verfolgte ihn und konnte ihn in der Nähe von Poitiers zur Schlacht zwingen. Wieder



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Es ist nicht belegt, welchen Part bei der Ausmalung der Oberkirche in Assisi – hier die Innenansicht von Osten –

tatsächlich von Giotto und seinen Mitarbeitern stammt.

blieben die englischen Kämpfer in einer großen Feldschlacht siegreich, und diesmal war die Beute noch größer: König Johann II. von Frankreich geriet in englische Gefangenschaft. Das brachte Eduard III. in eine sehr starke Verhandlungsposition. Frankreich wurde in der Abwesenheit seines Königs vom Thronfolger – dem späteren Karl V. – regiert und geriet in eine Krise. Die Stände verlangten mehr Mitbestimmung und Einfluss auf die königliche Politik, etliche Adlige suchten aus der Situation Nutzen für ihre eigenen Interessen zu ziehen, und es kam zu einer Aufstandsbewegung der Bauern, der „Jacquerie“. Die Niederlagen von Crécy und Poitiers hatten Zweifel an einem Gesellschaftssystem aufkommen lassen, das dem Adel Privilegien dafür einräumte, dass er Land und Leute schützte. Offensichtlich hatte der französische Adel hierin versagt und sah sich daher mit einem Aufstand gegen seine Vorrechte konfrontiert. Dieser wurde zwar relativ schnell und blutig niedergeschlagen,

hier zeigt sich aber, wie in der Krise des Krieges gesellschaftliche Wirkungszusammenhänge in Frage gestellt werden konnten.

Ende der 1350er Jahre hatte sich die Situation zugunsten des französischen Thronfolgers gefestigt: Der Adel stand geschlossen zur Monarchie und die Stände wurden an der Finanzverwaltung beteiligt. König Johann war freilich noch immer in englischer Gefangenschaft. Schließlich kam es im Mai 1360 zum Frieden von Brétigny. Hier zeigt sich, dass der Anspruch auf den französischen Thron für Eduard III. keineswegs elementar war: Er verzichtete auf die französische Krone im Tausch gegen umfangreiche Besitzungen auf dem Kontinent; diese sollten nicht mehr Lehen, sondern Eigenbesitz sein. Hinzu kam das Lösegeld für Johann: die enorme Summe von drei Millionen Écu, beinahe das Doppelte der Jahreseinnahmen der französischen Krone. Damit schienen Lösungen für die beiden Konfliktfelder gefunden zu sein, die ursächlich

für den Krieg waren. Es gab nur noch einen König von Frankreich und dieser stand in keinem Lehensverhältnis mehr zu seinem englischem Counterpart.

Es zeigte sich aber schnell, dass beide Seiten mit dieser Lösung nicht zufrieden waren. Wir wissen heute, dass mit dem Vertrag von Brétigny der Höhepunkt des englischen Einflusses in Frankreich im 14. Jh. erreicht war. Eduard aber schätzte seine Lage anders ein und glaubte, noch mehr herausholen zu können. Schon im Herbst 1361 erhob er erneut Ansprüche auf die französische Krone – der Krieg wurde wieder aufgenommen.

Die Kriegsphase von 1360 bis 1407:

Im Jahr 1369 brach der Krieg erneut aus, gleichsam auf beiden für ihn ursächlichen Ebenen: Eduard III. nahm im Juni wieder den Titel eines Königs von Frankreich an, im November zog der französische König die Lehen Eduards III. ein. Beide Seiten sahen die Vereinbarungen von Brétigny als hinfällig an und kehrten zum Status quo ante

zurück. Die grundlegende Konstellation des Konfliktes war dabei der in den 1330er Jahren sehr ähnlich; der Krieg sollte freilich einen ganz anderen Verlauf nehmen. Die Engländer hielten an ihrer Strategie fest und verheerten das Land; die Franzosen aber hatten ihre Strategie geändert – oder anders: Sie kehrten zu dem Verhalten zurück, dass Philipp VI. vor Crécy erfolgreiche praktiziert hatte und verweigerten den Engländern die Schlacht. Warum konnte diese Strategie, die 1346 nicht tragbar gewesen war, nun umgesetzt werden? Die Antwort liegt zunächst in der Person des neuen Königs von Frankreich. Auf Johann II. war 1364 Karl V. gefolgt, der den Beinamen „der Weise“ erhalten sollte. Er war ein äußerst erfolgreicher und in manchen Zügen modern anmutender Herrscher. Er regierte sein Königreich nicht vom Feldherrnhügel oder Sattel, sondern vom Schreibtisch aus. Ein Stück weit stellte sein Königtum einen Gegenentwurf zu den kriegerisch-ritterlich geprägten Feldherrntugenden

Eduards III. Gegen den Widerstand adliger Berater setzt er seine Strategie der Schlachtvermeidung durch. Statt sich den als überlegen verstandenen englischen Truppen entgegenzustellen, gingen die französischen Verbände kleinteilig vor und eroberten Stück für Stück zurück, was im Vertrag von Brétigny abgetreten worden war. Karl V. scharte fähige Männer um sich, welche die ihnen zugeordneten Aufgaben erfolgreich erledigten, ohne dabei auf die hochadlige Herkunft seiner Ratgeber zu achten.

Neben der Person des Königs gab es auch strukturelle Gründe für den Erfolg der defensiven Strategie: Die Niederlagen von Crécy und Poitiers, das Schicksal Johanns II. und die Unruhen nach seiner Gefangenschaft hatten deutlich gezeigt, dass die Strategie des offenen Kampfes gegen die Engländer nicht erfolgversprechend war. Dem französischen Adel waren die Argumente genommen, um sich gegen ihren defensiv agierenden König zu behaupten. Hinzu kam, dass seine Strategie sehr erfolgreich war. Nach und nach wurden die englischen Besitzungen zurückerobert. 1375 waren beinahe sämtliche Festlandsbesitzungen der Engländer – mit Ausnahme von Calais und Gebieten rund um Bordeaux – in französischer Hand.

Die Engländer hatten dem militärisch nichts entgegenzusetzen. Auch dies kann man personell und strukturell erklären. 1376 starb Prinz Eduard, 1377 Eduard III. Beide hatten sich eine enorme Reputation als Heerführer erworben und glänzende Siege erfochten, beide wurden – durch Alter und Krankheit – in ihren Aktionen mehr und mehr eingeschränkt. Hinzu kam eine gewisse Kriegsmüdigkeit in England. Da nachhaltige Erfolge ausblieben, sank die Bereitschaft, Steuern für den Krieg aufzubringen und die englischen Abwehrbemühungen wirkungsvoll zu finanzieren.

Karl V. starb 1380, Eduard III. 1377. Nun folgte eine Phase minderjähriger Könige auf beiden Thronen, was in beiden Ländern zu einer Schwächung der königlichen Stellung führte. Auf Eduard III. folgte sein Enkel, Richard II., auf Karl V. sein Sohn, Karl VI. In beiden Monarchien beherrschten jeweils einflussreiche Onkel die Politik. Johann von Gent war der mit Abstand reichste und mächtigste Magnat Englands. In Frankreich nutzten vor allem Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, und Herzog Ludwig von Orléans ihren Einfluss, um ihre eigenen Interessen durch den Einsatz königlicher Ressourcen zu fördern. Bis 1388 Karl VI. selbst die Regierung übernahm und Richard II. 1389 offiziell mündig wurde, waren in beiden Königreichen innere Belange dominierend.

Entscheidend für die weitere Entwicklung des Krieges war der 5. August 1392. Nachdem er gerade fünf Jahre eigenverantwortlich regiert hatte, erlitt der französische König Karl VI. an diesem Tag einen Anfall, der den Beginn einer Geisteskrankheit darstellte, die den Monarchen schubweise ereilte und immer wieder handlungsunfähig machte. Wie schon während der Minderjährigkeit des Königs wurde Frankreich von der Politik seiner großen Herzöge abhängig; der Monarch als ausgleichender und regulierender Faktor fiel aus. In dieser Konstellation nahm eine Entwicklung ihren Anfang, die zum Bürgerkrieg in Frankreich und damit zu einer Phase der französischen Schwäche und der englischen Erfolge führen sollte. Es standen sich zwei Herzöge mit widerstreitenden Interessen gegenüber: Herzog Ludwig von Orléans, der Bruder des Königs, und Herzog Philipp von Burgund, dessen Onkel. Ludwig und Philipp bemühten sich, die Ambitionen des jeweils anderen zu stören, was sich auch auf den Fortgang des Krieges aus-



Prof. Dr. Hans-Michael Körner, Professor em. am Historischen Seminar der LMU München (Mi.) leitete wieder die Historischen Tage und wirkte auch als

Diskussionsleiter. Hier moderiert er das Gespräch mit den Professoren Mathias Niendorf (li.) und Martin Clauss.

wirken musste. König Karl VI. hatte immer wieder klare Phasen, blieb bis zu seinem Tod 1422 nominell König von Frankreich, hatte aber kaum Einfluss auf die Politik – allenfalls als Marionette in den Händen anderer.

Das Bestreben der burgundischen Herzöge zielte auf die Etablierung eines eigenen Reiches, sie machten burgundische, nicht französische Politik. Dazu gehörte auch, sich um einen Frieden mit England zu bemühen – der innerfranzösische Konflikt strahlte also auch auf die französische „Außenpolitik“ aus. Richard II. war diesem Vorschlag nicht abgeneigt, da sich in England eine gewisse Kriegsmüdigkeit breitgemacht

Karl V. verstarb 1380, Eduard III. 1377. Nun folgte eine Phase minderjähriger Könige auf beiden Thronen, was in beiden Ländern zu einer Schwächung der königlichen Stellung führte.

hatte. Entsprechende Verhandlungen wurden nunmehr zwischen Frankreich, England und Burgund geführt und endeten 1396 mit einer Hochzeit: Richard II. heiratete Isabella, die Tochter Karls VI. Mit dieser politischen Ehe wurde ein achtundzwanzigjähriger Waffenstillstand zwischen beiden Ländern besiegelt. Ein Friede und damit ein Ende des Konfliktes wurde dieser aber nicht, weil sich in beiden Ländern die politische Lage dramatisch änderte, wodurch die Basis für eine Fortsetzung des Krieges um ein weiteres halbes Jahrhundert gelegt wurde: 1399 stürzte Heinrich von Lancaster, ein Enkel Eduards III., Richard II. vom Thron und trat als Heinrich IV. seine Nachfolge an, er begründete die Königsdynastie der Lancaster. Ein Anliegen dieser neuen Dynastie war die Wiederaufnahme des Krieges mit Frankreich: Heinrich IV. schickte die Frau seines Vorgängers nach Frankreich zurück, sein Sohn, Heinrich V., sollte dann im 15. Jahrhundert den Krieg wieder auf den Kontinent tragen.

In Frankreich aber wuchsen sich die Rivalitäten zu einem Bürgerkrieg aus. Am 23. November 1407 wurde der Kopf des Hauses Orléans, Herzog Ludwig ermordet, und Johann Ohnfurcht, Herzog von Burgund, bekannte sich öffentlich, dieses Attentat in Auftrag gegeben zu haben. Frankreich war nun endgültig in zwei Lager gespalten und diese begannen in den folgenden Jahren um Macht, Einfluss und die Kontrolle miteinander zu kämpfen. Dies eröffnete den Engländern unter Heinrich V. die Möglichkeit, noch einmal erfolgreich den Krieg zu erneuern. Dies fällt dann freilich in das 15. Jahrhundert und soll hier nicht detailliert ausgeführt werden.

III. Die Folgen des Krieges

Fragt man vor dem Hintergrund der Kriegsursachen, wer den Krieg gewonnen hat, so lautet die Antwort eindeutig: Frankreich, genauer: die französische Monarchie. Der französische König Karl VII., unter dessen Regierung die Schlacht von Castillon 1453 gewonnen und die englischen Besitzungen erobert wurden, trägt seinen Beinamen „der Siegreiche“ zu Recht. Am Ende der langen Auseinandersetzungen gingen Karl VII. siegreich und das Königtum gestärkt aus dem Krieg hervor.

England verlor seine Festlandbesitzungen und wurde gleichsam zur Insel. Damit war der Grundstein für eine geostrategische Entwicklung gelegt, die man im 19. Jahrhundert mit dem Schlagwort „splendid isolation“ bezeichnete.

Bezüglich der Herrschaftsstruktur hat das französische Königtum vom Krieg profitiert. Die beständige Notwendigkeit, das Königreich zu verteidigen zu müssen, schuf Gestaltungsspielräume und Zugriffsmöglichkeiten. Dies zeigt sich etwa, wenn man in die Zeit nach der Gefangennahme des französischen Königs Johanns II. in der Schlacht von Poitiers 1356 schaut: Um das Lösegeld für Johann aufzubringen und die Kosten des Krieges zu decken, wurde die Bevölkerung besteuert; zunächst entsprach dies ganz den im Mittelalter üblichen Sonderabgaben, die ein Monarch in speziellen Notzeiten erheben konnte. Da durch die Höhe des Lösegeldes und die anhaltenden Kriegskosten der Finanz-

bedarf aber bestehen blieb, verstetigte sich die ursprüngliche Sonderabgabe im Laufe der Zeit, sodass sie als Ausgangspunkt einer dauerhaften und kontinuierlichen Besteuerung in Frankreich gelten kann.

Neben der dauerhaften Besteuerung zählte zu den Elementen, die die französische Krone und den französischen Nationalstaat stärkten, auch die Etablierung eines stehenden Heeres unter direkter Kontrolle des Monarchen. Vor allem Karl V. und Karl VII. konnten sich gegen Widerstände im Adel behaupten, das Königtum auf eine breite Basis stellen und modernisieren. Die kontinuierliche Erweiterung des Kronlandes, das unmittelbar unter königlicher Kontrolle stand, war die Grundlage für das starke französische Königtum, welches in den folgenden Jahren und Jahrzehnten eine hegemoniale Stellung in Europa einnehmen sollte.

Auf beiden Seiten des Kanals hat der Hundertjährige Krieg zur Weiterentwicklung eines Nationalgefühls beigetragen. Die beständige Auseinandersetzung forcierte das Verständnis, zu einer Gruppe mit einem gemeinsamen Anliegen zu gehören. Den Krieg der Königshäuser um Lehen und Krone führten am Ende zwei Nationen; diese grenzten sich – quer durch alle Stände – voneinander ab, etwa durch die Hinwendung zu den jeweiligen Nationalsprachen. Damit steht dieser Krieg nicht nur am Anfang neuzeitlicher Machtverteilung in Europa, sondern auch der Nationen England und Frankreich. In diesem Sinne stellt der Hundertjährige Krieg eine Krise dar, die Europa formte. □

Ergänzende Literatur:

Martin Clauss, *Das Ringen zwischen England und Frankreich. Der Hundertjährige Krieg, in: Europa im 15. Jahrhundert. Herbst des Mittelalters – Frühling der Neuzeit?*, hg. v. Klaus Herbers/Florian Schuller, Regensburg 2012, S. 183-203.

Litauens Aufstieg unter Großfürst Gediminas (ca. 1275-1341) und seinen Nachfolgern

Mathias Niendorf

Wenn es um die viel beschworene „Krise des 14. Jahrhunderts“ geht, so verkörpert Litauen gewissermaßen das Kontrastprogramm zu England und Frankreich: „Welche Krise?“ – Ein solcher Titel würde eigentlich auch gut zu Litauen passen. Im Land selbst ist das 14. Jahrhundert schließlich alles andere als „ein etwas vernachlässigtes Jahrhundert“, um diese Formulierung aus dem Tagungsprogramm aufzugreifen. Eine weitere Aussage, die dort zu lesen ist, trifft allerdings ohne weiteres auch im vorliegenden Fall zu: dass es ein „dramatisches Jahrhundert“ war, wie im Folgenden noch zu zeigen sein wird. Wollte man der Geschichte Litauens im 14. Jahrhundert ein Etikett verpassen, dann vielleicht das eines „Heldenzeitalters“. Es findet sich tatsächlich in der älteren deutschsprachigen Fachliteratur. Diese ist bei uns aber bis heute eine Lektüre für Spezialisten geblieben. Um den zitierten Ausdruck leicht abzuwandeln, so ließe sich behaupten, Litauen insgesamt ist hierzulande „ein etwas vernachlässigtes Land“.

I.

Daher erscheinen auch einige allgemeine Vorbemerkungen notwendig, was den Ort Litauens auf einer historischen Landkarte Europas anbelangt. Nach einem kurzen Rückblick auf die Vorgeschichte des 14. Jahrhunderts sollen die wichtigsten Stationen und Merkmale des „Heldenzeitalters“ skizziert werden, bevor die Frage nach Bedingungen und Ursachen jenes Aufstiegs diskutiert werden kann. Den Abschluss bildet ein Ausblick auf den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Das Litauen von heute wird zusammen mit Lettland und Estland zum Baltikum gerechnet. Dies, obwohl seine Geschichte doch wenigstens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts einen völlig anderen Verlauf nahm. Sprachlich sind die Litauer mit den Letten verwandt, beide sprechen „baltische“ Sprachen, während das Estnische mit dem Finnischen verwandt ist. Historisch gesehen verbindet Lettland aber weit mehr mit Estland als mit Litauen. Die beiden nördlichen Republiken im Baltikum, das früher so genannte „Alt-Livland“ sind lange unter deutschem Einfluss gewesen und bis heute protestantisch geprägt. Litauen dagegen ist katholisch, und für seine Geschichte ist die Nachbarschaft, die enge Verbindung zu Polen ausschlaggebend gewesen.

Tatsächlich hat Litauen eine Vergangenheit, die weit vor das 20. Jahrhundert zurückreicht – anders als das heutige Estland und Lettland, die als selbständige Staaten erst nach dem Ersten Weltkrieg auf die Landkarte Europas gelangten. Litauen dagegen kann auf ein gleichnamiges Großfürstentum zurückblicken, und das war tatsächlich groß, zählte auf dem Höhepunkt seiner Ausdehnung um 1430 nahezu eine Million Quadratkilometer. Es erstreckte sich „von Meer zu Meer“, also von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, reichte im Osten fast bis vor die Tore Moskaus, während es im Süden und Westen an den Staat des Deutschen Ordens, dem späteren Ostpreußen, grenzte.



Prof. Dr. Mathias Niendorf, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Greifswald

Dass solch ein Riesenreich nicht als Staat im heutigen Sinne anzusprechen ist, leuchtet ein. Es handelte sich vielmehr um ein eher lockeres Gefüge, zusammengesetzt aus sehr unterschiedlichen Herrschaftsbereichen. Die Vorfahren der heutigen Litauer stellten ohnehin nur eine kleine Minderheit dar. Lange hielten sie an ihrer ursprünglichen Religion fest; die Taufe nahmen sie erst an der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert an. Die überwiegende Mehrheit der Untertanen bildeten Ostslaven, also Vorfahren der heutigen Ukrainer und Weißrussen. Diese hatten zunächst die Bevölkerung der Kiever Rus' gebildet, manchmal auch verkürzt als Altrussland bezeichnet. Jene erste Herrschaftsbildung auf ost-slavischem Gebiet hatte 988 die Taufe nach byzantinischem Ritus angenommen, war also christlich, genauer: griechisch-orthodox. Unter dem Ansturm der Mongolen Mitte des 13. Jahrhunderts zerbrach nun jenes Herrschaftsgefüge. Dabei griffen die Mongolen keineswegs in die religiösen Verhältnisse ein. Privilegien für Klöster blieben oder wurden sogar ausgebaut. Alles was die neuen Herrscher verlangten, waren – neben politischem Gehorsam – immense Abgaben, welche umso mehr zur Verarmung oder bestenfalls Stagnation beitrugen, als Investitionen in den unterworfenen Gebieten unterblieben.

Dies machte es für Teilfürsten der ehemaligen Kiever Rus' attraktiv, sich den litauischen Großfürsten zu unterstellen. Auch diese versicherten, am inneren Gefüge neu gewonnener Länder nichts ändern zu wollen. Eine günstige Gelegenheit bot sich, als die einstmals so mächtige Goldene Horde allmählich an Einfluss verlor. Sie spaltete sich in mehrere Teile auf. Für Litauen am wichtigsten wurde das Khanat auf der Krim. Ab Mitte des 14. Jahrhunderts trat Moskau als Konkurrent hinzu, das sich seinerseits berufen fühlte zur „Sammlung der russischen Erde“.

II.

Nach diesem kleinen Ausblick auf das spätere Mittelalter gilt es nun zur Ausgangslage um 1300 zurück zu kehren. Wenn eingangs davon die Rede war, dass Litauen im Gegensatz zu anderen Gebieten des heutigen Baltikums auf eine Tradition der Eigenstaatlichkeit zurückblicken kann, stellt sich die Frage nach den Ursachen. Gängige Antworten verweisen zunächst auf die naturräumliche Lage. Litauen erscheint auf der Landkarte als ein vielfach in sich gegliedertes Gebiet, das Angriffe von außen erschwerte, allerdings auch Verkehr und Handel beeinträchtigte. Dabei handelte es sich um vergleichsweise fruchtbare Landstriche. Anders als das heutige Lettland oder Estland blieb Litauen mit seinem kleinen Küstenstreifen ein Binnenland. Die früher so genannte „Aufseglung“ Alt-Livlands, seine Eroberung von See her, ließ sich in Richtung Süden nicht weiter fortsetzen. Aber auch auf dem Landweg konnte Litauen nicht eingenommen werden.

Der Deutsche Orden im späteren Ostpreußen scheiterte an dieser selbst gesetzten Aufgabe, auch noch, nachdem sich ihm der Schwertbrüderorden in Alt-Livland 1237 angeschlossen hatte. Beide Zweige jenes Ritterordens gehörten zu den Hauptgegnern Litauens, das ihnen gegenüber in erster Linie auf Bewahrung des territorialen Besitzstandes bedacht war. Diese im Wesentlichen defensive Ausrichtung verlieh der Nachbarschaft im Westen einen anderen Charakter als das Verhältnis Litauens zu Moskau oder den Tataren.

Die Situation ständiger äußerer Bedrohung begünstigte den Zusammenschluss der durch kleine Täler, durch Flüsse und Sümpfe getrennten baltischen Stämme. Ihre Vereinigung war das Verdienst des Mindaugas Mitte des 13. Jh. Seine Herrschaft hatte das Land soweit gefestigt, dass Litauen ein ernsthafter Partner Roms wurde, als die Frage einer Annahme der Taufe anstand. Grundsätzlich konnte es zwischen zwei Möglichkeiten wählen: Sollte es die Taufe nach römischen oder nach griechischem Ritus annehmen? Auch wenn wir über den Weg der Entscheidungsfindung nicht unterrichtet sind, steht das Ergebnis doch fest: 1253 wurde Mindaugas nach seiner Taufe mit Segen des Papstes zum König gekrönt. Allerdings war dies nicht nur die erste, sondern zugleich auch die letzte Königskrönung in Litauens überhaupt. Nur rund ein Jahrzehnt konnte sich Mindaugas seiner neuen Würde erfreuen; 1263 wurde er von Verwandten ermordet. Ob Litauen erster und einziger König damals überhaupt noch das Christentum vertrat, ist in der Forschung umstritten.

Jedenfalls kam es nach dem Mordanschlag zu Wirren, bis sich schließlich ein neues Herrschergeschlecht durchsetzte: die Gediminiden. Der Name geht auf ihren Stammvater Gediminas (um 1275-1341) zurück. Anzumerken ist, dass sich in der internationalen Forschung der Brauch durchzusetzen beginnt, Persönlichkeiten der litauischen Geschichte des Mittelalters einheitlich nach einer modernen, rekonstruierten litauischen Form zu benennen. Damit entfällt die Notwendigkeit, sich willkürlich für einen der zeitgenössisch überlieferten Namen entscheiden zu müssen (z.B. dt. Gedimin, poln. Giedymin, wßr. Hedymin). Quellen liegen in den verschiedenen Sprachen von Litauens Nachbarn vor: ost-slavische Chroniken aus dem Gebiet der ehemaligen Kiever Rus', deutsche und lateinische Chroniken des Deutschen Ordens, dessen interner Schriftverkehr ebenfalls eine Fundgrube für die Forschung darstellt. Aus Litauen selbst kommen nur ganz vereinzelt Schriftzeugnisse, und diese

sind nie in litauischer Sprache, sondern immer in einer Sprache seiner Nachbarn gehalten, in Latein oder einer slavischen Varietät. Die Dichte der Überlieferung nimmt gegen unseres Beobachtungszeitraums, also Ende des 14. Jahrhunderts, deutlich zu. Erst dann nämlich gab es im Großfürstentum eine eigenständige Kanzlei. Zuvor wurden Schreiber immer nur für konkrete Vorhaben an den Hof geholt und nach getaner Arbeit sogleich wieder entlassen. Es handelte sich dabei meist um Franziskanermönche aus Riga. Für einen ungetauften Herrscher zu arbeiten, stellte für sie offenbar kein Problem dar.

Gediminas und seine Nachfolger korrespondierten mit den Mächtigen ihrer Zeit, verheirateten ihre Töchter, führten Krieg und schlossen Frieden, gelegentlich auch regelrechte Bündnisse – dies alles, ohne formal zum abendländischen Europa zu gehören, sofern man dieses heute noch mit einem christlichen gleichsetzen möchte. Insbesondere die Aussicht, Verdienste um die Christianisierung Litauens als letzter „heidnischer“ Macht auf dem Kontinent beanspruchen zu können, stellte ein diplomatisches Lockmittel für die Mächtigen Europas dar.

Die Großfürsten kokettierten mit der Annahme der Taufe, ohne sich letztlich dazu durchringen zu können. Ihnen stand wohl nicht nur das Schicksal des Mindaugas vor Augen. Stärker als jenes abschreckende Beispiel aus der Geschichte ließ sie wohl die Gegenwart zögern: Eine Annahme der Taufe bedeutete nicht einfach nur Christianisierung, sondern verlangte zugleich eine Entscheidung für den westlichen oder den östlichen Ritus. Orthodox, also letztlich dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel verbunden, war die Mehrheit der Untertanen, Katholisch die Glaubensrichtung des Deutschen Ordens. Unterstellte sich Litauen dem Papst, entzog man jenen „Kreuzrittern“ zwar die ideologische Daseinsberechtigung, stellte sich aber zugleich gegen die Mehrheit der Untertanen – nicht nur der jetzigen, sondern auch aller zukünftigen, die man auf dem Gebiet der ehemaligen Kiever Rus' noch zu gewinnen hoffte. Insofern war das Lavieren zwischen beiden Optionen, Rom und Byzanz, selbst eine Option als ein gewissermaßen „dritter Weg“ (das sogenannte Große Abendländische Schisma spielte aus diesem politischen Blickwinkel eine untergeordnete Bedeutung).

Im Innern fiel der Gegensatz zwischen einem Herrscherhaus mit seiner Naturreligion und den orthodox getauften Untertanen nicht weiter ins Gewicht: Gediminiden aus den litauischen Kernlanden, die mit politischen Aufgaben in den östlichen Gebieten betraut wurden, nahmen dort neben der Sprache auch den Glauben ihrer neuen Umgebung an.

Was bei dieser Herrschspraxis ins Auge fällt, ist zunächst die rein räumliche Ausdehnung, selbst wenn diese, wie erwähnt, in mehr oder weniger lockerer Form erfolgte. Ebenso ist daran zu erinnern, dass sich Litauens Expansion ausschließlich nach Osten und Süden erstreckte, während nach Westen und Norden, also gegenüber den Gebieten des Deutschen Ordens, lediglich defensiv der Gebietsstand gewahrt wurde. Die Erweiterung des Herrschaftsgebietes konnte militärisch, aber auch durch Erbschaft oder Heirat erfolgen. Nicht immer lässt sich dies so eindeutig bestimmen, wie im Falle Kievs: Die „Mutter der russischen Städte“ wurde 1320 erobert.

Heiratsverbindungen unterhielt das litauische Herrscherhaus sowohl nach Westen wie nach Osten. Eine Tochter des Gediminas wurde 1325 sogar Frau des polnischen Thronfolgers Kasimir,

des späteren Königs Kasimirs des Großen. Sie nahm vorher die Taufe nach römischen Ritus und einen christlichen Vornamen (Anna) an. Von einer Liebesheirat kann wohl schwerlich die Rede sein. Vielmehr flankierte die Hochzeit ein Bündnis ihrer Väter gegen die Markgrafen von Brandenburg, was als heidnisch-christliche Koalition europaweit für Aufsehen sorgte. Andere Gediminiden-Prinzessinnen, die in das Moskauer Reich einheirateten, empfingen entsprechend die Taufe nach griechischem Ritus.

Im Bereich der auswärtigen Beziehungen haben die Gediminas-Briefe eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die traditionell unter jenem Sammelbegriff aufgeführten Schriftstücke bieten das Bild einer diplomatischen Offensive zwischen 1322 und 1324. Der Großfürst signalisierte Rom gegenüber seine Bereitschaft, den katholischen Glauben anzunehmen. Des Weiteren bekundete er Offenheit nicht nur für westliche Fachleute, sondern auch für Siedler aller Art samt ihren Familien. Günstige Bedingungen, darunter das Recht auf freie Religionsausübung, wurden zugesichert. Adressaten waren dabei namentlich aufgeführte Ostseestädte. Wenn auch der unmittelbare Erfolg jener Werbeaktion eher gering zu veranschlagen ist, so kann doch mit dem heute in Litauen lebenden und arbeitenden Cambridge-Historiker Stephen C. Rowell konstatiert werden, dass Gediminas jedem christlichen Fürsten ebenbürtig war.

III.

Gediminas' Machtstellung übertrug sich auf seine Söhne Algirdas (um 1300–1377) und Kęstutis (um 1297–1382). Beide standen seit 1345 gemeinsam an der Spitze des Großfürstentums. Das immer wieder gern beschworene Bild brüderlichen Einvernehmens scheint hier tatsächlich einmal Realität geworden zu sein. Grundlage dieser Doppelherrschaft bildete eine klare Arbeitsteilung: Kęstutis kümmerte sich um die Beziehungen nach Westen (und damit dem Deutschen Orden), Algirdas um die übrigen Nachbarn. In diesem Zusammenhang sei auf den Luxemburger Karl IV. verwiesen. Beide Brüder wurden Objekte seiner Missionspläne. Der Kaiser wartete Ende 1358 in Breslau auf das angekündigte Eintreffen der heidnischen Herrscher. Es erschienen allerdings nur Boten. Sie erklärten, dass vor einer Taufe nach römischem Ritus zunächst der Deutsche Orden Gebietsgewinne zurückgeben müsse.

So harmonisch sich offenbar auch die Zusammenarbeit von Algirdas und Kęstutis gestaltete: Dieses Modell eines konfliktfreien Neben- und Miteinander innerhalb eines Herrscherhauses ließ sich nicht auf die nächste Generation übertragen. Jogaila (um 1350–1434) und Vytautas (um 1350–1430), die Söhne von Algirdas bzw. Kęstutis, standen sich die längste Zeit ihres Lebens als Rivalen gegenüber, auch wenn sie zeitweilig befristete Bündnisse eingingen. Das gespannte Verhältnis trat erstmals als einer der in Osteuropa häufigen Onkel-Neffen-Konflikte in Erscheinung. Im August 1383 wurde Kęstutis in Begleitung seines Sohnes von Gefolgsleuten Jogailas zunächst gefangen genommen, dann offenbar ermordet, sofern er seinem Leben im Kerker nicht selbst ein Ende setzte.

„Dramatisch“ blieb das 14. Jahrhundert für Litauen auch weiterhin. Eine aktive Rolle in den innenpolitischen Auseinandersetzungen spielte der Deutsche Orden. Dieser verstand es, Akteure in Litauen gegeneinander auszuspielen, und bot sich im Zweifelsfall immer als Zufluchtsort für unterlegene Protagonis-



Foto: akg-images/Rainer Hackenberg

Erst im 21. Jahrhundert setzte Litauen dem „Staatsgründer“, Großfürst Gediminas (reg. 1316–1341), ein mächtiges Denkmal. Es steht auf dem Kathedralplatz in Wilnius.

ten an. So war es Vytautas anders als seinem Vater gelungen, aus der Gefangenschaft Jogailas zu entkommen. Er floh nach Preußen, zum Deutschen Orden, wo er sich 1383 taufen ließ und den Namen Wigand annahm. Dies hinderte den Neophyten Vytautas nicht daran, heimlich Kontakt zu seinem Vetter zu suchen und sich mit ihm auszusöhnen. Hoffnungen auf eine führende Stellung in seiner alten Heimat erfüllten sich jedoch zunächst nicht.

Das Heft behielt nach wie vor Jogaila fest in der Hand. Er fasste den folgeschweren Entschluss zur Annahme der Taufe, und zwar nach römischem Ritus. Eine solche Gelegenheit schien sich so schnell nicht wieder zu bieten: Mit der Taufe winkte zugleich die Krone eines Nachbarlandes, nämlich Polens. Am 14. August 1385 wurde im heute weißrussischen Krowo, nahe an der litauischen Schengen-Grenze, ein Vertrag unterzeichnet, der bis heute für Auseinandersetzungen sorgt. Im Kern jedenfalls, das lässt sich vereinfachend festhalten, schuf er die Grundlage für die polnisch-litauische Personalunion, die über Jahrhunderte hinweg Bestand haben sollte – anders als die manchmal zum Vergleich hinzu gezogene Kalmarer Union zwischen Dänemark, Schweden und Norwegen (1397–1523).

Die Frage, ob Litauen mit der immer enger werdenden Anlehnung an Polen letztlich seinen Untergang besiegelt habe, wird in national-litauischen Kreisen bis heute bejaht. Doch ist dies keine mehrheitsfähige Position, schon gar nicht in der Wissenschaft. Wie das polnisch-litauische Verhältnis rein rechtlich zu beurteilen ist, wird allerdings immer noch unterschiedlich ausgelegt. Aber genauso ist in praktischer Hinsicht unverkennbar, dass Litauens Stellung in jenem Bündnis sich im Laufe der Jahrzehnte nach Krowo fortlaufend stärkte.

Und dies gilt ganz besonders für Litauens ranghöchsten Repräsentanten, eben Vytautas. Sein Einflussbereich erstreckte sich bis zu den Tataren, wo er ihm genehme Kandidaten zur Khanswürde verhalf. Freilich waren seine Interventionsversuche nicht immer von Erfolg gekrönt. An der Vorskla, einem Nebenfluss des Dnepr, erlitt er 1399 eine Niederlage gegen die Tataren. Selbst dieser militärische Misserfolg verdeutlicht immer noch das europäische Gewicht Litauens zu jener Zeit: Für den Feldzug hatte Papst Bonifaz IX. eigens einen Kreuzzugsaufruf erlassen, und neben polnischen Adligen befanden sich sogar Ritter des Deutschen Ordens in den litauischen Schlachtreihen.

In das Jahr 1410 fällt der glanzvolle, gemeinsam errungene Sieg Jogailas und Vytautas gegen den Deutschen Orden bei Tannenberg. Viel hätte nicht gefehlt, und es hätte nach Mindaugas einen weiteren König in der Geschichte Litauens gegeben. 1429, ein Jahr vor seinem Tod, hatte Vytautas im wolhynischen Luck Gäste aus ganz Europa begrüßen dürfen. Angereist waren neben seinem Vetter Jogaila und ostslavischen Fürsten Gesandte aus Dänemark, der Moldau, der Tataren und selbst aus dem fernen Byzanz; doch prominentester Teilnehmer des Treffens war zweifellos der römische König und spätere Kaiser Sigismund. Besprochen wurden ganz allgemein Probleme Ostmitteleuropas, darunter auch die Lage des von den Hussitenkriegen betroffenen Böhmens.

Vytautas hinterließ keine männlichen Nachkommen. Insofern bedeutete es in erster Linie eine persönliche Ehre, wenn ihm Sigismund nach Absprache mit dem Papst eine Königskrone zukommen lassen wollte. Jogailas anfängliche Zustimmung zur Rangerhöhung seines Veters war jedoch einer Ablehnung gewichen, als einflussreiche polnische Rat-

geber um den Bestand der Union fürchteten. Die Gesandten mit der Krone (wohl aus Augsburg oder Nürnberg) wurden so lange in Polen aufgehalten, bis ihre Mission gegenstandslos geworden war: Ende Oktober 1430 verstarb Litauens greiser Herrscher.

IV.

Für manche Historiker ist damit das Heldenzeitalter Litauens definitiv zu Ende, aber an dieser Stelle sollte vielleicht eher interessieren, wie es überhaupt zu diesem Höhepunkt hat kommen können, angesichts jener viel beschworenen „Krise des 14. Jahrhunderts“. Zunächst blieb das Land vom Wüten der Großen Pest verschont. Auch sonst genoss es die Gunst der Biologie. Obgleich von Mindaugas zu Gediminas keine verwandtschaftliche Linie führt, war dieser Stammvater eines neuen Geschlechts ebenso wie seine Kinder und Enkel mit einem langen Leben gesegnet. Ein Alter von rund 80 Jahren zu erreichen, das war selbst in Kreisen regierender Häupter Europas nur den wenigsten vergönnt. Nach der Biologie sollte sodann die Jurisprudenz zu ihrem Recht kommen. Anders als Polen oder die Kiever Rus' litt Litauen nicht an Erbteilungen, die zu einer folgenschweren Zersplitterung des Landes geführt hätten.

Ungeachtet aller Auseinandersetzungen innerhalb des Herrscherhauses war eine dynastische Stabilität erreicht. Die Gediminiden spielten für Litauen insofern die gleiche Rolle wie die die Přemisliden für Böhmen, die Arpaden für Ungarn oder die Piasten für Polen. Mit Annahme der Königskrone im polnischen Krakau wurden die Gediminiden dann zu Ahnen einer neuen polnischen Dynastie, welche nach dem polnischen Namen von Jogaila (Jagiello) den Namen



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

La Navicella, das Schiff der Kirche, schmückte das Atrium von Alt-Sankt Peter und gilt als eines der berühmtesten Kunstwerke Giotto's. Hier abgebildet

ist eine Zeichnung von Parri Spinelli, die Giotto's Gemälde zum Vorbild hat. Die Zeichnung ist in New York, im Metropolitan Museum of Art zu sehen.

„Jagiellonen“ trägt. Von ihrem Ursprung her sind die Jagiellonen jedenfalls ein litauisches Herrschergeschlecht.

Um bei dem Vergleich zu Polen, Ungarn und Böhmen zu bleiben, den Kernländern Ostmitteleuropas also, so verdankten sie ihre innere Konsolidierung nicht allein der Langlebigkeit einer Herrscherfamilie. Hier hatte sich zusätzlich ein gesellschaftlich übergreifendes Integrationsangebot durchgesetzt: nämlich die Idee von einem Land als eines unteilbaren Ganzen, das unabhängig von der Person des jeweiligen Monarchen existiere und über das dieser daher auch nicht über Belieben verfügen dürfe. Sinnbild dieser Idee war die Krone, im lateinischen Ausdruck der Zeit *Corona regni*. Im Falle Böhmens und Ungarns wurde jene abstrakte Idee der Krone mit einer konkreten Herrscherpersönlichkeit in Verbindung gebracht: als „Wenzelskrone“ bzw. „Stefanskrone“, benannt nach herausragenden Monarchen, welche zugleich als Heilige verehrt wurden.

Vor diesem Hintergrund treten die Defizite eines heidnischen Landes hervor. Über Möglichkeiten, sich den kirchlichen Propagandaapparat zunutze zu machen, verfügte Litauen vor 1386 nicht. Vytautas mochte in der späteren Geschichtsschreibung als so etwas wie ein säkularer Heiliger fungieren, aber obwohl er nachweislich viele Kirchen gestiftet hatte – formal kanonisiert wurde

er nie; die Zeit für Heldenfiguren als dynastische Heilige gehörte in Europa offenbar der Vergangenheit an. Ein weiterer Nachteil der späten Christianisierung war ihre institutionelle Absicherung: Litauen vermochte es nicht, eigene Kirchenprovinz zu werden. Das 1387 neu gegründete Bistum Wilna war mit 226.000 Quadratkilometer das größte des Kontinents, blieb aber dem polnischen Erzbistum Gnesen (Gniezno) unterstellt.

Auch was die Schriftlichkeit anbelangt, bedeutete die Christianisierung eine Zäsur. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts datieren die Anfänge einer litauischen Kanzlei.

Was die weltlichen Angelegenheiten im engeren Sinne anbelangt, so erweiterten sich nach der Taufe doch die Handlungsmöglichkeiten Litauens. Der Deutsche Orden mochte noch so sehr die Ernsthaftigkeit der Christianisierung seines Gegners in Zweifel stellen – letztlich drangen die Kreuzritter auf europäischer Bühne damit nicht mehr durch. In diesem Zusammenhang sei noch ein-

mal an das Bündnis Gediminas mit Polen gegen Brandenburg erinnert, für das eine Tochter des litauischen Herrschers einstehen musste. Als heidnisch-christliches Bündnis gegen ein christliches Land sorgte es europaweit für Aufsehen, erwies sich aber als wenig tragfähig: Schon bald nach dem Tod Annas 1339 flammten erneut litauisch-polnische Konflikte auf.

Auch was die Schriftlichkeit anbelangt, bedeutete die Christianisierung eine Zäsur. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts datieren die Anfänge einer litauischen Kanzlei. Diese war allerdings – ebenso wie der übrige Verwaltungsaufbau des Landes – sehr viel stärker weltlich geprägt als anderswo in Europa. Hier spielte sicherlich der Wunsch eine Rolle, angesichts des katholisch-orthodoxen Gegensatzes nicht eine bestimmte Glaubensrichtung zu bevorzugen.

Andererseits ist es bemerkenswert, dass auch im weltlichen Bereich wesentliche Impulse unmittelbar nach Annahme der Taufe erfolgten. Dies gilt für die Verleihung des sächsisch-deutschen Stadtrechts (zunächst 1387 an die Residenzstadt Wilna) ebenso wie für Privilegien für Juden (die ersten ergingen auch an Gemeinden im heutigen Weißrussland). Umschreiben lassen sich jene Vorgänge mit den Stichworten von Modernisierung oder mittelalterlichem Landesausbau. Sie blieben nicht ohne gesellschaftliche Folgen.

Die Grenzen zwischen den einzelnen sozialen Gruppen scheinen anfangs noch eher fließend als scharf gezogen. Dies gilt selbst für das Verhältnis zwischen den mehrheitlich freien Bauern und dem im Entstehen begriffenen Adel, wobei letzterer insofern schon privilegiert war, als er keine Naturalabgaben zu leisten hatte. Landbesitz aber war noch kein Vorrecht eines bestimmten Bevölkerungsteils. Hinsichtlich der Besitzgröße allerdings begann sich bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts eine Gruppe abzuheben. Sie erwarb zusätzliches Land oder erhielt solches, wohl zu meist für geleistete Dienste, aus der Hand des Herrschers – für eine bestimmte Zeit, bis zum Lebensende oder sogar mit dem Recht auf Weitervererbung. Die genauen Bedingungen lassen sich im Einzelnen nicht bestimmen.

Wenn oben von „wesentliche[n] Impulse[n]“ der Taufe die Rede war, so sollte damit nicht zuletzt die lange Dauer eines Prozesses angedeutet werden, welcher Litauen Ende des 14. Jahrhunderts auch formal Anschluss an das übrige Europa finden ließ.

Eine lange Tradition weist die Diskussion auf, welche Elemente der litauischen Herrschaftsorganisation autochthonen Ursprungs sind und welche sich auf Einflüsse von außen zurückführen lassen. Dabei kann es in heutiger Sicht allenfalls um die Bestimmung des Mischungsverhältnisses gehen. Als ein

Sinnbild hierfür mag ein Siegel des Kestutis genügen. Dargestellt ist ein Krieger, mit einem Brustpanzer deutlichen Ursprungs, einem typisch tatarischen Helm sowie, nicht zu vergessen, einem einheimischen, litauischen Schild.

Schließen möchte ich aber nicht mit einem Beispiel aus dem Bereich des Militärischen, auch nicht mit dem Drama der verhinderten Königskrönung 1429, sondern mit dem Bild einer Prozession. Es ist eine Darstellung, die seit einigen Jahren schon immer wieder gern in Abhandlungen zur Geschichte Litauens wie Europas aufgenommen wird. Datierungen weichen dabei voneinander ab. Sie reichen von „um 1400“ bis hin zu „1419-1436“. Jedenfalls markiert jenes Fresko in der Straßburger Kirche Jung St. Peter (St. Pierre Le Jeune) das Ende unseres Beobachtungszeitraums.

Die figürliche Darstellung zeigt den „Zug der Nationen zum Kreuz“. 15 namentlich gekennzeichnete Allegorien leisten dem Ruf des Christentums Folge. Sie bilden eine Prozession, die sich in zwei Gruppen gliedert, was ganz offensichtlich eine hierarchische Ordnung zum Ausdruck bringen soll: Auf Reiterinnen folgen Fußgängerinnen. Angeführt wird die Prozession von der „Germania“ hoch zu Ross. Dieser Allegorie des Reiches folgen weitere Reiterinnen, als letzte die „Polonia“. Den Schluss des Zuges bilden zwei Frauen zu Fuß. Noch hinter der „Oriens“ (die vermutlich die ostslawische Orthodoxie verkörpern soll), schreitet ganz am Ende die „Litavia“, also die Personifikation Litauens.

Hunderte von Kilometern westlich der Grenzen des Großfürstentums spricht das Bild eine beredte Sprache: Mochten auch Zweifel am christlichen Charakter des Landes bestanden haben – Litauens Anspruch auf einen Platz in Europa ließ sich nicht länger mehr ignorieren. □

Herzog Gian Galeazzo Visconti (1378-1402). Die Machtentfaltung Mailands gegen die italienischen Signorien

Ellen Widder

Der folgende Beitrag kann sich nur in sehr geraffter Form mit der komplexen Thematik befassen, daher soll dies in mehreren Schritten erfolgen: Erstens wird ein allgemeiner Blick auf die politischen und sozioökonomischen Strukturen Italiens im Spätmittelalter von städtischen Kommunen hin zu „neuen“ Fürstenstaaten geworfen, wobei die Entwicklung der Signorien eine zentrale Rolle spielen wird. In diesem Kontext werden die Visconti als eine politische Familie behandelt, vor deren Hintergrund Gian Galeazzo Visconti (geb. 1351, reg. 1378-1402) biographisch beleuchtet und im Anschluss daran zu bewerten versucht wird. Ein kurzes Fazit beschließt diese Ausführungen.

I.

Betrachtet man Italien im Spätmittelalter, dann blickt man auf eine reiche, bunte und dynamische Welt – dies gilt nicht nur für Kunst, Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch für den Bereich der Politik. Der Norden und Teile Mittelitaliens haben neben den historischen Niederlanden den höchsten Verstärkungsgrad im damaligen Europa. Es handelt sich um wirtschaftlich hochdynamische Regionen mit spezialisiertem Handwerk (besonders Tuche und Metallverarbeitung) und lukrativem Fernhandel; dieser umfasst sowohl die gesamte Mittelmeerwelt mit den orientalischen Anrainerstaaten als auch die Gebiete nördlich und westlich der Alpen und Westeuropas. Im flandrischen Brügge trifft sich diese Welt der italienischen Kaufleute und Bankiers mit der im Nord- und Ostseeraum aktiven Hanse. Lombarden sind bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts im Deutschland sowie den historischen Niederlanden nachweisbar, agieren als Bankiers und Münzmeister und steuern die Geldströme des damals in Avignon residierenden Papsttums.

Diese europaweite und darüber hinausreichende Vernetzung führt zu einer kontinuierlichen Akkumulation von Geld- und Sachwerten, die trotz krisenhafter Zuspitzungen wie dem Bankrott bedeutender florentinischer Handels- und Bankhäuser um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer ungeheuren künstlerischen und kulturellen Blüte in den italienischen Städten führt. Die Einwohnerschaft dieser Gemeinwesen ist sozial heterogen, horizontal und vertikal hochmobil und dank signifikanter Anteile kaufmännisch wirtschaftender Adelliger gewaltbereit und konfliktfreudig.

Signorien entstehen in Italien um das Jahr 1300. Es handelt sich um einen fragilen Rechtstitel, der darin besteht, dass das (ursprünglich) zeitlich befristete Amt des Seniors durch Akklamation von der beschlussfassenden Volksversammlung einem bestimmten Herrn verliehen wird. Der Begriff Senior (ital. Signore) bedeutet vom Wortsinn eigentlich Älterer, ist hier aber im Sinne von Würdiger gemeint. Bei den Signoren verläuft der Trend hin zu Anstrengungen, ihre politische Legitimation zu stärken und damit eine stabilere politische Position zu erreichen. Verhindert werden soll damit, dass bei einem Stimmungswechsel innerhalb der Bürger-



Prof. Dr. Ellen Widder, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Tübingen

schaft oder sonstigen politischen Wechselfällen die Macht in der Stadt an einen der stets vorhandenen Herrschaftskonkurrenten fällt, der wiederum durch Beschluss der Volksversammlung in seiner Herrschaft legitimiert werden konnte.

Soweit die Theorie. In der Praxis führte dies seitens der Signoren zur Suche nach weiteren Rechtstiteln, um die strukturell gefährdete Herrschaft zu stärken und damit zu verstetigen. Solche Rechtstitel konnten aus verschiedenen Quellen stammen: hierunter fielen beispielsweise die Ernennung zum Reichsvikar durch den deutschen König oder Kaiser oder die zum päpstlichen Vicarius. Es handelte sich in beiden Fällen um Statthalterschaften, also um politische Ämter, die meistens pro Forma vergeben wurden, was im Allgemeinen einherging mit hohen finanziellen Leistungen für ihre Verleihung, also quasi durch Kauf. Der Trend verlief im Laufe des 14. Jahrhunderts ganz im Interesse der Betroffenen in Richtung auf Verleihung des Signorenamtes auf längere Dauer, dann auf Lebenszeit und schließlich zur Erblichkeit innerhalb der Signorenfamilie.

Man kann hier von einer Dynastisierung, das heißt von der Ausbildung einer politischen Familie sprechen. Trotz all dieser häufig erfolgreichen Bemühungen blieb die Unsicherheit der Position aufgrund unzureichender beziehungsweise fragiler Legitimationsbasis bestehen. Dies zeigte sich daran, dass Ämter gewaltsam oder gewaltlos entzogen werden konnten, Signorenfamilien auf natürlichem oder gewaltsamem Wege ausstarben oder im Rahmen kriegerischer Ereignisse verdrängt oder unterworfen wurden.

Dieser latenten Gefährdung der Macht wurde vorgebeugt: Ostentative Frömmigkeit diente der religiösen, Prachtentfaltung der symbolischen, erfolgreiche Kriegführung der faktischen Legitimation und Konnobium, also Heiratsverbindungen mit benachbarten

Signorenfamilien, der regionalen Absicherung, Heiratsverbindungen mit Fürstfamilien schließlich sogar der politischen Verankerung im europäischen Herrschaftskontext. Gerade die permanente Kriegsführung wurde zu einem bestimmenden Faktor der politischen Welt Ober- und Mittelitaliens. Dies führte über die Jahre zu einer Arrondierung der Machtblöcke und ging einher mit einer immer stärkeren Machtkonzentration auf einige wenige Machthaber und deren Familien, wie man es bei den mailändischen Visconti, aber auch bei ihren Konkurrenten wie den Della Scala aus Verona, den Da Carrara aus Padua oder den D'Este aus Ferrara beobachten kann.

II.

Unter diesen vielen, im 14. Jahrhundert um die Macht konkurrierenden Signorengeschlechtern ragen die Visconti von Mailand heraus. Dies hat viele Gründe, nicht zuletzt militärische Fortüne, aber auch Skrupellosigkeit, dynastisches Glück und geschickte Herrschaftspolitik. Die oben skizzierten Strategien des Machtausbaus und der Machterhaltung kann man bei ihnen idealtypisch studieren: Ihr Begründer als Signore ist Matteo I. Visconti (1250-1322); er amtierte 1294 als Reichsvikar und von 1295 bis 1302 sowie von 1311 bis 1322 als Herr von Mailand. Zwischenzeitlich war er im politischen Exil, verjagt durch seine Gegner aus dem Hause Della Torre und de-legitimiert durch die Mailänder Bürger. Die Rückkehr an die Macht hatte er dem Romzug König Heinrichs VII. zu verdanken.

Seine zahlreiche, politisch aktive Nachkommenschaft führte die Herrschaft weiter. Bei der Heiratspolitik verließen die Strategien in verschiedene Richtungen. In der frühen Phase des Aufstiegs suchte man Eheverbindungen mit Abkömmlingen anderer Signorenfamilien und/oder adeliger Familien Oberitaliens. Hierbei galt es, politische Positionen zu verteidigen und Allianzen gegen mächtige politische Gegner wie die Anjou als Könige von Neapel und Unteritalien, zu schmieden. So amtierte Galeazzo I. Visconti (1277-1328) in den Jahren 1322 bis 1328 als Nachfolger seines Vaters als Herr von Mailand. 1300 hatte er Beatrice, Tochter von Obizzo II. d'Este, Herrn von Ferrara, Modena und Reggio Emilia, geheiratet. Sein einziger Sohn Azzo (1302-1339) folgte ihm von 1328 bis 1339 in der Mailänder Herrschaft und heiratete 1330 Caterina, aus einer Nebenlinie der Grafen von Savoyen.

Die Herrschaft in Mailand ging nach seinem Tod an seinen Bruder Luchino über, bei dessen drei Ehen sich wiederum die Kräfteverhältnisse in Oberitalien im Zeichen der weit ausstrahlenden politischen Vorherrschaft der süditalienischen Anjou-Könige widerspiegelten und zu politischen Koalitionen (und Hochzeiten) mit benachbarten Mächten wie den Markgrafen von Saluzzo und den genuesischen Spinola und Fieschi führten. Die instabile politische Situation zeigte sich deutlich, als Luchino 1349 durch Mord ein gewaltsames Ende fand, angeblich vergiftet durch seine dritte Ehefrau Isabella Fieschi.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stabilisierte sich die Lage bei den Visconti durch die gemeinsame Herrschaft der Brüder Bernabò und Galeazzo Visconti. Beide waren etwa gleich alt und heirateten 1350 als etwa Dreißigjährige. Der ältere Bernabò wählte Beatrice della Scala; sie entstammte einer Familie, die zu den mächtigsten Konkurrenten der Visconti zählte, nämlich den Herren von Verona, Brescia, Parma und Lucca. Aus dieser Ehe (und aus sonstigen außerehelichen sexuellen

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 46

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Mitarbeit: Simon Berninger
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München.
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig).
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355 000, BLZ 750903 00
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Aktivitäten Bernabòs) ging eine vielköpfige Nachkommenschaft hervor, von der später noch die Rede sein wird.

Sein nur wenig jüngerer Bruder Galeazzo II. ehelichte im selben Jahr wie sein Bruder Bianca Maria di Savoia. Sie war eine Tochter Graf Aymons von Savoyen, entstammte also keiner Nebenlinie wie ihre oben bereits behandelte Schwägerin Caterina, sondern war Tochter des regierenden Grafen. Die Grafen von Savoyen zählten zum europäischen Hochadel, waren bestens vernetzt und mit den Königshäusern in Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich verwandtschaftlich verbunden. Im Gegensatz zu Bernabòs reicher Nachkommenschaft gingen aus dieser Ehe nur zwei Kinder, davon nur ein Sohn hervor. Bei diesem handelt es sich um den im November 1351 geborenen Gian Galeazzo Visconti.

Bernabò und Galeazzo teilten sich die Herrschaft, die sie über Jahre einvernehmlich, mit verschiedenen Herrschaftsschwerpunkten und relativ unangefochten ausübten; der Ältere saß vornehmlich in Mailand, der Jüngere in Pavia. In dieser Zeit vollzogen sich in Italien Entwicklungen, die in der Forschung mit dem Trend von der Kommune zu „neuen“ Fürstenstaaten umschrieben werden. So kam es seit etwa der Mitte des 14. Jahrhunderts zu verschiedenen Prozessen: Zum einen überschrift das Herrschaftsgebiet einzelner Signorenfamilien das ursprüngliche Gebiet ihrer Städte, wozu immer auch das städtische Umland, der Contado, zählte; es dehnte sich auf weitere Städte aus und arrondierte sich. Gleichzeitig verminderte sich die Zahl der Signorengeschlechter durch dynastisches Aussterben beziehungsweise politische Auslöschung oder Verdrängung durch Konkurrenten. Einige Signorengeschlechter und Stadtrepubliken setzten sich durch, blieben aber in ihrer Stellung oder politischen Eigenständigkeit permanent gefährdet und neigten daher ebenfalls zur territorialen Expansion.

Dieser Prozess verlief nicht kontinuierlich, sondern in Schüben. Die Auslöser waren vielfältig; es konnten Einwirkungen auswärtiger Mächte sein, so die Romzüge deutscher Könige wie Heinrich VII., Ludwig IV., der Bayer, Karl IV., aber auch die Italienzüge päpstlicher Legaten wie Bertrand de Pouget oder Aegidius Albornoz, ferner die Aktivitäten auswärtiger Reichsvikare wie König Johann von Böhmen oder Markward von Randeck, neapolitanischer Könige wie Karl-Robert von Anjou oder zugewanderter marodierender Söldnerkompanien aus dem Frankreich des Hundertjährigen Krieges wie die Compagnia Bianca del Falco des englischen Söldnerführers John Hawkwood (italianisiert zu Giovanni Acuto) sowie die Rückkehr der seit 1309 in Avignon residierenden Päpste Ende der 1360er Jahre und der Ausbruch des Großen Abendländischen Schismas 1376. Auch der Ausfall von Hegemonen beeinflusste die Entwicklung; hierzu zählten die über 60 Jahre währende Absenz der Päpste im fernen Avignon oder die 1343 eintretende politische Neutralisation der lange Italien dominierenden Könige von Neapel aus dem Hause Anjou.

Solche Einwirkungen von außen führen zu Phasen politischer Destabilisierung, bei der es zu massiven Spannungen, innenpolitischen Umbrüchen und außenpolitischen Aktionen kam. Kluge Signori bauten vor und verschanzten sich vor ihren Feinden hinter massiven Mauern und/oder bauten zur Sicherung und Kontrolle in den von ihnen unterworfenen Städten mächtige Festungen mit einer starken militärischen Besatzung. Ein gutes Beispiel dafür ist das von Galeazzo II. um 1360 in Pavia erbaute Castello Visconteo, das unmittelbar

nördlich an die Altstadt grenzte und ihm als hochrepräsentativ ausgestattete, prachtvolle Fürstenresidenz diente, gleichzeitig aber militärisch sowohl die Stadt wie die Straße nach Mailand kontrollierte.

III.

Auf diese Art und Weise blieben in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als Vormächte auf der politischen Landkarte Oberitaliens lediglich die Visconti von Mailand, die Republik Venedig und die Republik Florenz übrig, während die Stadtrepubliken Bologna, Genua, Pisa und Siena ins zweite Glied rückten. Die Gonzaga von Mantua und die Este von Ferrara überlebten unter jeweils spezifischen Bedingungen; sie lagen zwischen den in dynamischer Ausbildung befindlichen Machtblöcken von Mailand und Venedig und standen unter permanenter Bedrohung, von den expansiven und aggressiven Nachbarn geschluckt zu werden. Diese territoriale Dynamik führte dazu, dass sich aus ehemaligen hochmittelalterlichen Stadtrepubliken bereits im späten 14. Jahrhundert Flächenstaaten mit erstaunlich differenzierter Verwaltung, militärischen Strukturen und sozialer Kontrolle entwickelt hatten.

1395 kam es mit der Herzogserhebung Gian Galeazzos Visconti durch den römisch-deutschen König Wenzel I. erstmals zu einer massiven Rangerhöhung eines Signorengeschlechts, verbunden mit dessen Aufstieg in die europäische Fürstenriege. Ihm folgten in den nächsten Jahrzehnte weitere: 1433 wurden die Gonzaga von Mantua durch Kaiser Sigmund zu Markgrafen erhoben. Damit vergleichbar wäre die 1501 erfolgte Erhebung Cesares Borgia zum Herzog der Romagna durch seinen Vater, Papst Alexander IV., oder die 1518 erfolgte von Lorenzo di Piero de' Medici zum Herzog von Urbino durch seinen Onkel, Papst Leo X. Es versteht sich fast von selbst, dass diese Rangerhöhungen von den neuen Vasallen entweder mit viel Geld erkaufte (1395), durch Treue bezahlt (1433) oder durch Familieninteressen (1501, 1518) motiviert wurden, ihren Lehnsherren aber durchaus zum Schaden gereichen konnte, wie die Absetzung König Wenzels durch die Kurfürsten im Jahre 1400 beweist.

Wie oben bereits erwähnt, war der erste Herzog von Mailand, Gian Galeazzo Visconti (gest. 1402), der einzige Sohn seiner Eltern. Nicht nur dies führte zu ganz anderen Dispositionen als bei seinem Onkel Bernabò mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft. Jener verheiratete seine ehelich geborenen Töchter vorrangig mit deutschen Grafen und Fürsten, was allerdings immer in Verbindung mit einer ganz außergewöhnlich großen Mitgift erfolgte. Dies geschah schlicht aus dem Grund, da anders der Rangunterschied bei der Wahl der Braut für die Bräutigame und deren Familien nicht überbrückbar gewesen wäre. Die illegitimen Töchter wiederum wurden mit in mailändischen Diensten stehenden Condottieri verheiratet, darunter eine mit dem bereits erwähnten John Hawkwood. Die illegitimen Söhne fungierten meist selbst als gefürchtete Kriegsherren und Söldnerführer; all dies sorgte für Bindungen und Verbindungen bis in die kriegsführenden Truppen hinein und schützte auch auf diese Weise die Machtposition und Herrschaft Bernabòs.

Deutlich anders verhielt es sich bei den Kindern Galeazzos II. Allein die Tatsache, dass auch langfristig nur ein schon 1351 geborener Sohn als Nachfolger zur Verfügung stand, führte zu besonderen Anstrengungen von Seiten der Eltern. Hinzu kamen die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Mutter

Bianca Maria von Savoyen zu den europäischen Königshöfen, ihre damit einhergehende glänzende Vernetzung und lange Lebensdauer, die dazu führten, dass beide Visconti-Sprösslinge in erster Ehe Königskinder von europäischem Rang heiraten sollten. Bereits im zarten Alter von vier Jahren wurde Gian Galeazzo zudem die Ehre zuteil, vom deutschen König Karl IV. persönlich zum Ritter geschlagen zu werden. Angeblich kreierte Francesco Petrarca während eines Aufenthaltes am Hof der Visconti in Pavia sein heraldisches Emblem; es handelte sich eine weiße Turteltaube vor einer vielstrahligen Sonne auf azurblauem Grund, im Schnabel ein Spruchband mit der altfranzösischen Devise „à bon droyt“ („zu Recht“).

Im Jahre 1360 erfolgte die Verlobung Gian Galeazzos mit Isabelle de France, einer Tochter König Johanns II. von Frankreich. Die angebahnte Ehe kostete die Visconti rund eine halbe Million Goldschilde (Scudi); dabei handelte es sich dabei um eine Münze mit einem Anteil von immerhin 3,2 Gramm Feingold. Das Geld diente als eine Art von „Mitgift“, zu verstehen als Kaufpreis für die Schwiegertochter aus königlichem Geblüt. Im Gegenzug wurde der Bräutigam bei der Hochzeit von seinem Schwiegervater mit der kleinen, im heutigen Département Marne gelegenen Grafschaft Vertus belehnt, denn ein Schwiegersohn ohne Adelstitel war am französischen Königshof im 14. Jahrhundert mit Sicherheit unvorstellbar.

Im Jahre 1360 erfolgte die Verlobung Gian Galeazzos mit Isabelle de France, einer Tochter König Johanns II. von Frankreich.

Der französische Grafschaftsname, benannt nach der kleinen, 140 östlich von Paris gelegenen Stadt Vertus, wurde am Hof der Visconti italianisiert zu Virtù und latinisiert zu Virtus, was man beides mit Tugend oder Tapferkeit übersetzen kann. Damit wurde der französische „Conte de Vertus“ zu einem italienischen „Conte di Virtù“ und einem lateinischen Comes virtutum, auf Deutsch einem Tugendgrafen. Getragen von dieser propagandistisch ausgiebig genutzten Selbststilierung wurde Gian Galeazzo im Jahre 1378 nach dem Tod seines Vaters Mitregent in Mailand und entmachtete seinen Onkel Bernabò vor dessen Tod im Jahre 1385.

Aber auch das eigene Familienleben verlief in diesen Jahren aus ganz anderen Gründen eher tragisch. Seine französische Gemahlin starb 1372 bei der Geburt des dritten Sohnes, der seinerseits das Säuglingsalter nicht überlebte. In den folgenden Jahren ereilte das Schicksal auch die anderen beiden gemeinsamen Söhne (gest. 1376 und 1381). Zwar heiratete Gian Galeazzo 1380 erneut, diesmal aus offensichtlich politischen Gründen seine Cousine Caterina, eine Tochter Bernabòs Visconti, doch blieben bis 1388 weitere Söhne aus. Möglicherweise hat ihn diese durchlebte dynastische Krise zu großen religiösen Anstrengungen veranlasst, denn in die 1380er Jahre fallen die Anfänge des großen gotischen Domneubaus in Mailand sowie die Stiftung der Kartause von Pavia.

Pavia wurde unter Gian Galeazzo als europäische Fürstenresidenz weiter ausgebaut, wozu nicht nur der von seinem Vater begonnene repräsentative Festungsschlossbau und die Ticino-Brücke gehörten, sondern auch die 1361 durch ein Privileg Kaiser Karls IV. begründete

Universität und die bereits angesprochene nahe Kartause. Man kann wohl annehmen, dass den Visconti hierbei nicht nur Paris, die Heimat seiner ersten Ehefrau, sondern auch das Prag Kaiser Karls IV., immerhin einer ihrer Onkel, als Vorbilder dienten.

Nachdem Gian Galeazzo nach dem Putsch die zahlreiche Nachkommenschaft seines Onkels Bernabò und deren einflussreiche und/oder schlagkräftige Schwägerschaft ausgeschaltet hatte, erfolgt ab 1387 die militärische Expansion in der Po-Ebene Richtung Padua, Mantua und Ferrara; diese endete schließlich mit der Eroberung der gesamten Lombardei. Zur Finanzierung des Vorhabens wurden Verwaltung und Finanzwesen gestrafft und durchorganisiert, was zu hohen Steuereinnahmen führte. Im Jahre 1395 erhob ihn dann König Wenzel zum Herzog von Mailand und Grafen von Pavia zum „Preis“ von 100.000 Gulden (à 3,4 Gramm Feingold). Nach dieser europaweit hohe Wellen schlagenden Rangerhöhung folgte die Expansion Richtung Süden in die Toskana, die im Jahre 1399 zum Kauf von Pisa und der militärischen Einnahme von Siena führte.

Hier geriet vor allem die Republik Florenz mit ihrem weiten Herrschaftsgebiet in massive Bedrängnis und ging auf die Suche nach Verbündeten, die sie unter anderem im Norden fand. Wie schon erwähnt, wurde König Wenzel, dem Gian Galeazzo die Gnade der Rangerhöhung zum Fürsten zu verdanken gehabt hatte, im Jahre 1400 vornehmlich aus genau diesem Grund von den Kurfürsten des Reiches abgesetzt und sein Nachfolger und Gegenkönig, Pfalzgraf Ruprecht III. bei Rhein und selber Kurfürst, darauf verpflichtet, den mächtigen Visconti auszuschalten und seine Macht zu brechen. Zu diesem Zweck führte Ruprecht in den Jahren 1401/2 eine vornehmlich von Florenz finanzierte Strafexpedition gegen ihn durch, scheiterte damit aber kläglich; sie kostete ihn nicht nur viel Geld, sondern das Ansehen, zumal sein abgesetzter Kontrahent Wenzel noch bis 1419 lebte und ihn damit um neun Jahre überlebte.

Für den siegreichen Gian Galeazzo stand damit Italien offen. In den Jahren 1400 bis 1402 eroberte er mit Perugia, Assisi, Lucca und Bologna große Teile Umbriens, der Toskana und der Emilia Romagna und wandte sich danach gegen Florenz, das seinem sicheren Untergang entgegensah, wie die Quellen einhellig berichten. Da ereignete sich das Unerwartete und Unvorhergesehene: Am 3. September 1402 starb er völlig überraschend im Alter von 55 Jahren in dem kleinen Ort Melegnano im Feldlager vor der eingeschlossenen Arno-Stadt. Da seine Söhne aus zweiter Ehe für die erfolgreiche Übernahme der Herrschaft noch zu jung waren, fiel in der Folgezeit das Machtgebiet Gian Galeazzos in sich zusammen und Florenz entkam damit – ganz nach Sichtweise – durch puren Zufall oder durch göttliche Fügung seinem fast besiegelten Schicksal.

IV.

Dieser Überblick verlangt nach einem Fazit. Es fällt aus vielen Gründen schwer, den Visconti als historische Persönlichkeit zu bewerten. Uns erscheint er heute bei nüchterner Betrachtung als Inbegriff eines mit macchiavellistischer Virtù ausgestatteten Renaissancefürsten, der zwar bei seiner Gewaltanwendung weder Skrupel noch Grenzen kannte, damit aber einen geeinten und befriedeten Flächenstaat mit guter Verwaltung, einem geordneten Finanzwesen und kultureller Blüte schuf. Diese Form von Staatlichkeit darf durchaus als modern

gelten. Das Echo seiner Zeitgenossen klang allerdings nicht ganz so, auch sein Nachruhm ist verdunkelt und daher stellt sich die berechnete Frage, woran das liegen könnte.

Die Antwort ist wohl in Florenz zu suchen. Für die Stadt am Arno war der Visconti der Tyrann, der nur eines im Sinn hatte: die Zerstörung der Freiheit. In der politischen Rhetorik der florentinischen Kanzler der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war Florenz der Ort, an dem Karl der Große seinerzeit römische Bürger angesiedelt hat, nachdem er die Tyrannen der Lombardei unterworfen hatte. Florenz wurde damit der Hort republikanischer Freiheit in unmittelbarer Nachfolge der antiken römischen *Res publica*. Diese Bedrohungskommunikation wurde der Auftakt der „politischen“ Renaissance, die sich damals in Form humanistischer Gelehrsamkeit und Rhetorik äußerte und wenige Jahre später mit der Aufnahme republikanischer Bauformen in der „Florentiner Renaissance“ nach einhelliger Auffassung das Ende des Mittelalters bedeutete und die Moderne einleitete. Die Florentiner Rhetorik gegen den gefürchteten mailändischen „Tyrannen“ geriet mit dem Humanismus in die Geschichtsbücher und verdichtete sich dort zum Geschichtsbild. Hinzu kam, dass Gian Galeazzo als Fürst des Heiligen Römischen Reiches und Enkel eines französischen Königs sich mit seinem Streben in den europäischen Hochadel „mittelalterlich“ verhielt und „gotisch“ baute. In der Rückschau spielte bei der Konstruktion des Geschichtsbildes von Gian Galeazzo Visconti sicher auch die Baukunst eine Rolle, konnte doch die im gotischen Stil und im Auftrag eines machthungrigen Tyrannen gebaute Mailänder Kathedrale nicht mit der die Moderne ankündigenden Florentiner Renaissance mithalten.

Damit ergibt sich ein ambivalentes Bild, das im Grunde nur ein Fazit zulässt: Geschichte ist paradox und verläuft ergebnisoffen – jedenfalls liefert sie uns weder eindeutige, noch schlüssige Fortschrittserzählungen und schon gar keine Schwarz-Weiß-Bilder. □

Literatur:

Arte lombarda dai Visconti agli Sforza, hg. v. Mauro Natale und Serena Romano, Milano 2015.

Coluccio Salutati e Firenze. Ideologia e formazione dello Stato, hg. v. Roberto Cardini und Paolo Viti, Firenze 2008.

Elze, Reinhard: *Die Erhebung Gian-galeazzo Viscontis zum Herzog von Mailand*, in: *Società, istituzioni, spiritualità. Studi in onore di Cinzio Violante*, hg. v. Girolamo Arnaldi u. a., Bd. 1, Spoleto 1994, S. 291-304.

Favreau-Lilie, Marie-Luise: *König Wenzel und Reichsitalien. Beobachtungen zu Inhalt, Form und Organisation politischer Kommunikation zwischen dem Reich und Italien im ausgehenden Mittelalter*, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 109 (2001), S. 315-345.

Giusti, Guido P.: *Visconti e Sforza. I signori di Milano*, Pavia 1997.

Kroll, Antonia: *Propaganda im mittelalterlichen Mailand – das Wappen der Visconti*, in: *Heraldica nova. Medieval Heraldry in social and cultural-historical perspectives* (blog on [Hypotheses.org](http://hypotheses.org)), published: 14/02/2014, Internet: <http://heraldica.hypotheses.org/788>.

Law, John: *Italy in the age of Dante and Petrarch. The Italian north*, in: *The New Cambridge Medieval History*, Bd.



Foto: akg-images

Der Mailänder Dom ist ein mächtiger gotischer Bau und symbolisiert schon durch seinen Baustil den Unterschied zwischen dem mächtigen Fürstentum

und konkurrierenden italienischen Stadtstaaten. Diese Aufnahme des Weltkulturerbes entstand in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts.

6: c. 1300-c. 1415, hg.v. Michael Jones, Cambridge 2000, S. 442-468, 986-991.

Medieval Italy. An Encyclopedia, hg. v. Christopher Kleinhenz, New York 2004 (Routledge encyclopedias of the Middle Ages 9).

Motto dell'impresa di Gian Galeazzo Visconti, in: *Repertorio informatizzato*

antica letteratura franco-italiana, online unter: <http://www.rialfri.eu/rialfriWP/opere/motto-dellimpresa-di-gian-galeazzo-visconti> (abgerufen am 22. 09. 2016).

The Italian Renaissance State, hg. v. Andrea Gamberini und Isabella Lazzarini, Cambridge u. a. 2012.

Vaglianti, F. M.: *Visconti, Familie*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 8, München 1997, Sp. 1717f. [Vgl. auch die Artikel zu einzelnen Familienmitgliedern ebd., Sp. 1719-1727]

Zaninetta, Paolo: *Il potere raffigurato. Simbolo, mito e propaganda nell'ascesa della signoria viscontea*, Mailand 2013.

Welche Krise? Karl IV. (1346-1378), ein Kaiser der Entscheidungen

Martin Kintzinger

I. Die Konjunktur der Krise

Schreckensszenarien prägen das verbreitete Bild vom Spätmittelalter: Klimakatastrophen, Kriege, Not und wirtschaftlicher Niedergang. Agrarprodukte erlebten einen Preisverfall, Bauern mussten das Land verlassen und in die Städte ziehen. Das Schlimmste aber war die Pestseuche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts. Heute würden wir von einer Pandemie sprechen. Ein Drittel der damals in Europa lebenden Menschen ist an der Pest gestorben, ganze Landstriche und Städte waren entvölkert. Mitten in Europa tobte zudem seit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts und bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ein großer Krieg, die immer wieder aufflammenden Kämpfe der Franzosen gegen die Engländer, die in ihr Land eingedrungen waren. Oft zogen nach den Schlachten marodierende Söldner durchs Land, Gefahr und Not waren überall gegenwärtig.

Weniger gefährlich, aber nicht weniger beängstigend war für die Zeitgenossen der Verlust der überlieferten Ordnungen. 1309 war das Papsttum von Rom, seinem traditionellen Ort, nach Avignon gezogen, unter den Schutz und Einfluss des französischen Königs. Erst 1377 konnte es zurückkehren, doch darüber spaltete sich die Kirche vollends und nun gab es zwei, dann drei Päpste gleichzeitig. Erst 1415 wurde dieser Zustand durch die Wahl eines allgemein anerkannten Papstes auf dem Konstanzer Konzil beendet. Sehr viele Menschen erlebten diese langen Jahre und damit oft genug ihr ganzes Leben als eine Zeit der Angst, Verunsicherung und Bedrohung. Bedrückend war vor allem die Wahrnehmung eigener Machtlosigkeit den Zeitereignissen gegenüber. Um diese Sicht der Zeitgenossen einzufangen, ist das 14. Jahrhundert in der modernen Geschichtsschreibung als „Krisenzeit“ beschrieben worden, auch wenn die Zeitgenossen noch keinen Begriff dafür kannten.

Merkwürdige Dinge passierten, die viele Menschen als böse Zeichen interpretierten. So ereigneten sich überraschende, dramatische Ereignisse an verschiedenen Orten zur selben Zeit: 1314 starb in Frankreich ein mächtiger König, Philipp IV. (der Schöne), im selben Jahr verlor der englische König Eduard II. bei Bannockburn eine strategisch wichtige Schlacht gegen die aufständischen Schotten und im römisch-deutschen Reich konnten sich die Fürsten nach dem Tod des Kaisers (Heinrichs VII. aus dem Haus Luxemburg) 1311 nicht auf einen neuen König einigen und wählten schließlich, ebenfalls 1314, zwei konkurrierende Könige gleichzeitig, einen Wittelsbacher (Ludwig IV., später als „der Baier“ bezeichnet) und einen Habsburger (Friedrich den Schönen). In der Geschichtswissenschaft überlegt man heute, angeregt von wirtschaftsgeschichtlichen Erklärungsansätzen, ob das zufällige Zusammentreffen derart ungewöhnlicher Ereignisse als eine „Konjunktur“, vielleicht eine „Konjunktur von Krisenereignissen“, beschrieben werden kann.

Viele Mächtige zogen ihren Nutzen aus den Unruhen und schürten die Konflikte. Doch andere versuchten mit aller Kraft, wieder geordnete Verhältnisse her-



Prof. Dr. Martin Kintzinger, Professor für Hoch- und Spätmittelalter sowie Westeuropäische Geschichte an der Universität Münster

zustellen, vor allem um einen einheitlich anerkannten Papst zu wählen und die Konkurrenz der Könige im Reich zu beenden. Dort versuchte man es zunächst mit der noch nie zuvor erwogenen Lösung eines Doppelkönigtums zwischen Ludwig und Friedrich. Dieser Versuch scheiterte, doch Ludwig konnte sich erst behaupten, nachdem Friedrich gestorben war. Dann überwarf er sich aber mit dem Papsttum.

Seit den frühen 1340er Jahren plante der Papst, noch von Avignon aus, in Zusammenarbeit mit einigen Fürsten des Reiches, einen neuen Kandidaten für die deutsche Königskrone aufzubauen: Karl, den Markgrafen von Mähren, Sohn König Johanns von Böhmen und Elisabeth, der letzten Erbin des alten böhmischen Königsgeschlechts der Přemysliden. Als Karl 1346 zum König erhoben wurde, erst im zweiten Anlauf drei Jahre später an den dafür vorgesehenen Orten Frankfurt am Main und Aachen gewählt und gekrönt, war auch er ein Gegenkönig und wäre Ludwig der Bayern nicht 1347 plötzlich verstorben, hätte es zwischen beiden womöglich eine Entscheidungsschlacht um die deutsche Königskrone gegeben. Neue und alte Wege zur Problemlösung konnten nahe beieinander liegen.

Wegen der Unterstützung des Papstes für ihn wurde Karl von seinen Gegnern als „Pfaffenkönig“ gescholten. Was nicht jeder wusste: Hinter den Kulissen zog der Großonkel Karls, Erzbischof Balduin von Trier, ein Bruder des verstorbenen Kaisers Heinrichs VII., die Fäden. Er hatte den Papst und die Fürsten dazu gebracht, Karl zu unterstützen und der Papst, Clemens VI., war Karl aus seiner Jugend gut bekannt, den 1320er Jahren, als beide sich längere Zeit am Hof des französischen Königs aufgehalten hatten.

In diesen Zusammenhängen ging es nicht mehr um das Ausgeliefertsein der Menschen unter die schwierigen Umstände ihrer Zeit, sondern um Entscheidungen und Handlungen einzelner. Nicht alles war Zufall, was sich in jenen

Jahren ereignete. Die Konjunktur der Krisenereignisse nutzten manche, um zufällige Konstellationen für ihre eigenen Interessen zu nutzen und sich Vorteile zu verschaffen. Balduin von Trier, sein Neffe Johann von Böhmen und sein Großneffe Karl von Mähren gehörten dazu.

Zu denen, die aus der Konjunktur der Krisenzeiten dennoch Nutzen ziehen konnten, zählten im 14. Jahrhundert außer den Herrschern aber auch schon all jene, die die Gewalt der Zeit und die Kriegsereignisse überlebten oder von der Pest nicht hinweggerafft wurden. Das Unglück der einen konnte zum Nutzen der anderen werden: Überlebende übernahmen den Besitz der an der Pest Verstorbenen. Selbst die Häuser der vielen Juden, die ein religiös fanatisierter Mob nach dem Ausbruch der Pest 1348 in den großen Städten grausam ermordet hatte, gingen in den Besitz anderer über. Mancher Fürst und etliche Bischöfe hatten vergeblich versucht, die Juden zu schützen. Der König aber, Karl IV., der als Herrscher umfangreiche Steuerzahlungen von den Juden einfordern konnte, weil sie offiziell unter königlichem Schutz standen, tat nichts zu ihrer Rettung, sondern profitierte nochmals von den Steuern der Städte, die nach Pest und Judenpogromen schnell wieder zu wirtschaftlichem Wohlstand fanden. Auch dies war eine Entscheidung.

II. Kontingenz und Entscheidung

Stadträte und Stadtbürger, Fürsten und Bischöfe, vor allem der König selbst konnten unter diesen Umständen zu Gestaltern ihrer Zeit werden. Klimakatastrophen oder Missernten und vor allem die Seuchenzüge der Pest kamen wie ein Schicksal über die Menschen. Kriegführung, aber auch finanz- und wirtschaftspolitische Maßnahmen, unter denen viele Menschen zu leiden hatten, waren hingegen von mächtigen Zeitgenossen selbst veranlasst. Für diese, soweit sie nicht in Kriegen umkamen oder von der Pest erfasst wurden, gab es die Krise offensichtlich nicht, sie gestalten sie vielmehr selbst mit.

Kaiser Karl IV. war einer der mächtigsten Herrschergestalten des europäischen Spätmittelalters und die Zeit seiner größten Machtfülle, ab der Königswahl im deutschen Reich 1346, fiel genau zusammen mit dem ersten Ausbruch der Pest, doch er war davon nicht unmittelbar betroffen. Wie das Böse und Schreckliche, so war auch das Günstige und Glückliche kontingent und Karl IV. profitierte von dieser Kontingenz: Wäre Ludwig der Bayer, sein politischer Gegner, nicht 1347 plötzlich verstorben, wäre Johann von Böhmen, sein Vater, nicht bereits 1346 in einer Schlacht gegen die Engländer gefallen und wäre das Land und Königreich Böhmen nicht auf geradezu wundersame und bis heute unerklärliche Art fast als einzige Region in ganz Zentraleuropa von der Pest verschont geblieben, so wäre die Biographie Karls völlig anders verlaufen. Vielleicht würden wir ihn heute nur als einen der vielen Fürsten jener Zeit kennen, vielleicht wüssten wir gar nichts von ihm.

Doch war es mit der Kontingenz nicht getan: Karl vermochte es, in jeder Lage umsichtig und taktisch klug, Chancen und Risiken genau berechnend und bis zu Gerissenheit kalkulierend seinen Vorteil zu suchen und zu sehen. Die Gelehrten seiner Zeit dachten darüber nach, welche Konsequenzen es für Menschen haben musste, in einer Entscheidungssituation eine von mehreren möglichen Optionen zu wählen. Erst etwas mehr als hundert Jahre zuvor hatte man in der wissenschaftlichen Diskussion, vor allem an den Universitäten in

Paris und Oxford, begonnen, eine theoretische Begründung dafür zu entwerfen, dass das Leben der Menschen nicht nur vorbestimmt war, sondern sie auch in kontingente Situationen geraten konnten, die ihre eigene Entscheidung erforderten.

Man unterschied zwischen Entscheidungen, die aus vernünftiger Einsicht und solchen, die aus Willensentschluss erfolgten, und man entwarf eine Erklärung für den freien Willen, der Menschen sich zu entscheiden erlaubte. Solche Entscheidungen waren immer dann erforderlich, wenn es in einer aktuellen Situation keine vorgegebene Regel gab, der man hätte mit Notwendigkeit folgen müssen. Außerdem dachte man genauer darüber nach, dass die Entscheidung für eine der möglichen Handlungsalternativen in einer besonderen Situation bedeuten musste, die anderen Alternativen zu verwerfen und ungeschehen sein zu lassen – und sich im Bewusstsein dieses Dilemmas dennoch entscheiden zu müssen. Zur Zeit Karls IV. fand man an der Universität Paris ein eindrucksvolles Bild für diese Überlegungen: Wer sich in einer Entscheidungssituation nicht entscheiden wolle, so sagte man, sei wie ein Esel, der zwischen zwei Heuhaufen unentschlossen verharre, weil er sich nicht entscheiden könne, von welchem der beiden er fressen wolle und deshalb schließlich verhungern müsse.

Man kann in diesen Theorien eine Reaktion auf vermehrte Herausforderungen durch die Umstände der Zeit erkennen. Ein Krisenmodell wird darin allerdings nicht ersichtlich, denn die Entscheidungstheorien gehen bei aller kritischen Einbeziehung von Alternativen und Folgen menschlichen Entscheidens stets davon aus, dass der Mensch in der Lage ist, Situationen der Herausforderung handelnd zu bewältigen. In der Handlungspraxis von Herrschern war dieser Zusammenhang als Erfahrungswissen selbstverständlich bekannt, doch das Bewusstsein von Kontingenz und Entscheidungsfreiheit als theoretisches Konzept war jetzt neu.

Ob Karl IV., der den Rat von Gelehrten an seinem Hof schätzte, solche Entscheidungstheorien bekannt waren, lässt sich nicht mehr feststellen. Immerhin beschreiben sie recht genau, was in seinem politischen Handeln als Pragmatismus zu verstehen ist: Karl handelte in aller Regel so, dass er in einer aktuellen Situation eine der möglichen Entscheidungen bewusst und offenbar unter Einrechnung ihrer Konsequenzen traf und konsequent umsetzte. Er folgte darin weniger allgemeinen, abstrakten Idealvorstellungen als der jeweils situationsabhängigen, spezifischen Auswahl an Möglichkeiten, um seine Ziele zu erreichen. Mögliche Widersprüche zwischen einzelnen Entscheidungen und Handlungen irritierten ihn offenkundig nicht, auch wenn sie ihm von einigen Zeitgenossen vorgehalten wurden. So ist die Beurteilung seiner Städtepolitik bis heute strittig: Er förderte die Städte vielfach, engagierte sich beim Ausbau der Handelswege und der Märkte, nutzte aber deren Steuerpflicht zugunsten der Krone weidlich aus und stimmte zu, dass in der Goldenen Bulle Städtebünde untersagt wurden. Vor allem scheute er nicht davor zurück, Reichsstädte zu verpfänden, um damit weitere Abgaben in seine Kasse zu lenken.

Als „Kaufmann auf dem Königsthron“ erschien er deshalb manchen Kritikern. In manchem handelte er dabei zeittypisch, so etwa als leidenschaftlicher Reliquiensammler, der sich in anbetendem Gestus vor der Gottesmutter oder in persönlicher Verbindung mit Heiligen darstellen ließ. In der internationalen Diplomatie der Höfe war der Besitz an kostspieligen und seltenen Reliquien ein

Statussymbol und erlaubte es, wertvolle Gastgeschenke zu geben und zu erhalten. Karl verstand es, dieses Instrument der Kontaktpflege zwischen den Königen zu nutzen.

In anderen Zusammenhängen agierte er eher ungewöhnlich, so in der entschlossenen Vermeidung von Kriegshandlungen und dem Verzicht auf die zeittypische Inszenierung als Ritter.

1346 hatte er seinen Vater begleitet, als dieser im Bewusstsein ritterlicher Ehrenpflicht seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, gegen die englischen Truppen in der Schlacht von Crécy, beistehen wollte. Obwohl die französische Niederlage unabwendbar war, ließ Johann sich, seit Jahren vollständig erblindet, dennoch in die Schlacht führen, suchte und fand den sicheren Tod und wurde deshalb von der französischen Historiographie hoch gelobt. Sein Sohn Karl entschloss sich hingegen, vom Schlachtfeld zu fliehen. Schon als junger Markgraf, vom Vater auf eine aussichtslose politische Mission nach Italien geschickt, hatte sich Karl nach eigener Aussage in seiner Autobiographie deren Umsetzung verweigert, weil er nichts habe tun wollen, was vergeblich hätte bleiben müssen. Zeitlebens vermied er militärisches Auftreten und Handeln und entwickelte stattdessen eine bemerkenswerte Fähigkeit diplomatischer Raffinesse: Er blieb auf Verhandlungen und Vermittlungen konzentriert und suchte seine Ziele dadurch unauffällig, teils verdeckt, zu erreichen und er war damit überaus erfolgreich.

Was die französische Historiographie sofort nach Crécy als unehrenhaft verurteilte und Karl noch Jahrzehnte später vorhielt, war indes eine taktisch kluge Entscheidung, die zu einer wesentlichen Grundlage für Karls weitere politische Durchsetzung wurde: Seit der Erkrankung des Vaters 1341 hatte er bereits für diesen die Regentschaft des Königreichs Böhmen übernommen, nach Crécy konnte er nun mit dem Anspruch des Thronfolgers handeln und wurde im folgenden Jahr zum König gekrönt. Die Niederlage von Crécy war für den französischen König unzweifelhaft eine Krisensituation in seiner Herrschaft, ebenso der Schlachtentod Johanns von Böhmen für dessen Königreich Böhmen. Durch die Entscheidung zu entschlossenem, unkonventionellem Handeln konnte Karl diese Situation zu seinem Vorteil gestalten.

Selbst seine spätere Kaiserkrönung 1355 wurde erst auf dieser Grundlage möglich und auch sie war von Karls pragmatischer Taktik geprägt. Seinerseits selbst in einer schwierigen Lage, hatte der Papst (inzwischen Innozenz VI., der in Avignon residierte und sich in Rom durch einen Kardinal vertreten ließ) die Krönung von Bedingungen abhängig gemacht, unter anderem der Zusage, dass Karl nicht länger als einen Tag in Rom bleibe. Offizielle diplomatische Verhandlungen waren in dieser Situation nicht angezeigt. Offenbar ging Karl selbst anonym, als Pilger verkleidet, mehrfach nach Rom, um über die Modalitäten seiner Krönung zu verhandeln und war mit diesem ungewöhnlichen Vorgehen erfolgreich: Er erreichte seine und seiner Ehefrau Krönung und verließ Rom nach dem anschließenden Festmahl vereinbarungsgemäß wieder binnen eines Tages.

Nach den Erfahrungen des Interregnums im späten 13. Jahrhundert, als das römisch-deutsche Reich jahrzehntelang ohne allgemein anerkannten Regenten geblieben war und nicht weniger unter dem Eindruck von Karls Gegenkönigtum, hatte man die politischen Verhältnisse auch ihrerseits als Zeichen der Krise gelesen. Jetzt, ausgerechnet zeitgleich zu den Jahren, als die erste große Seuchenwelle Europa erreichte, gelang



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Die Ausmalung der Scrovegni-Kapelle in Padua – hier die Innenansicht nach Osten – ist das unumstrittene Hauptwerk Giotto's.

es Karl, das Kaisertum in lange nicht mehr gesehener Stärke zu repräsentieren. Man begann, ihn mit den größten Vorgängern auf dem Königs- und Kaiserthron zu vergleichen, vor allem mit den Stauferkaisern, die das Kaisertum im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert, wenn auch unter dramatischen Konflikten, zu universaler Geltung geführt hatten.

Nur unter der episodenhafte kurzen Regierung Heinrichs VII., des Großvaters Karls IV., war zuvor einmal gelungen, was Karl 1355 erreichte: Erstmals an die Tradition der Staufer anzu-

schließen und die Königskronen des Heiligen Römischen Reiches auf sich zu vereinen. Auf dem Weg zur Kaiserkrönung wurde Karl 1355 mit der Eisernen Krone der Lombardei in Mailand (für „Reichsitalien“) gekrönt und erhielt zehn Jahre später, 1365, auch die Krone des alten Königreichs Burgund (Arelat, für die Freigrafschaft Burgund/Franche Comté) in Arles. Zusammen mit der Krone des Deutschen Königs sowie der Kaiserkrone und zudem der 1347 erhaltenen einzigen Königskrone innerhalb des Reiches, derjenigen seines Königreichs Böhmen, erreichte Karl damit

eine geradezu einzigartige Stellung in der Abfolge der römisch-deutschen Könige und Kaiser und fügte sich mit unübersehbarer Exklusivität in die imperiale Tradition der Stauferkaiser ein.

Diese Erfolge verdankte Karl einem (modern gesprochen) „Krisenmanagement“, wie es sein Großonkel, Balduin von Trier, beherrscht hatte, sein Vater, Johann von Böhmen, hingegen nicht und worin Karl selbst seine Zeitgenossen überragte. Wie skrupellos er dabei vorging, zeigt schließlich seine Entscheidung, sich auch in eine andere

imperiale Tradition der Staufer einzuschreiben. Wenn seine Kritiker Recht hatten, die in ihm einen „Vater Böhmens und Stiefvater des Reiches“ sahen, so lag ihm vor allem anderen an seiner Dynastie, dem Haus Luxemburg, und seinem eigenen Reich, dem Königreich Böhmen. Es spricht viel dafür, dass die Stimmen der Kritiker in diesem Punkt zutrafen.

Entsprechend arbeitete er mit virtuoser Fertigkeit an der europäischen Vernetzung seiner Familie durch ausgreifende Heiratsdiplomatie. Er selbst war viermal verheiratet, zunächst mit einer französischen Prinzessin, dann mit Töchtern von Reichsfürsten. Sein eigenes Heiratsverhalten ließ die Verlagerung des räumlichen Schwerpunktes seiner Politik von West nach Ost erkennen. Auf Kosten des Stammlandes seiner Dynastie, der Grafschaft, später dem Herzogtum Luxemburg, orientierte er sich mehr und mehr auf das Königreich Böhmen, das durch die Heirat seiner Eltern 1310 an die Dynastie gekommen war. Prag wurde zur Hauptresidenz Karls, er erreichte die Erhebung Prags zum Erzbistum, baute die Stadt systematisch aus, errichtete die für Ansiedlung und Handel wichtige Neustadt, gründete dort 1348 eine Universität (die erste auf Reichsgebiet nördlich der Alpen) und ließ die Kathedrale neu und prächtig gestalten. Wie die französischen Könige in St. Denis errichtete Karl dort die Grablege seiner Familie als diejenige einer Königsdynastie: Sorgfältig wurden die Gräber der Vorfahren aus dem Haus der Přemisliden, des alten böhmischen Königsgeschlechts, dem noch seine Mutter angehört und das mit dem Heiligen Wenzel einen bedeutenden Heiligen hervorgebracht hatte, mit denjenigen der Familie der Luxemburger symbolisch zusammengeführt. Zur Umsetzung dieses Programmes und zur unerlässlichen Stütze seiner Königsherrschaft im Reich bedurfte er der Unterstützung jener Fürsten, die in den östlichen Reichsteilen Lehen hielten. Diese Option bestimmte sein Heiratsverhalten.

Ein verwegener Plan stand dahinter: Karl hatte offensichtlich die Vision eines gewaltigen Territorialkomplexes von Böhmen über Ungarn bis Polen, das er in die Hand seiner Dynastie bringen wollte. Die Verheiratung seiner Kinder folgte diesem Plan. Deshalb arrangierte Karl schon früh Eheverbindungen mit den Töchtern des mächtigen, söhnelosen Königs Ludwigs I. von Ungarn und Polen. Noch seine letzte Auslandsreise 1377/78 nach Paris war unter anderem diesem Plan verpflichtet, denn auch die französische Krone hatte Ambitionen im Osten.

Ein wesentlicher, unerlässlicher Baustein in dieser gewagten Konstruktion war die Regelung der Nachfolge Karls im Reich zugunsten seiner Dynastie. Mit gutem Grund wird heute der Erlass der später so genannten Goldenen Bulle von 1356 als erstes „Grundgesetz“ des Alten Reiches und als Meisterstück Karls verstanden. Unter dem Titel „Unser kaiserliches Rechtbuch“ veröffentlicht, war es ein Werk weniger der kaiserlichen Autorität als vielmehr der klugen diplomatischen Taktik Karls. Er hatte es vermocht, den seit Generationen bei Thronvakanz nach dem Tod eines Königs immer wieder ausbrechenden Streit zwischen den Reichsfürsten um die Modalitäten der Königswahl im Konsens mit den für wahlberechtigt erklärten Fürsten zu beenden. Die Goldene Bulle regelt neben anderen politischen Anliegen vorrangig die Wahl des römisch-deutschen Königs und indem sie dabei betont die bereits eingespielten Verfahrensformen bestätigt und ausstaltet (so etwa das Prinzip der Mehrheitswahl bei ungerader Zahl der Wahlberechtigten), begründete sie doch ein



Foto: akq-images

Diese von Peter Parler gefertigte Porträtbüste des Kaisers im Prager Veitsdom entstand schon kurz nach dem Tod Karls IV.

neues Verfahrensmodell: Das Wahlrecht der Erbfürsten. Jetzt wurden diejenigen sieben (drei geistliche und vier weltliche) Reichsfürsten bezeichnet, die fortan exklusiv den Kreis der Königswähler bilden sollten und deren Königswahl dem Anspruch nach den künftigen Kaiser bestimmte. Fast unmerklich wurde dabei der wichtigste Konkurrent der Luxemburger, das Haus Wittelsbach, übergangen und auch der päpstliche Approbationsanspruch, seit langem Anlass ausufernder Konflikte, wurde durch Nichterwähnen demonstrativ ignoriert. Das Verschweigen war hier eine deutlichere Stellungnahme als es eine Aussage hätte sein können.

Im Gegenzug für die mit der Wahl zugesagte, dauerhafte Loyalität zu dem gewählten König und künftigen Kaiser, also den Verzicht auf eigene Thronambitionen und Aufstände, wurde den weltlichen Kurfürsten die Erblichkeit ihrer Kurwürden und damit auch deren Reichslehen zugesprochen. Nicht darin aber bestand die tiefere Absicht Karls. Vielmehr wird man sie wohl nur dann verstehen, wenn man bedenkt, dass damit zwangsläufig auch die erbliche Weitergabe der Krone Böhmens in der Dynastie der Luxemburger festgeschrieben war. Dass der König von Böhmen bereits als solcher, weil er der einzige König innerhalb des Reiches war, den

ersten Rang unter den (zumindest weltlichen) Reichsfürsten beanspruchen konnte, betonte der Text der Goldenen Bulle an jeder dafür geeigneten Stelle.

Was noch fehlte, um auch in diesem Zusammenhang an die imperiale Tradition von Ottonen und Staufern anzuschließen, war die faktische Weitergabe auch der deutschen Königskrone in der Dynastie Karls. 1376, genau zwanzig Jahre nach dem Erlass der Goldenen Bulle, gelang es ihm, seinen erstgeborenen Sohn Wenzel von den Kurfürsten zum deutschen König wählen zu lassen – und dies zu Lebzeiten des kaiserlichen Vaters und damit unter unübersehbarem Bruch der Vorgaben der Goldenen Bulle!

Wieder war es die französische Historiographie, die hier Kritik übte. Bei der Darstellung des Kaiserbesuches von 1377/78 in Paris, der neben anderem auch dazu diente, Wenzel als gewählten deutschen König vorzustellen, demaskierten die Illustratoren in den Chronikhandschriften am französischen Hof das Auftreten Wenzels, den sie als gekrönten König stets in einer auffallenden Unsicherheit und mangelnden königlichen Habitus verratenden Position unscheinbar hinter seinem Vater einherlaufend zeigen. Ausgerechnet bei dieser für seine Planungen so wichtigen Personalie blieb Karl insofern erfolglos. Er musste aber das volle Ausmaß des Scheiterns Wenzels nicht mehr erleben. Karl starb 1378 und Wenzel wurde schließlich wegen Untätigkeit und Unfähigkeit 1400 von den Kurfürsten abgesetzt.

Karls entschlossenes politisches Handeln spielte sich im Kontext zeitgenössischer Krisenszenarien ab, ohne von ihnen merklich betroffen zu sein.

Karl hatte es von Beginn seiner Regierungszeit und bis zu seinem Lebensende vermocht, die besonderen Herausforderungen seiner Zeit unkonventionellen Lösungen zuzuführen, die konsensual legitimiert und pragmatisch organisiert waren und die allesamt darin zusammenliefen, dass sie zum Vorteil des Hauses Luxemburg und des Königreichs Böhmen waren. Die dahinter stehende Richtungsentscheidung Karls ist nicht nur als politischer Akt in herrscherlicher Autorität greifbar, sondern stets auch als persönliche Intention im eigenen Interesse. Die bemerkenswerte Konsequenz ihrer pragmatischen Umsetzung und der beachtliche Erfolg, den Karl IV. damit erreichen konnte, werden als kreative Gestaltung unter den Herausforderungen seiner Zeit zu verstehen sein, als entschlossenes Entscheidungshandeln in Zeiten der Krise. Ein „Krisenmanagement“ lässt sich darin indessen nicht sehen. Karls entschlossenes politisches Handeln spielte sich im Kontext zeitgenössischer Krisenszenarien ab, ohne von ihnen merklich betroffen zu sein. Die Konjunktur der Krise im 14. Jahrhundert kam im politischen Kalkül Karls nicht vor. Widerständige Ereignisse oder Zusammenhänge wurden durch kluge Diplomatie unter hohem persönlichem Einsatz des Herrschers und durch konsequente situativ-pragmatische Entscheidungen überwunden.

III. Die Krise als modernes Deutungsschema

Erstmals seit den späten 1970er Jahren und im folgenden Jahrzehnt hat die Forschung, vor allem im deutschsprachigen Raum, den Krisenbegriff auf die Zeit des 14. Jahrhunderts angewandt. Vom „dramatischen 14. Jahrhundert“ sprach die US-amerikanische Historikerin und Publizistin Barbara Tuchmann im ihrem in deutscher Übersetzung 1978 erschienen und bis heute viel zitierten Buch „Der ferne Spiegel“. Als Herausgeber zweier Aufsatzbände unter dem Titel „Europa 1400“ und „Europa 1500“ von 1984 und 1987 bewirkten die deutschen Historiker Ferdinand Seibt (seinerseits tschechischer Herkunft) und Winfried Eberhard, dass das Paradigma vom 14. Jahrhundert als Krisenzeit im Forschungsdiskurs und, mehr noch, im öffentlichen Geschichts-

bewusstsein zu einem festen Begriff wurde. Mit dem ebenfalls 1987 erschienen Buch „Pest, Geißler, Judenmorde“ schließlich begründete der in die Schweiz exilierte tschechische Historiker František Graus die methodisch richtungsweisende Kontextualisierung von Seuchenzug, religiösem Fanatismus und Judenverfolgung.

In der Folgezeit blieb das Diktum von der Krisenzeit des 14. Jahrhunderts zwar allgemein bekannt und eher unbestimmt, trat im Forschungsdiskurs aber zurück. Mit dem 1995 von dem Philologen und Pädagogen Walter Buckl herausgegebenen Aufsatzband „Das 14. Jahrhundert. Krisenzeit“ kehrt sich die Perspektive um: Das 14. Jahrhundert wird jetzt nicht mehr als exemplarisch für eine Krisenzeit verstanden, sondern die Zuschreibung der Krisenzeit als exemplarisch für eine Beschreibung des 14. Jahrhunderts. 1998 fasste der Historiker Heinz Schilling die Zeit der Reformation und der Konfessionalisierung im Deutschen Reich, also vom frühen 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, unter dem Schlagwort von „Aufbruch und Krise“. Das „Europäische Geschichtsbuch“ nahm 2011 den Krisenbegriff auf, um ihn in eine Phase der Problemlösung zu weiten und kehrte damit den Titel von Schilling um: „Krise und Aufbruch“ wurden zum Kennzeichen der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts genommen. Bereits 1990 hatte der französische Historiker Alain Demurger die Zeit beider Jahrhunderte und damit das für die deutsche wie französische Forschung übereinstimmend so verstandene Spätmittelalter als „Temps de crises, temps d'espérance“ gekennzeichnet.

In der jüngsten Entwicklung sind die Krisenforschung und die Erforschung des 14. Jahrhunderts sogar eigene Wege gegangen. Unter dem Titel „Krise(n)geschichten“ behandelt ein 2013 von den Historiker/innen Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern und Gerrit Jasper Schenk herausgegebene Sammelband die „Krise als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive“ ohne paradigmatische Anwendung als Epochenbezeichnung. Hingegen hat der Historiker Michael Menzel 2012 im Gebhardt Handbuch der Deutschen Geschichte die Epoche von 1273 bis 1347 als „Zeit der Entwürfe“ beschrieben. Heute wird also die Wahrnehmung und Zuschreibung von Krisenphänomenen in einem weiteren Horizont nicht mehr nur für die Epoche des Spätmittelalters und vor allem nicht mehr als exklusives Merkmal der Zeit des 14. Jahrhunderts verstanden und diese Zeit nicht nur über das Krisenhafte, sondern auch das Zukunftsweisende im Denken und Handeln der Zeitgenossen definiert.

Historische Forschung ist notwendig immer auch ein Spiegel der Selbstwahrnehmung der Historiker/innen und der geschichtsinteressierten Öffentlichkeit. Dass die ersten Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts von Krisenerfahrungen und -befürchtungen geprägt sind, wird man nicht bestreiten können. Deren mitunter unerwartet weite, für nicht wenige Zeitgenossen beängstigende Dimensionen mögen an Zeugnisse und Deutungen zur Zeit des europäischen Spätmittelalters erinnern. Sie sind heute aber programmatisch mit dem Appell an die Entscheidungsbereitschaft in den europäischen Gesellschaften verbunden. Das Entscheidungshandeln Kaiser Karls IV., des Pragmatikers auf dem Thron, ist mit diesem Ansatz sehr treffend beschrieben. □

Der Rheinisch-Schwäbische Städtebund und der I. Städtekrieg. Reichsstädtische Interessenwahrung zwischen Königtum und Fürsten

Christian Jörg

I. Ein Überblick zur Geschichte des Schwäbischen Städtebundes von 1376

Zum Zeitpunkt der Bundesgründung von 1376 bestanden bereits längere Traditionen städtischer Bündnispolitik im Reich. Im Mittelpunkt städtebündnischer Politik stand nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen während der durch Thronstreitigkeiten geprägten ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits die gemeinsam getragene Abwehr von Gefährdungen der städtischen Freiheiten, was in ganz wesentlicher Weise auch die Politik des Königs im Falle von Verpfändungen betraf. Solche Maßnahmen des stets über einen hohen Finanzbedarf verfügenden spätmittelalterlichen Königstums bedrohten im Falle der Nichtauslösung die Reichsunmittelbarkeit der betroffenen Stadt und konnten zur Eingliederung in das fürstliche Territorium führen.

Nach einer Phase der durchaus engen Kooperation zwischen den Reichsstädten in Schwaben und König Karl IV. trat bezeichnenderweise mit der Intensivierung der königlichen Verpfändungstätigkeit seit 1370 ein entscheidender Wandel ein. Im Gefolge zweier kostspieligen Unternehmungen – des Erwerbs der Mark Brandenburg und der Durchsetzung von Karls Sohn Wenzel als dessen Nachfolger zu Lebzeiten des Kaisers – kam es zu weitreichenden Zusagen von königlicher Seite an die Fürsten, die auch Verpfändungen umfasste. Neben weiteren Faktoren lag hier wohl der Hauptgrund für das Zustandekommen des 14 Reichsstädte umfassenden Bundes von 1376, dessen letztl. Auslöser wiederum die unmittelbar bevorstehende Verpfändung Donauwörth war. Der Versuch des Kaisers, dem Städtebund durch die Verhängung der Reichsacht und die Belagerung des Hauptortes Ulm ein schnelles Ende zu bereiten oder zumindest dessen Ausbreitung zu verhindern, scheiterte kläglich. In der militärischen Konfrontation vor Ulm und im Konflikt mit dem württembergischen Grafen vor Reutlingen setzten sich die Bundesstädte durch. Schon im Mai 1377 mussten Karl und Wenzel die Reichsacht aufheben. Das Ergebnis war eine rasche Zunahme der Mitgliederzahl zunächst in Ober- und Niederschwaben und bald auch darüber hinaus, sodass der Bund nach dem Zusammenschluss mit dem 1381 gegründeten Rheinischen Städtebund und dem Ausgreifen nach Franken, Altbayern, ins Bodensee- und Voralpengebiet bis 1385 über 40 Mitglieder umfasste. Militärisch erfolgreich erwies sich der Städtebund in dieser Zeit vor allem gegen die sich ebenfalls bündisch organisierenden Vereinigungen des Niederadels in Schwaben und Franken (St. Georgen- und Löwenschild). Durch diese als Landfriedenssicherung deklarierte eigenständige Interessenverfolgung des reichsstädtischen Zusammenschlusses wurde das Königtum aus seinem genuinen Zuständigkeitsbereich der Friedenswahrung zurückgedrängt. Entsprechend musste es das Ziel des 1378 zur alleinigen Regierung gelangten Wenzel sein, die Friedenshoheit des Reichsoberhaupts nach dem väterlichen Vorbild durchzusetzen.



PD Dr. Christian Jörg, Privatdozent für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Tübingen

Die Reichsstädte versagten allerdings dem zumeist im fernen Prag weilenden König ihre Teilnahme an gemischten regionalen Landfriedenszusammenschlüssen ebenso wie an dem Nürnberger Reichslandfrieden von 1383, die sie wohl zu Recht lediglich als Instrumente zur langfristigen Aushebelung und Auflösung ihres Bundes betrachteten. Die dem Landfrieden beigetretenen Fürsten und Herren waren somit dessen einzige Mitglieder, was in der älteren Forschung zur Charakterisierung als „Nürnberger Herrenbund“ führte. Auch wenn eine derartige Frontstellung zweier Bundesysteme nicht intendiert war, prägte diese nun bis zur Eskalation im Städtekrieg von 1387/88 maßgeblich die Reichspolitik, ohne dass die Handlungsspielräume des in Böhmen weilenden König Wenzels dadurch wesentlich gewachsen wären. Entsprechend näherte sich der unter dem wachsenden Druck der Fürsten stehende Herrscher dem Städtebund an und verkündete im Rahmen geheimer Verhandlungen den städtischen Gesandten, dass er ihren Bund als Gegenleistung für ihre Unterstützung niemals auflösen werde. Zunächst gelang es durch die Heidelberger Stallung von 1384 und kurzfristig durch die Mergentheimer Stallung von 1387, der jedoch die rheinischen Städte bereits nicht mehr beitraten, einen offenen Konflikt zu vermeiden.

An dieser Stelle ist allerdings der Hinweis angebracht, dass sich dem Städtebund insbesondere im Bodenseeraum und am nördlichen Oberrhein auch einige Grafen und Herren anschlossen und auch zwischen den Städten innerhalb ihrer Bünde schwere Interessengegensätze aufkommen konnten, wie der Streit innerhalb des rheinischen Teilbundes um die Zollerhebungen von Worms und Speyer von 1382/83 dokumentiert. Die Wahrnehmung von Städtebünden als ständisch stets abgeschlossene monolithische Blöcke ist viel eher eine



Foto: akg-images

Die Reichsstadt Ulm war eine der Führungsmächte der Städtebünde im Spätmittelalter. Dieser Holzschnitt wurde für die *Cosmographia Sebastian*

Münsters im Jahr 1544 gefertigt und gilt als eine der ältesten Stadtansichten Ulms.

Vorstellung des 19. Jahrhunderts als eine in den Vorgängen des 14. Jahrhunderts greifbare Tatsache. Die enge Verbindung von Fürsten, Grafen und Herren mit einem Städtebund erschien der älteren Forschung noch so undenkbar, dass Julius von Weizsäcker als Herausgeber des zweiten Bandes der Reichstagsakten-Edition (1874) einen Eintrag aus einer Frankfurter Rechnung, der Herren unter den Partnern des Städtebundes erwähnte, „korrigierte“ und ergänzte, der Schreiber müsse Städte gemeint haben. Die Relevanz solcher Konstellationen belegt auch der konkrete Anlass, der die Eskalation im Städtekrieg herbeiführte. Am 25. Juli 1387 hatte der Städtebund in Schwaben nämlich ein Bündnis mit dem im Konflikt mit den bayerischen Herzögen befindlichen Salzburger Erzbischof Pilgrim II. geschlossen. Mit der Gefangennahme des Erzbischofs durch Herzog Friedrich von Bayern im Dezember 1387 setzte sich trotz der Bemühungen verschiedener Seiten um einen friedlichen Austrag eine Entwicklung in Gang, die letztlich zum offenen Ausbruch der Konflikte führte. Obwohl zunächst Wenzel wegen der Gefangennahme des Erzbischofs Fürsten und Reichsstädte zum Reichskrieg gegen Herzog Friedrich befohlen hatte, besaß dies nur nachgeordnete Bedeutung. Die Fürsten ignorierten die Aufforderung, die schwäbischen Bundesstädte unter Ulmer Führung setzten die Kampfhandlungen in Gang, da sie mit Pilgrim II. verbündet waren und da sie aufgrund zahlreicher Übergriffe der Herzöge auf Besitzungen Nürnbergs, Regensburgs, Schwäbisch Gmünds, Memmingens und Augsburgs einer militärischen Konfrontation nicht mehr aus dem Wege zu gehen wünschten.

Die Salzburger Frage wurde damit also zum Auslöser in einem Gegensatz, der letztlich verschiedene Konfliktfelder in sich vereinte. Dies betraf etwa die Frage des Verhältnisses der Reichsstädte und der städtischen Bünde zu den verschiedenen, eine territoriale Abschießung anstrebenden Kräften im Süden des Reiches – vor allem den bayerischen Herzögen, den Pfalzgrafen und den Grafen von Württemberg. Darüber hinaus ging es um das Problem der Position des Städtebundes im Reichsgefüge, gerade was die Beziehung zum Reichsoberhaupt und dabei vor allem den Anspruch der Verteidigung der eigenen städtischen Privilegien auch gegen den aktuellen König unter Berufung auf das Reich anbelangte. In dem vor allem vom täglichen Kleinkrieg geprägten Konfliktgeschehen besaßen schließlich zwei Schlachten entscheidende Bedeutung: am 23. August 1388 erlitt das Heer der schwäbischen Bundesstädte bei Döffingen eine schwere Niederlage gegen den Grafen von Württemberg und dessen Verbündete. Erst fünf Tage später sagten die Rheinischen Bundesstädte dem Pfalzgrafen die Fehde an, mit dem sie zuvor an einem scheidlichen Austrag der Auseinandersetzungen in Schwaben gearbeitet hatten. Parallel befanden sie sich in Verhandlungen mit dem Mainzer Erzbischof, um diesen mit der Pfalzgrafschaft in territorialer Konkurrenz befindlichen Fürsten durch ein mit finanziellen Zusagen verknüpftes Bündnis zumindest von der Unterstützung des Pfalzgrafen abzuhalten. Nach einem ähnlichen Konfliktverlauf wie in Schwaben und Bayern unterlagen die rheinischen Städte schließlich am 6. November 1388 bei Pfeddersheim dem pfalzgräflichen Heer. Da der Konflikt damit entschieden, aber die

kriegerischen Auseinandersetzungen noch nicht beendet waren, konnte eine von den Fürsten unterstützte königliche Landfriedensinitiative letztlich im Mai 1389 den I. Städtekrieg beenden.

Das in diesem Landfrieden von Eger enthaltene Verbot der Städtebünde hielt freilich auch in Oberschwaben nicht einmal ein Jahr. Im Februar 1390 gründeten zwölf schwäbische Reichsstädte unter Ulmer Führung mit der Behauptung, so den Egerer Landfrieden effektiver gestalten zu können, erneut einen Bund. Die Bodensee-Städte, die sich gegen die bayerischen Herzöge behauptet hatten, mussten ihren Bund gar nicht auflösen, sondern erhielten diesen sogar durch König Wenzel am 21. August 1390 bestätigt. Einen echten strukturellen Bruch stellt der I. Städtekrieg mit Blick auf die reichsstädtischen Bünde und die zwischenstädtischen Kontakte also nicht dar. Lediglich eine verstärkte Regionalisierung der Bündnisbeziehungen ist in der Folge zu konstatieren, die in Schwaben zudem – auf Kosten der Einflussmöglichkeiten des Königtums wird man ergänzen müssen – eine Verdichtung des Bündnisnetzes mit den dortigen Vormächten, dem Grafen von Württemberg und dem Pfalzgrafen, mit sich brachte.

II. Königtum und oberdeutsche Städtebünde und ihre Voraussetzungen

Zunächst seien allgemeine Voraussetzungen erläutert. Auf Basis des mehrfachen Verbots der Bünde durch das Königtum und der Fundierung solcher Zusammenschlüsse in der Schwureinung hat gerade die traditionsreiche rechtshistorische Forschung die reichsrechtliche Illegalität der Städtebünde betont.

Der reichsstädtischen Interessenwahrung des 14. Jahrhunderts haftete somit stets der Odor des illegitimen Vorgehens innerhalb der wie auch immer zu definierenden Reichsverfassung an. Hier liegt die zentrale Bedeutung der städtischen Bünde Süddeutschlands – in den norddeutschen Gebieten sind die Wertungen andere –, was die Vorstellungen von einer spätmittelalterlichen Krisenzeit betrifft. Die auf das Königtum orientierte ältere deutsche Forschung verstand die Bildung dieser großen Städtebünde zur Wahrung ihrer Freiheiten nicht als Innovation innerhalb des Reichsgefüges, sondern vielmehr fast ausschließlich als Indikator der Schwäche des Königtums im Sinne des spätmittelalterlichen Niedergangs der „Reichsherrlichkeit“ nach dem Ende der Stauer. Dass sich die Konfrontation zum Konflikt auf Reichsebene schließlich ausgerechnet unter dem in der deutschen Forschung ohnehin mit einem äußerst schlechten Ruf ausgestatteten König Wenzel Bahn brach, passte bestens in das Bild einer durch Krisen gekennzeichneten Epoche der Reichsgeschichte.

Ein genauerer Blick auf die Traditionen und die zu der Eskalation führenden Entwicklungen kann bei einer Einordnung hilfreich sein: Zunächst ist festzuhalten, dass Verbote städtischer Bündnisse von Seiten des Reichsoberhauptes bereits vor der Goldenen Bulle des Jahres 1356 seit dem hohen Mittelalter existieren, aus diesen jedoch keineswegs auf eine den Städtebünden gegenüber grundsätzlich ablehnende Haltung des Königtums geschlossen werden sollte. In der Regel standen solch allgemein formulierte Verbote nämlich jeweils im engen Zusammenhang mit

zum Zeitpunkt ihrer Abfassung aktuellen Ereignissen im Reich oder in dessen einzelnen Regionen. Es zeigt sich bereits bei der Betrachtung solch früherer Verbote seit der staufischen Zeit deutlich, dass ein königliches Gebot zur Auflösung städtischer Bünde keineswegs zwangsläufig den unmittelbaren Interessen des Reichsoberhauptes selbst entspringen musste, das an der Nutzung des ökonomischen und militärischen Potenzials der Städte und ihrer Zusammenschlüsse zur Umsetzung der eigenen Politik im Reich interessiert war. Vielmehr war das Königtum häufig gezwungen, fürstliche Positionen und Beschwerden zu berücksichtigen und diesen in den komplexen politischen Konfliktlinien der Reichspolitik einen Vorrang einzuräumen, wie dies schon unter den Staufern im Falle der Verbote von 1226 und 1231/32 zu konstatieren ist. Trotz der Förderung der Städte von staufischer Seite und der Anerkennung eines Bundes im Lütticher Hochstift (1230), gebot Heinrich (VII.) 1226 auf Intervention des Mainzer Erzbischofs die Auflösung eines Bundes am Rhein und in der Wetterau. Entsprechende Vorgaben von 1231/32 dienten vor allem dazu, der Unterstützung der Reichsfürsten im erneuten Konflikt mit dem Papsttum nicht verlustig zu gehen.

Für das weitere 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts ist zudem die allgemeine Bewertung der Rolle „des Königtums“ nicht unproblematisch, da im Zuge verschiedener Thronstreitigkeiten eine einheitliche Politik kaum auszumachen ist. Vielmehr orientierten sich die jeweiligen Herrscher beziehungsweise die konkurrierenden Parteien in ihrer Politik gegenüber den Reichsstädten entlang der politischen Gegebenheiten und Notwendigkeiten, die regional durchaus differierten. Daher lässt sich die gesamte Bandbreite möglicher Optionen von der Bekämpfung der Bündnisse über die Kooperation mit diesen bis zur aktiven Förderung städtischer Zusammenschlüsse in den Vorgaben von königlicher Seite nachweisen. Thronstreitigkeiten oder Zeiten der Thronvakanz begünstigten zudem durch die mit diesen verbundenen Gefahren stets das Zustandekommen regionaler oder überregionaler reichsstädtischer Verbindungen. Diese wollten durch ihre Absprachen entlang der eigenen Interessen dort Sicherheit herstellen, wo man diese durch den Ausfall der Reichsgewalt oder die Einschränkung königlicher Handlungsspielräume gefährdet wähnte. In jedem Fall ist somit bei der Bewertung der Beziehungen zwischen Königtum und Städtebünden den jeweils aktuellen Rahmenbedingungen der Reichspolitik Rechnung zu tragen.

III. Die Goldene Bulle und die Städtebünde während der ersten Hälfte der Regierungszeit Karls IV.

In dem fünfzehnten, mit „De conspiratoribus“ überschriebenen Kapitel der Goldenen Bulle werden beschworene Einnungen verworfen und für ungültig erklärt. In Anlehnung an ältere Vorlagen (besonders den unter völlig anderen Voraussetzungen entstandenen Landfrieden Friedrichs I. von Roncaglia aus dem Jahr 1158) begegnen auch in der Goldenen Bulle hierbei nicht alleine zwischenstädtische Beziehungen im Sinne der auswärtigen Ratspolitik, sondern auch die Verurteilung solcher Absprachen zwischen anderen Personen beziehungsweise zwischen Personen und Städten unter dem Vorwand des Schutzverhältnisses. Ein allgemeines reichsrechtliches Verbot jeglicher Bündnisse wäre freilich keineswegs im Sinne der Reichspolitik Karls IV. gewesen, hätte es doch den königlichen Aktions-



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Giottos Maestà aus der Kirche Ognisanti in Florenz, ist heute in der Galleria degli Uffizi in der Stadt am Arno zu bewundern.

radius gerade in den königsnahen Landen erheblich beschränkt und sich schlicht auch nicht umsetzen lassen. Entsprechend folgt eine entscheidende Einschränkung, die der königlichen

Friedenshoheit und der Landfriedenspolitik geschuldet war, letztlich aber darüber hinaus auch allgemein die Wahrung der königlichen Handlungsspielräume in diesen Fragen zum Ziel hatte.

Ausdrücklich werden nämlich solche Bündnisse und Verbindungen in den Regionen des Reiches ausgenommen, die dem Landfrieden dienlich seien, wobei die Bewertung des diesbezüglichen

Bündnischarakters dem Reichsoberhaupt oblag.

Die Inhalte der normativen Vorgaben von Seiten des Herrschers dürfen also nicht den Blick auf die zudem regional differierenden Umsetzungen verstellen. Dies gilt es auch für die Reichspolitik Karls IV. zu beachten, dessen Handeln dabei ein ebenso pragmatisches Vorgehen kennzeichnet wie dies für weitere seiner Initiativen sowohl im nordalpinen Reichsgebiet als auch in Reichsitalien festzustellen ist. Auf die seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zunehmend regional fundierte Bündnisstrukturen ausbildenden Städte des Reiches konnte das spätmittelalterliche Königtum nicht mehr verzichten. Das gestiegene wirtschaftliche und militärische Potenzial der Städte trug auch vor diesem Hintergrund zu dem in manchen Fällen durch aus offensiv vorgetragenen Anspruch bei, im Falle des Ausfalls des Königtums oder als Bedrohung wahrgenommener regionaler Krisenherde aktiv den Schutz der eigenen Interessen – gedeutet als Interesse des Reiches – zu übernehmen.

Bezeichnenderweise waren es bereits im Zuge der kriegerischen Auseinandersetzungen, die insbesondere am Rhein mit dem Untergang des staufischen Hauses und dem Interregnum zur Mitte des 13. Jahrhunderts einhergingen, maßgeblich die rheinischen Kathedralstädte, die das Zustandekommen des Rheinischen Bundes (1254/56) auf den Weg gebracht hatten. An dieser Vereinigung beteiligten sich in der Folge auch Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Herren. Der Bund verstand sich ausdrücklich als Friedensordnung und wurde beispielsweise durch Abt Hermann von Niederaltaich als kenntnisreichem Beobachter der politischen Vorgänge seiner Zeit entsprechend als *optima pax* charakterisiert.

Anerkannt wurde das so geschaffene Friedensbündnis schließlich am 10. März 1255 zu Worms auch durch König Wilhelm von Holland. Nach dem Ende des Interregnum griff das Königtum auch im Gefolge der Revindikationspolitik Rudolfs von Habsburg verstärkt auf die städtischen Ressourcen zurück. Ähnlich pragmatisch wie Karl IV. ging bereits dessen Vorgänger, Ludwig IV. der Bayer, in dieser Hinsicht vor. Nach der Doppelwahl von 1314 waren auch die Reichsstädte verschiedener Regionen in unterschiedlicher Weise gezwungen, Position im Thronstreit zu beziehen. Ludwig IV. näherte sich nach dem Ende des Konflikts mit einem längeren persönlichen Aufenthalt in dem zuvor stärker seinem habsburgischen Konkurrenten zuneigenden Schwaben seit 1330 insbesondere den niederschwäbischen Städten an und förderte deren Bündnisbestrebungen.

Ein unmittelbares Ergebnis stellt der im Sommer 1331 vollzogene Zusammenschluss von neun niederschwäbischen Reichsstädten dar. Bemerkenswert erscheint es nun, dass dieser rein städtische Bund sich selbst als „lantfriede“ charakterisierte und Gunst, Gebot und Willen des Kaisers bei seinem Zustandekommen hervorhob. Nach dem Tod Ludwigs IV. und der erfolgreichen Durchsetzung des zuvor zum Gegenkönig gewählten Karl bemühten sich die Reichsstädte Schwabens um die Koordination eines gemeinsamen Vorgehens: im Herbst 1347 kam es zum Abschluss eines 22 Städte Ober- und Niederschwabens umfassenden Bundes. Eine Einigung mit Karl IV. zog sich bis zum Januar 1348 hin. Dieser musste den schwäbischen Städten ausdrücklich das Recht zugestehen, sich gegen die Verletzung ihrer Rechte auch gemeinsam zur Wehr setzen zu dürfen.

Im Gegensatz zu ähnlichen Vergünstigungen durch Ludwig den Bayern begünstigt an dieser Stelle nicht einmal der Vorbehalt, dass das Reich hierbei in

jedem Falle auszunehmen sei. Als problematisch sollte sich in dieser Hinsicht für die zukünftigen Konstellationen die Zusage erweisen, keine der Reichsstädte zu verpfänden oder dem Reich anderweitig zu entfremden. Ohne eigens eingeholte Erlaubnis von Seiten Karls IV. erneuerten 25 schwäbische Reichsstädte das Bündnis zur Wahrung ihrer Freiheit und des reichsstädtischen Status im August 1349 um vier Jahre. Das Bemühen des Luxemburgers, in der Folge durch allgemeine Landfrieden unter Beteiligung von Fürsten, Grafen und Herren die königlichen Spielräume in der Friedenswahrung zu stärken und weit gefasste reichsstädtische Ansprüche zumindest einzudämmen, zeigte zunächst in Schwaben nur eingeschränkten Erfolg. Vielmehr blieb es bei den verschiedenen Landfriedensinitiativen bis in die Mitte der fünfziger Jahre des 14. Jahrhunderts gerade in Schwaben bei städtischen Bündnissen, die aber zumindest die Möglichkeit zur Angliederung und Einbindung des Adels boten.

Es zeigt sich also, dass das reichsstädtisch-bündische Element in der Politik Karls IV. notwendigerweise ebenfalls eine erhebliche Rolle spielte.

Dies gilt auch für den im Entstehungsjahr der Goldenen Bulle abgeschlossenen Bund der Städte von 1356, dessen auf die Landfriedenswahrung ausgerichtete Funktion die Statuten ebenso deutlich hervorheben wie die kaiserliche Rolle bei dessen Zustandekommen. 1359 kooperierte der Luxemburger erneut eng mit den Reichsstädten Schwabens, als sich in einem mit kaiserlicher Zustimmung als Landfriede zustande gekommenen Zusammenschluss 29 schwäbische Reichsstädte mit dem Augsburger Bischof und den Grafen von Öttingen und Helfenstein gegen Eberhard II. von Württemberg zusammaten. Dem König war an der Lösung der seinen Interessen entgegenstehenden Verbindung zwischen Württemberg und Habsburg gelegen, den Angehörigen des Bundes ging es vor allem um die niederschwäbische Landvogtei und nicht zuletzt die württembergischen Zölle.

Es zeigt sich also, dass das reichsstädtisch-bündische Element in der Politik Karls IV. notwendigerweise ebenfalls eine erhebliche Rolle spielte. Es stützte sich insbesondere die Landfriedenspolitik in Schwaben stark auf die dortigen Städtebünde, auch wenn das Reichsoberhaupt weit ausgreifende Ansprüche innerhalb der städtischen Bündnisausrichtung mit Blick auf die Reichspolitik zu begrenzen bemüht war. Da die Interessen in der regionalen Friedenswahrung grundsätzlich ähnlich orientiert waren, konnte teilweise eine beiden Seiten nützliche Kooperation bewerkstelligt werden. Karl IV. förderte dabei ganz selbstverständlich seinen Interessen dienende Städtebünde und betrieb ihr Zustandekommen sogar aktiv. Somit lässt sich ein höchst pragmatischer Umgang mit den zuvor erörterten Regelungen der Goldenen Bulle beobachten.

Dieses Vorgehen des Kaisers blieb keineswegs auf Schwaben begrenzt, sondern lässt sich auch in anderen Regionen beobachten. Ein besonderes Beispiel stellt das Elsass dar, wo Karl IV. nach dem Auslaufen des Landfriedens von 1347 im Jahr 1352 während seines Aufenthalts am Oberrhein den dortigen Reichsstädten im Sommer 1354 die Gründung eines Städtebundes gebot,

der bis über ein Jahr nach seinem Tode hinaus bestehen und der Sicherung des Landfriedens dienen sollte. Durch die Rolle des Landvogtes innerhalb der Bundesorganisation war eine starke Bindung an das Königtum intendiert, womit nur zwei Jahre vor der Verabschiedung der Goldenen Bulle ein königlich legitimierter und an den Interessen des Reichsoberhauptes im Elsass orientierter Städtebund von diesem geschaffen worden war.

Auch in der Wetterau stützte sich die Landfriedenspolitik des Herrschers maßgeblich auf die dortigen Reichsstädte Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar, die seit 1285 regelmäßig ihre Bündnisse erneuerten. Bezeichnen derweise sah sich Karl IV. im Februar 1360 sogar genötigt, den vier Städten gemeinsam in einem Schreiben eigens für ihre getreuliche Umsetzung des auf kaiserliche Weisung zustande gekommenen Landfriedens in der Wetterau zu danken und warb nachdrücklich um ihre Unterstützung für Landvogt Ulrich III. von Hanau.

IV. Der Beginn der Konfrontation: Verpfändungsfrage und Reichsunmittelbarkeit

Eine Politik, welche die Ansprüche der städtischen Bünde bezüglich ihrer Interessenwahrung auf Reichsebene zurückzuführen bestrebt, gleichzeitig aber zur Durchsetzung eigener Ansprüche in den Regionen des Reiches auf eine enge Kooperation mit solchen Bündnissen ausgerichtet war, trug freilich die Wurzel künftiger Gegensätze in sich selbst. Dies lässt sich in gewisser Weise bereits mit der pragmatischen Umsetzung der Vorgaben der Goldenen Bulle durch Karl IV. verknüpfen, der die Legitimation der Bünde mit der Landfriedenswahrung im Sinne der Orientierung an den eigenen Herrschaftsinteressen verstand. Wenn sich die Zielsetzungen kaiserlicher Politik und reichsstädtischer Statuswahrung nicht mehr in dieser Form verknüpfen ließen, musste dies notwendigerweise zu schweren Auseinandersetzungen führen. Dies betraf gerade die Frage der Reichsunmittelbarkeit und die gegenseitige Absicherung der Reichsstädte gegen Verpfändungen.

Insofern barg die bereits erwähnte, seit Beginn der siebziger Jahre des 14. Jahrhunderts zu beobachtende Steuer- und Verpfändungspolitik des Luxemburgers hohes Konfliktpotential. Einen bedeutenden Schritt hin zum Konflikt stellte die Verpfändung von Donauwörth am 24. Juni 1376 dar. Dieses war erst kurze Zeit zuvor mit anderen Reichsstädten aus der vorangegangenen Verpfändung ausgelöst worden. Das Vorgehen war umso problematischer, da Karl IV. gemeinsam mit seinem Sohn Wenzel noch im April 1370 neunzehn Städten in Schwaben den Schutz gegen all jene zugesagt hatte, die sie in ihren Freiheiten und Rechten beeinträchtigen wollten. Der Rat Donauwörths wandte sich entsprechend in einem Schreiben an Nördlingen und andere schwäbische Städte, bat unter Hinweis auf den Bruch der kaiserlichen Garantien um Unterstützung und forderte Gesandtenberatungen, die zweifelsohne auf eine gegen die kaiserliche Initiative gerichtete Städtebundgründung abzielen sollten. Programmatisch hielt das Schreiben Donauwörths fest, dass die Verpfändungsfrage momentan nur Donauwörth unmittelbar betreffe, in Bälde aber alle Reichsstädte in gleicher Weise bedrohen dürfte: „Als es izto ze mal unser ding ist, so moecht es wol ze nehst iur aller ding ze gleicher weise werden.“ Diese Argumentation scheint ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Bereits am 4. Juli 1376 kam es zur Gründung des Schwäbischen Städtebundes.

V. Zusammenschau

Bereits der erste Artikel der Bundesstatuten von 1376, der die gemeinsame Privilegienwahrung und den Schutz vor Verpfändungen gegen jedermann thematisiert, besaß eine Stoßrichtung gegen das Reichsoberhaupt. Bernhard Kreutz hat hier mit guten Gründen von einem „Modellcharakter“ der diesbezüglichen Bündnisbestimmungen der schwäbischen Reichsstädte von 1347 für den Bündnisvertrag von 1376 gesprochen, die der Kaiser als Angriff auf seine Autorität verstehen musste. Insofern werden der politischen Sprengstoff der reichsstädtischen Interessenwahrung und die Intensität der Spannungen seit 1376 vor allem durch die Traditionen königlicher Politik sowie die durch diese bestärkten reichsstädtischen Ansprüche und ihre gemeinsam getragenen Privilegienwahrung unter Berufung auf „das Reich“ erklärbar.

Diese Konstellationen waren es auch, die späteren Bündnisprojekten von Karls Sohn Sigismund, der nach einer ersten strittigen Wahl des Vorjahrs schließlich 1411 den Thron bestieg, im Wege standen. Der letzte Luxemburger bot den reichsstädtischen Gesandten im Umfeld des Konstanzer Konzils während des Winters 1414/15 seine Unterstützung eines neuen großen Städtebundes an, der sich offensichtlich an dem Bund von 1376/81 orientieren sollte und dem er selbst als Haupt vorzuzustehen gedachte. Gerade die schwäbischen Bundesstädte wollten sich in die auf einen Konflikt mit den Fürsten hinauslaufende königliche Reichspolitik, die über den Bereich der eigenen reichsstädtischen Interessen hinausging, gerade nach den Erfahrungen mit Sigismunds Vater Karl IV. und Halbbruder Wenzel nicht einbinden lassen. Eine Vielzahl von Reichsstädten kam in einem überregionalen Zusammenschluss erst 1420 wieder zusammen: Zur Verteidigung der Rechte der durch Sigismund an seinen Erbkämmerer Konrad vergebenden Stadt Weinsberg, also gegen eine als Gefährdung des reichsstädtischen Status wahrgenommene königliche Maßnahme. □

Presse

Münchner Kirchenzeitung
Ausg. 09/2016 – Dunkles Mittelalter? Von wegen! Zwei Florentiner Lichtgestalten, dem Maler Giotto und dem Schriftsteller Boccaccio, widmete sich jüngst die Katholische Akademie. (...) Vom Hüterbub, der seine Schafe in den Sand zeichnete und dessen Talent entdeckt wurde, zum umjubelten Stammvater europäischer Malerei – höher konnte Giotto, der Sohn eines Schmieds, auf der Karriereleiter nicht steigen (...). Boccaccio schrieb über ihn in seinem weltberühmten „Decameron“: „Er war mit so vorzüglichen Talenten begabt, dass die Natur, welche die Mutter aller Dinge ist, deren fortwährendes Gedeihen durch das unablässige Kreisen der Himmel bewirkt wird, nichts hervorbringt, was er mit Griffel, Feder oder Pinsel nicht dem Urbild so ähnlich darzustellen gewusst hätte, dass es nicht als ein Abbild, sondern als die Sache selbst erschienen wäre, weshalb denn der Gesichtssinn der Menschen nicht selten irregeleitet ward und für wirklich hielt, was nur gemalt war.“ In seinen Reflexionen über „Giotto di Bondone als Wegbereiter der neuzeitlichen Malerei“ thematisierte der Kunsthistoriker Wolfgang Augustyn die Analogie zwischen Rhetorik und Malerei.

Angelika Irgens-Defregger

Das 14. Jahrhundert als Blütezeit der Hanse? Eine Netzwerkorganisation im Umbruch

Ulf Christian Ewert

I. Die Hanse im 14. Jahrhundert – Blüte oder beginnender Niedergang?

Prächtige Hansekoggen ebenso wie mächtige Seestädte mit imposanter Backsteinarchitektur, in denen reiche Kaufleute die politischen Geschicke leiteten und von denen aus sie ihre Waren über riesige Distanzen zwischen Brügge und London im Westen, Bergen im Norden sowie Visby, Reval und Novgorod im Nordosten dirigierten, bestimmten auch heute noch das Bild der Hanse. Und mittendrin, nicht nur geographisch, agierte Lübeck als größte und reichste dieser Städte, zum wirtschaftlichen Zentrum aufgestiegen durch Warenumschlag und einträgliche Zusammenführung von Ostseehering und Lüneburger Salz, nach der Mitte des 14. Jahrhunderts auch als quasi politisches Zentrum der Hanse. Lübeck war der mit Abstand häufigste Versammlungsort der hansischen Tagfahrten, jener bald regelmäßig abgehaltenen Versammlung von Abgesandten der Hansestädte, die über hansische Angelegenheiten beriet und im Konsensprinzip Beschlüsse, so genannte Rezesse, über gemeinsames koordiniertes Handeln der Städte fasste. Und die Hanse führte im 14. Jahrhundert auch erfolgreich Krieg, militärisch wie wirtschaftlich.

Welchen Platz hat also das Diktum einer vermeintlichen Krise des 14. Jahrhunderts innerhalb der scheinbar so glanzvollen Erfolgsgeschichte der Hanse? Und wer wollte angesichts solcher Fakten die sich im 14. Jahrhundert voll entfaltende Macht der Hanse in Frage stellen, eine Macht, welche doch scheinbar so deutlich in wirtschaftlichen Belangen (als „Handelsimperium“) wie vor allem in politischen Fragen (als „Staat der Städte“) zu Tage trat? Zumal das so glänzende Erscheinungsbild der Hanse, das hier nur holzschnittartig nachgezeichnet wurde, trotz vielfältiger Bemühungen der neueren Forschung nach wie vor prägend ist. Entstanden ist es in der älteren Hanseforschung, die, jeweils ausgerichtet auf allgemeine politische Strömungen und historiographische Trends, in der Hanse abwechselnd ein Beispiel für frühes, bürgerliches Selbstbewusstsein im Mittelalter, für Territorialgewalt im Norden des Reiches oder für die deutsche Macht zur See sehen wollte. Auch gerade wegen einer lange Zeit dominierenden politischen Perspektive auf die Hanse verdeckt dieses Erscheinungsbild strukturelle Probleme und innere Widersprüche der Hanse, von denen einige in diesem Beitrag behandelt werden.

Es soll hier somit in erster Linie darum gehen, das Fragezeichen im Titel zu erklären. Geht man von der engeren Bedeutung des Wortes „Krise“ als einer Zuspitzung beziehungsweise Entscheidungssituation aus, gelingt das aber sehr gut. Dann nämlich lassen sich die geschilderten Elemente nicht allein als strahlende Erfolge, sondern auch als mehr oder minder gelungene Reaktion der Hansekaufleute auf krisenhafte Veränderungen der Rahmenbedingungen ihres Handels einerseits und der systemimmanenten Grenzen des Wachstums andererseits deuten – und genau dieser Weg wird hier beschritten. Dies soll in



PD Dr. Ulf Christian Ewert, Vertretung des Lehrstuhls für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Exzellenzcluster Religion & Politik, Universität Münster

den folgenden Abschnitten in drei Schritten geschehen, denen jeweils eine Leitfrage vorangestellt ist. Abschließend werden die genannten Argumente nochmals zusammenfassend auf die These des organisatorischen Umbruchs der Hanse hin zugespitzt.

II. Commercial Revolution in Nordeuropa – Struktur und Charakter der Hanse

Wie waren der Handel der Hansekaufleute beziehungsweise die Hanse selbst strukturiert? Und welche Verbindung besteht zwischen Hanse und der Commercial Revolution des Mittelalters? In die Phase des einst vom amerikanischen Wirtschaftshistoriker Robert S. Lopez als „Commercial Revolution of the Middle Ages“ bezeichneten Wiederauflebens und Ausbaus überregionaler Handelsbeziehungen im hohen Mittelalter fällt auch der Aufstieg der niederdeutschen Kaufleute im Handel innerhalb des Nord- und Ostseeraums. Wesentliche Rahmenbedingungen der Commercial Revolution auch in Nordeuropa waren seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erhebliche Produktivitätsfortschritte in der Landwirtschaft infolge einer klimatischen Wärmeperiode und das hierdurch initiierte Bevölkerungswachstum. Grundlegend für die dann einsetzende wirtschaftliche Entwicklung Nordeuropas und insbesondere des wendischen, preußischen und baltischen Raums waren unter anderem die demographische Expansion und die damit verbundene Kolonisation. Migration von West nach Nordost und Etablierung des mittelalterlichen Modells der Stadt als Kommune und als rechtlich geschützter, permanenter Markt im Ostseeraum schufen einen Handelsraum in Nord- und Ostsee, der eine räumliche Spezialisierung aufwies und in dem im wesentlichen niederdeutsche Kaufleute den Gütertausch –

Rohstoffe und Nahrungsmittel (z.B. Holz, Erz, Wachs, Felle und Getreide) aus dem Norden und Nordosten gegen gewerbliche Erzeugnisse (z.B. Wolltuche) aus dem Westen – übernahmen.

Hanse bedeutete ursprünglich „Schar“ und umschrieb zunächst allgemein jegliche Genossenschaft Fernhandel treibender Kaufleute. Seit dem 12. Jahrhundert hatten niederdeutsche Kaufleute im Zuge von demographischer Expansion, Kolonisation und wirtschaftlichem Aufschwung umfangreiche Handelsprivilegien in London, Novgorod und Brügge erworben und waren damit in der Lage, ihre Konkurrenten im Transferhandel zwischen den Handelsplätzen und bei der Versorgung der im Ostseeraum neu entstandenen Städte zu verdrängen. Grundlage für das Handelsmonopol der niederdeutschen Kaufleute waren die Handelsprivilegien, mittels derer der Zugang zum binnenhansischen Markt wirksam kontrolliert werden konnte. Die Kaufleute waren damit in der Lage, ein stabiles Kartell zu bilden. Eine Hanse im formalen und politischen Sinne existierte jedoch noch nicht, sie bestand vielmehr informell und war eine Konsequenz der mannigfaltigen Kooperation zwischen den Kaufleuten.

Was hier also im 12. und stärker noch im 13. Jahrhundert passierte, war die nordeuropäische Variante der Commercial Revolution, also die spürbare Urbanisierung vormals ausschließlich agrarischer Landstriche und in deren Folge ein erheblicher Anstieg von gewerblicher Produktion, Konsum und Fernhandel. In vielen Punkten unterschied sich diese nordeuropäische Variante kaum von ähnlichen, zeitlich etwas früher anzusetzenden Entwicklungen im Mittelmeerraum oder in Westeuropa. Auch die Hansekaufleute wurden im 13. Jahrhundert zunehmend sesshaft und dirigierten ihre Waren nunmehr von der heimischen Schreibstube aus zu den Absatzmärkten, auch wenn der reisende, seine Ware begleitende Kaufmann damit nicht endgültig verschwand und auch im Spätmittelalter noch überall in Europa zu finden war, im Hanse- raum etwa im Handel mit Novgorod, wohin die Kaufleute bis in das späte 15. Jahrhundert persönlich reisten.

Dennoch gab es maßgebliche Unterschiede in der Entwicklung des Fernhandels in Europa. Ein ganz wesentlicher Unterschied war, und dies ist für die weitere Argumentation bedeutsam, das Prinzip der Netzwerkorganisation der Hansekaufleute. Auch die Hansekaufleute handelten vornehmlich mit Verwandten und Freunden und besaßen damit ein weitverzweigtes Beziehungsnetzwerk, welches die Grundlage ihres Geschäfts war. Anders als in vielen Teilen Europas gab es jedoch im Hanse- raum mit der Sesshaftwerdung der Kaufleute nur in geringem Maße rechtliche und handelstechnische Innovationen, welche die nun mehrheitlich sesshaften Kaufleute unabhängiger von ihren persönlichen Handelskontakten hätten machen können, etwa indem sie ihnen den Zugang zu Risikokapital ermöglichten oder sie vor Betrug durch Handelspartner schützten. Hansekaufleute an unterschiedlichen Standorten kooperierten weiterhin, häufig ohne schriftlichen Vertrag, in der gegenseitigen Zusage von Waren, die dann jeder im eigenen Namen und ohne Gewinnbeteiligung für den jeweils anderen Partner vor Ort verkaufte. Solche persönlichen Handelsverbindungen bestanden natürlich auch zu den Kaufleuten, die an den Kontorsplätzen, den Niederlassungen der Hanse in weitentfernten Handelsstädten, tätig waren, über welche Einfuhr und Ausfuhr von Gütern in den beziehungsweise aus dem Hanse- raum abgewickelt wurde.

Struktur und Funktionsweise der hansischen Handelsverbindungen lassen sich präzise im organisationstheoretischen Modell der Netzwerkunternehmung fassen. Das Handelssystem der Hanse ist somit ein mittelalterliches Beispiel für eine Netzwerkorganisation. Da die Mitglieder – die Kaufleute – über den ganzen Nord- und Ostseeraum verteilt waren, aber mit demselben Warensortiment handelten, lag eine vor allem räumlich spezialisierte Organisation vor. Die Kooperation der Netzwerkmitglieder war dem Prinzip nach nur lose. Lange gab es keine wirklich formal definierten Hierarchien – nicht ungewöhnlich für eine Organisationsform, die auf andere als hierarchische Koordinationsmechanismen setzt. Überhaupt war wegen der nur spärlich getroffenen vertraglichen Abmachungen der Formalisierungsgrad äußerst gering. Da es zunächst auch keine Zentralgewalt gab, floss die Information vor allem lateral von Kaufmann zu Kaufmann. Wohl gab es Verbote der Kooperation mit nicht-hansischen Kaufleuten, den Butenhan- sen, zwischen den Hansekaufleuten selbst jedoch existierte kein Konkurrenzverbot wie man es später, im 15. Jahrhundert, bei Kommissionären oberdeutscher Firmen findet. Der binnen- hansische Handel war also geprägt von gleichzeitiger Kooperation und Konkurrenz seiner Teilnehmer, eine Netzwerkeigenschaft, die innerhalb der Organisationsliteratur als „Cooptition“ („Cooperation“ und „Competition“) bezeichnet wird.

Innerhalb der Netzwerkorganisation wurden die wirtschaftlichen Aktivitäten der Kaufleute nichthierarchisch durch Kultur, Vertrauen und Reputation koordiniert. Die gemeinsame Kultur, etwa die niederdeutsche Sprache und die soziale Integration in die Hansestädte, waren wichtige Voraussetzungen für die Partizipation am hansischen Fernhandel. Der von den Hansekaufleuten bevorzugte Handel auf Gegenseitigkeit setzte jeweils voraus, dass alle Beteiligten einer Handelspartnerschaft sich gegenseitig in hohem Maße vertrauten. Dieses Vertrauen wurde von einem multilateralen Reputationsmechanismus flankiert, der dafür sorgte, dass unehrlichen Kaufleuten der Zugang zum Netzwerk verwehrt wurde. Drohender Reputationsverlust eignete sich also in hohem Maße, die Fairness der Kaufleute zu befördern, und Institutionen wie die Artushöfe im Ostseeraum oder die Lübecker Zirkelgesellschaft übernahmen dabei die Funktion von Clearingstellen, über die Informationen über nichtvertrauenswürdige und unehrliche Kaufleute verbreitet werden konnte.

Mehrere Gründe sprechen dafür, in diesem Handelsnetzwerk der niederdeutschen Kaufleute nicht nur ein soziales Netzwerk, sondern tatsächlich eine Netzwerkorganisation zu sehen: Weil es sich bei den hansischen Unternehmen um sehr kleine Betriebe, zumeist nur um Einpersonen-Unternehmen handelte, sind die Kooperationen zwischen Kaufleuten nicht allein als Personen- netzwerk, sondern als Kooperation zwischen wirtschaftlich und juristisch selbständigen Wirtschaftseinheiten zu verstehen. Auch die bevorzugt zusammenarbeitenden Verwandten kooperierten nicht innerhalb eines gemeinsamen Familienunternehmens, sondern machten ihre Geschäfte als Leiter eigenständiger Unternehmen. Vernetzung war hier also nicht bloß eine die Geschäftstätigkeit unterstützende soziale Komponente, sondern das ökonomische Prinzip des Handels selbst.

Auch verfolgten die Hansekaufleute ein gemeinsames Ziel, nämlich die Sicherung der für ihre Wettbewerbsvorteile zentralen Handelsprivilegien, die sie als Gruppe an den Außenposten der



Foto: akg-images

Lübeck war die einflussreichste Stadt im Verbund der Hanse. In Schedels Weltchronik Ende des 15. Jahrhunderts sind die vielen Kirchen ein markantes Zeichen ihres Reichtums.

Hanse in London, Novgorod, Brügge, und später in Bergen erwirkt hatten. Konstituierendes Ziel ihrer Fernhandelsorganisation blieb stets, diese Privilegien ökonomisch nutzbar zu machen, sie zu verteidigen und gegebenenfalls auch auszubauen.

Die Außenwirkung des Fernhandelsystems der Hansekaufleute ist schließlich ebenfalls ein starkes Argument für seinen Organisationscharakter. Durch die Kontore, aber auch über die politische Ebene des späteren Zusammenschlusses der Hansestädte und ihrer Institutionen bekam das ansonsten nur diffus wahrnehmbare binnenhansische Fernhandelssystem eine Kontur. Weil sich aber hinter dieser formalen Fassade gerade keine ebenso formale und ausdifferenzierte Organisation verbarg, sondern im Wesentlichen nur das prinzipiell relativ lose geknüpfte Netz der Kaufleute beziehungsweise später auch der Städte, können diesem Fernhandelssystem sogar gewisse Züge einer virtuellen Organisation nicht abgesprochen werden. Virtuelle Organisationen sind Netzwerkorganisationen, die nur nach außen hin den Eindruck einer formalen Organisation vermitteln, aber dennoch deren Leistungen erbringen. Fast eine Ironie der Geschichte ist es daher, dass der mittelalterlichen Hanse diese Täuschung teilweise bis in die Gegenwart gelingt. Nicht nur die am Paradigma des Nationalstaats orientierte Hanseforschung zu Zeiten des Kaiserreiches wollte die Hanse gerne als staatliche Territorialmacht sehen, sondern noch bis in jüngste Zeit finden sich Interpretationen der Hanse als Handelsimperium oder „Staat der Städte“.

III. Grenzen des Wachstums – hansische Krisensymptome im 14. Jahrhundert

Welche Anzeichen wirtschaftlicher Stagnation gab es im 14. Jahrhundert und wo lagen möglicherweise system-

immanente Wachstumsgrenzen des hansischen Handelssystems? Das Prinzip der Netzwerkorganisation im Binnenhandel kombiniert mit den großen Handelsprivilegien an den Kontorsplätzen London, Novgorod und Brügge erwies sich als ebenso effektiv wie effizient bis in das 14. Jahrhundert hinein. Doch seit Jahrhundertbeginn veränderten sich wesentliche Rahmenbedingungen des Handelssystems, sodass es gar nicht der großen Krise zur Mitte des Jahrhunderts – der Pest –, bedurfte, um eine krisenhafte Entwicklung auch im Hanseraum anzustoßen. Denn das 14. Jahrhundert war für die Hanse eine Zeit der Stagnation und des Konflikts, und eine ganze Reihe von Indikatoren zeigen überdeutlich, dass das hansische Handelssystem in seiner bisherigen Form wohl die Grenzen des Wachstums erreicht hatte.

Äußere Grenzen waren zuallererst durch das Abebben der Kolonisationsdynamik in Nordeuropa im 14. Jahrhundert gesetzt. Die demographische Expansion in den Nordosten war weitgehend zum Stillstand gekommen, was unter anderem daran ersichtlich ist, dass keine Städte mehr gegründet wurden. Alle wesentlichen Gründungen bzw. Stadtrechtsverleihungen fallen, beginnend mit der zweimaligen Gründung Lübecks 1143/1158 in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, kleinere Städte im Umfeld der größeren wurden in der auslaufenden Boom-Phase noch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts gegründet. Auch die Wirtschafts- und Finanzkraft der Städte war bereits im frühen 14. Jahrhundert erschöpft. Große öffentliche Bauvorhaben wie etwa Kathedralbauten, Stadterweiterungen oder Errichtung von Wasserversorgungssystemen fallen allesamt in die Boom-Phase des 13. Jahrhunderts und werden allenfalls unter großen finanziellen Schwierigkeiten im 14. Jahrhundert noch beendet. Verbunden mit der sich wandelnden Bevölkerungsdynamik war die zunehmende Marktsättigung ganz natürliche

Folge eines geradezu rasanten wirtschaftlichen Aufschwungs, welchen der Nord- und Ostseeraum im 13. Jahrhundert erfahren hatte. Mit dem „Schwarzen Tod“, der ersten großen Pestwelle, die den Hanseraum 1350 über England erreichte, verschärfte sich die veränderten Marktbedingungen insofern, als nun die ohnehin schon gesättigten Märkte mit dem krisenbedingtem temporären Ausfall der Konsumenten absolut schrumpften, ebenso wie in Westeuropa aus demselben Grund die Absatzmärkte der nordeuropäischen Produkte zumindest kurzfristig wegbrachen. Gerade in diese Krisenzeit hinein fällt, nicht zufällig und durchaus damit verbunden, die zunehmende Unsicherheit der Handelsprivilegien, die zum Teil nachverhandelt werden mussten, sowie die Gefährdung einer freien Zufahrt zu Nord- und Ostsee. Beides bedrohte grundlegende Voraussetzungen für das kartellgleiche Handelssystem der Hanse und stellte dessen Funktionsfähigkeit in Frage.

Neben solchen äußeren Krisensymptomen gab es auch innere Grenzen des Wachstums, die ebenfalls eine Konsequenz raschen wirtschaftlichen Wachstums waren. Mit der Bevölkerung war während des 13. Jahrhunderts auch die Zahl der Kaufleute stark angewachsen, sodass etwa die Wirksamkeit der für die hansische Netzwerkorganisation typischen Koordinierungsmechanismen wie Reputation und Vertrauen grundsätzlich schwieriger wurde. Zudem mündete die Sesshaftigkeit vieler Kaufleute in deren vermehrte Ratsstandschaft und bedeutete in der Konsequenz ihr immer stärkeres politisches Engagement innerhalb ihrer Heimatstädte, wodurch sich aber auch ihre Interessen hin zur Nutzung der Institution Stadt im Sinne eigener kommerzieller Absichten verschoben. Mit der Ratsstandschaft der Kaufleute kamen also vermehrt die Städte als korporative Akteure mit in die Netzwerkorganisation, und es entstand mit der

„Städtehanse“ eine weitere Ebene, die diese Organisation endgültig zu einer multipolaren Netzwerkorganisation machte. Dies geschah mit voller Absicht, denn auf den ersten Blick waren die Städte eine scheinbar hilfreiche Garantiemacht, um die einzelwirtschaftliche Tätigkeit der immer größer werdenden Schar an Kaufleuten koordinieren und Abweichler sanktionieren zu können.

Äußere und innere Krisensymptome stellten die Hanse, oder genauer gesagt, die Netzwerkorganisation des hansischen Handels vor erhebliche organisatorische Herausforderungen, und es ist der organisatorische Wandel, in welchem die immer wieder behauptete Krisenhaftigkeit des 14. Jahrhunderts ihren Niederschlag auch in Bezug auf die Hanse fand.

IV. Indikatoren des Wandels – Kooperationsprobleme und ihre Lösungen

Besonders deutlich traten krisenbedingte Reaktionen der Hanse im 14. Jahrhundert immer dann zu Tage, wenn wesentliche Grundlagen des Handelssystems wie die Privilegien oder die Sicherheit der Seehandelsrouten gefährdet waren. Wie reagierte man auf solche Ereignisse und welche organisatorischen Folgen hatte das? Kollektiv auf Gefährdungen zu reagieren, erforderte zunächst ein gemeinsames und koordiniertes Handeln der Kaufleute. Die organisatorischen Lösungen, die hierzu gefunden wurden, geben beredt Auskunft über den organisatorischen Wandel, welchem die hansische Netzwerkorganisation im Verlauf des 14. Jahrhunderts unterworfen war. Anhand zweier Fälle, in denen die Hanse es verstand, ihre vermeintliche Macht zu demonstrieren, soll dies verdeutlicht werden.

Der erste Fall betrifft den „Handelskrieg“ gegen Brügge beziehungsweise die Grafschaft Flandern. Im Jahre 1358

verlegten die Hansekaufleute in Brügge während einer Auseinandersetzung mit dem Grafen von Flandern ihr Kontor für zwei Jahre ins seeländische Dordrecht und blockierten jeglichen Handel der Hanse in Brügge. Damit gelang es ihnen, ihre Forderungen auf Schadensersatz von in England konfiszierter Waren in Brügge durchzusetzen, das Kontor wurde 1360 dann nach Brügge zurückverlegt. Das Mittel der Kontorverlegung war dabei keineswegs neu. Zuvor war es schon in den Jahren 1280–82 angewendet worden, um gegen Privilegien-Verletzungen seitens der Stadt Brügge vorzugehen. Mit der zeitweisen Verlegung des Kontors nach Aardenburg war es auch damals schon gelungen, die Privilegien in Brügge zu verbessern. Funktional lag hier ein grundsätzliches Kooperationsproblem vor. Die Kontorgemeinschaften nämlich senkten die Transaktionskosten der einzelnen Kaufleute und garantierten deren individuelle Handelsinteressen mittels des gemeinsamen Auftretens aller Kaufleute. Der Schutz von Vermögen und Handelsinteressen einzelner Kaufleute durch die Gemeinschaft ist ökonomisch betrachtet jedoch ein öffentliches Gut, ein Gut also, das konkurrenzfrei und nicht ausschussfähig ist, wodurch es starke Anreize für „Trittbrettfahrer“ gibt, es zu nutzen ohne einen eigenen Beitrag dafür leisten.

Mittels Formalisierung und Hierarchisierung der Kooperation der Kaufleute in den Kontoren gelang es aber, dieses öffentliche Gut in ein Clubgut umzuwandeln, ein Gut, welches nur Mitgliedern offensteht, und somit die Disziplin der Kaufleute sicherzustellen und Abweichler zu sanktionieren. Das wiederum war notwendig, um Drohungen gegenüber dem Privilegienggeber auch glaubhaft machen zu können. Reaktion der Hansekaufleute war somit eine zumindest partielle Umwandlung der Netzwerkorganisation in eine hierarchische Organisation.

In den überlieferten Ordnungen des Brügger Kontors aus dem 14. Jahrhundert lassen sich denn auch typische Eigenschaften hierarchischer Organisationen finden, z.B. Untergliederung (Einteilung der Kaufleute nach ihrer Herkunft in ein wendisches, westfälisches und livländisches Drittel), Regelgebundenheit (Ordnung definierte verbindliche Regeln), Schriftlichkeit (diese Regeln wurden in einem Buch festgehalten), Entscheidungsfindung (Mehrheitsprinzip für Entscheidungen über Handelsbelange), Kompetenzgliederung (Aufgabendefinition für gewählte Älterleute und Richter) und Unterstellung (die Älterleute standen an der Spitze der Kaufleute und besaßen Weisungsbefugnis).

Regelverstöße und mangelnde Disziplin der Kaufleute wurden mit Geldbußen geahndet, die Disziplinierung geschah somit im Wesentlichen durch negative Anreizsetzung. Im Umfeld des „Handelskriegs“ gegen Flandern wird die disziplinierende Wirkung hierarchischer und formaler Kontorordnungen überdeutlich. Johann van Thunen, kaufmännischer Vertreter des Deutschen Ordens in Brügge, wurde z.B. vorgeworfen, mit Insiderwissen die Handelsblockade unterlaufen zu haben, weil er Tuche zu einem günstigeren Preis gekauft hatte. Sein Besitz wurde konfisziert. Tiedemann Nanning aus Bremen wurde ebenfalls vorgeworfen, mit Flandern gehandelt zu haben. Reaktion hierauf war die Kollektivhaftung aller Bremer Kaufleute, die solange von den Brügger Privilegien ausgeschlossen wurden, bis sie selbst für die Bestrafung Nannings und den Einzug seiner Güter sorgten, was dann auch umgehend geschah.

Gelang es an den Kontorplätzen Kooperation zwischen Kaufleuten mittels



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Dieses Fresko in Assisi stellt die Szene dar, in der sich Franziskus von seinem reichen Vater lossagt, um sich den Armen zu widmen.

Hierarchisierung und Formalisierung sicherzustellen, so war dies für die Städte nicht so einfach möglich, wie das zweite Beispiel belegt. Zwischen 1361 und 1370 führte eine Gruppe von wendischen Städten unter Führung Lübecks mehrfach Krieg gegen den dänischen König Waldemar IV., der das gotländische Visby erobert, den Kaufleuten den Zugang zu den Heringsmärkten in Schonen verwehrt und die Durchfahrt durch den Sund gesperrt hatte. Zwar endete der erste Waffengang 1362 für

die beteiligten Städte in einem Fiasko, aber der ausgehandelte Waffenstillstand war für Lübeck jedoch nicht ungünstig. Der Zugang zu den Heringsmärkten Schonens war wieder frei und die andauernde Sperrung des Sunds konnte mit der Nutzung des Landwegs zwischen Lübeck und Hamburg umgangen werden. Einige preußische und holländische Städte waren aber genau auf die freie Durchfahrt des Sunds angewiesen und versuchten in der „Kölner Konföderation“ vom November 1367 die

Kriegshandlungen gegen Dänemark wieder aufzunehmen. Lübeck und die wendischen Städte traten dieser Vereinbarung schließlich äußerst widerwillig bei. Im Sommer 1368 gelang es der hansischen Streitmacht, militärisch die Oberhand zu gewinnen, und nach der Kapitulation Dänemarks 1369 standen die Hansestädte schließlich 1370 im „Frieden von Stralsund“ auch politisch als strahlender Sieger da.

Erneut wird ein Kooperationsproblem sichtbar, das der Städte nämlich,

dessen Lösung jedoch nicht oder nur unzureichend mittels Formalisierung und Hierarchisierung zu erzielen war. Auch die kollektive Sicherheit der Städte war ein öffentliches Gut. Seine Umwandlung in ein Clubgut konnte jedoch allenfalls fallweise und zeitlich beschränkt, in vielen Fällen gar nicht gelingen. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an sind die Hansischen Tagfahrten überliefert, zu denen sich Vertreter der Städte, sehr häufig in Lübeck, zu Beratungen über die gemeinsame Politik der Städte zusammenfanden. Dieser Versuch, Handelsinteressen und Handelspolitik auf städtischer Ebene zu koordinieren, ist ein sichtbares Zeichen der Konstitution einer „Städtehanse“, auch wenn vieles dafür spricht, dass die Heimatstädte der Hansekaufleute sich bereits zuvor fallweise in Handelsfragen abgestimmt haben. Die Tagfahrten blieben jedoch freiwillig und wurden von den Städten des wendischen Drittels, allen voran Lübeck, dominiert. Archivalische Hinterlassenschaft der Tagfahrten sind die Rezesse, die allein Auskunft über unstrittige Fragen geben und nicht bindend für die Städte waren. Sie zeigen in der namentlichen Nennung der anwesenden Ratsendeboten, die stets am Beginn der Dokumente zu finden ist, vor allem die vielfältige personelle Verflechtung der hansischen Führungsgruppe. Ein wirkungsvolles Handeln gab es nur bei erheblicher Interessenverletzung und dem nachdrücklichen Handlungswillen einer oder mehrerer Städte.

Archivalische Hinterlassenschaft der Tagfahrten sind die Rezesse, die allein Auskunft über unstrittige Fragen geben und nicht bindend für die Städte waren.

So zeigte Lübeck in der ersten Phase des Kriegs gegen Dänemark die größte Bereitschaft, vor allem weil es seine Handelsinteressen waren, die der dänische König verletzt hatte. Das allein reichte jedoch für die kollektive Reaktion der Städte nicht aus. Lübeck signalisierte deutlich seine Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung, in dem es selbst den größten finanziellen Beitrag zur Ausrüstung der Streitmacht leistete. Immerhin gelang es noch weitere Städte mit ins Boot zu holen, die zumindest über die Erhebung des Pfundgelds, einer Abgabe, die von einlaufenden Schiffen in den Häfen zu entrichten war, zur Kriegsfinanzierung beitrugen. In der zweiten Kriegsphase erlahmt genau diese Bereitschaft Lübecks zur Organisation des kollektiven Handelns, denn die wirtschaftlichen Interessen Lübecks waren weit weniger berührt als die anderer Städte, und Lübeck selbst schloss sich nur widerwillig der neuerlichen Vereinbarung an. Weil aber langfristig doch zumeist auch Lübecks Interessen berührt waren und weil etwa zwischen 1356 und 1405 von insgesamt 68 gesamthansischen Tagfahrten allein 45 in Lübeck stattfanden, führt genau dieses Gebaren zur einer Quasi-Hierarchisierung der multipolaren Netzwerkorganisation „Hanse“, über welche Lübeck sukzessive in eine vermeintliche Führungsrolle hineinwächst.

V. Transformation als scheinbare Blüte – die Netzwerkorganisation im Umbruch

Gezeigt wurde, dass die Hanse, ob schon im 14. Jahrhundert durchaus ein wirtschaftlich und politisch mächtiger Akteur, einer allzu glorreichen

Darstellung nicht so ganz entsprechen kann. Zu deutlich treten gerade im Verlauf des 14. Jahrhunderts äußere Krisensymptome und innere Widersprüche zu Tage, welche die Hanse zu organisatorischen Reaktionen zwangen, die kurzfristig zwar scheinbaren Erfolg erzielten, langfristig wohl aber durchaus zum späteren Niedergang des hansischen Handels und der Hanse als politischer Institution beitrugen. Das landläufige Bild von der Hanse im 14. Jahrhundert als einem Handelsimperium und zugleich als einem „Staat der Städte“ ist das Produkt einer lange Zeit dominierenden politischen Perspektive innerhalb der Hanseforschung selbst ebenso wie außerhalb davon. Nichtsdestotrotz erscheint es angesichts der hier nur kurz skizzierten Krisensymptome des 14. Jahrhunderts auch in Nordeuropa als sehr viel plausibler, das Auftreten der „Städtehanse“ in eben dieser Zeit weniger als Ausdruck einer weiter anwachsenden Macht der Hansekaufleute, sondern vielmehr als eine Krisenreaktion zu interpretieren.

Die eigentliche Blüte des hansischen Handels und der Hansestädte ist daher im 13. Jahrhundert zu sehen, und die Elemente dieser Prosperität – wirtschaftlicher Aufschwung, struktureller Wandel und organisatorisches Wachstum – erforderten im 14. Jahrhundert dann erhebliche Anpassungen der hansischen Netzwerkorganisation. Maßgeblich blieben dabei, auch in der sichtbaren Konstitution der „Städtehanse“ zur Mitte des 14. Jahrhunderts, personelle Verflechtung und persönlicher Kontakt untereinander, organisatorische Prinzipien, die sich angesichts einer wachsenden und zunehmend unpersönlichen Organisation zunehmend als untauglich erwiesen. Sinnfälliges Zeichen hierfür ist das Verständnis Lübecks als „Haupt der Hanse“, welches untrennbar mit dem glanzvollen äußeren Erscheinungsbild der Hanse im 14. Jahrhundert verbunden ist.

Es liefert gleichsam eine hierarchische Deutung der ursprünglich nicht-hierarchischen Organisation „Hanse“, und aus diesem Grund trägt ein solches Verständnis mehr zur Verschleierung denn zur Aufklärung in Bezug auf das Phänomen „Hanse“ bei. Lübeck wuchs zwar infolge ganz unterschiedlicher Entwicklungen in eine Führungsrolle innerhalb der Hanse hinein, es stand seit jeher geographisch im Zentrum der Hanse, von dort gingen starke stadtrechtliche Impulse aus und es existierten viele personelle Verbindungen in andere Städte. Allein das Prinzip einer dauerhaften Führungsposition widersprach grundsätzlich dem nichthierarchischen Grundprinzip der multipolaren Netzwerkorganisation „Hanse“. Waren Formalisierung und Hierarchisierung in den Kontoren, auch wenn sie prinzipiell dem Organisationsprinzip der Netzwerkorganisation widersprachen, noch probate Mittel zur Stabilisierung des Kartells der Hansekaufleute, so ließen dieselben Prinzipien auf der Städteebene die offensichtlichen Interessensgegensätze zwischen den Städten langfristig eher noch stärker hervortreten als sie zu überbrücken. Mit der Führung durch Lübeck war die multipolare Netzwerkorganisation „Hanse“ schließlich an die Interessen und den Handlungswillen einer Stadt gebunden und verlor dabei zunehmend das, was Netzwerkorganisationen eigentlich ausmacht: ein hohes Maß an Flexibilität. □

Giotto di Bondone (1267-1337) als Wegbereiter der neuzeitlichen Malerei

Wolfgang Augustyn

Das Programm der diesjährigen Historischen Tage in der Katholischen Akademie lenkt den Blick auf das 14. Jahrhundert, eine von Krisen erfüllte Epoche, die vom Konflikt widerstrebender politischer Partikularinteressen ebenso geprägt war wie von der Internationalität in den Wissenschaften und Künsten. In den Themen der Tagung klingen die Facetten jener Zeit an, sei es die politische Formung der europäischen Großmächte England und Frankreich während des Hundertjährigen Krieges, die Ausbildung von Staatlichkeit im europäischen Osten, seien es neue gesellschaftliche, politische und ökonomische Faktoren wie Urbanisierung, Handelsverbände, Sozialaufstieg, Kriegerische Auseinandersetzungen, Naturkatastrophen und die Pest prägten diese Epoche ebenso wie die religiösen Konflikte, das Schisma der lateinischen Kirche seit 1378 und dessen politische Auswirkungen.

I.

Mein Thema gilt einem der bedeutendsten Maler jener Zeit, dessen Name – wie wenig andere – die Zeiten überdauert hat: Giotto di Bondone, der Tafelbilder und Fresken schuf und Mosaike, möglicherweise auch Glasfenster entwarf. Giotto, wahrscheinlich in Florenz aufgewachsen, vielleicht auch dort geboren, entstammte der Familie eines nicht unvermögenden Schmieds aus der Pfarrei von Santa Maria Novella. Obwohl seine Lebensdaten nicht quellenmäßig belegbar sind, gehört seine Biographie mit etwa 150 primären Nachrichten in Quellen zu den am dichtesten belegten bürgerlichen Lebensläufen im Italien des 14. Jahrhunderts, vergleichbar nur mit wenigen Personen, die nicht weltliche Fürsten oder geistliche Würdenträger waren.

Die Erinnerung an diesen Maler ist freilich stark überlagert durch eine Fülle von Vermutungen und Deutungen zu Leben und Werk, die vor allem jene ungeteilte Bewunderung spiegeln, die man ihm schon zu Lebzeiten entgegenbrachte. Die Künstlerbiographen der Renaissance, allen voran Giorgio Vasari um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und ihre Nachfahren, die Kunsthistoriker der letzten 150 Jahre, haben nach Kräften dazu beigetragen, ein Bild Giottos zu zeichnen, das den oft eben auch zeitbedingten Deutungsmodellen entsprach. Diese spiegeln vor allem die unterschiedlichen Auffassungen über die Bedeutung dessen, was ein einzelner tun und bewirken könne. Die umfangreiche Literatur zu Giotto belegt dies in geradezu idealtypischer Weise. Die Einschätzungen zum Werk und seiner Rezeptionsgeschichte reichen von uneingeschränkter Heroisierung Giottos, die im Geniekult und dem Glauben an den einen überragenden und inspirierten Ausnahmekünstler gipfelte, dem die Neuzeit die Erfindung der Malerei verdanke, bis zu kennerschaftlichen oder formalistischen Diskussionen in moderner Zeit, in denen sich die individuelle Spur des Künstlers im Nebel von Händescheidung und einander ergänzenden Werkstattbeteiligungen zu verlieren droht. Hinzu kommt, dass viele der in den Quellen bezeugten Werke verloren sind.



Prof. Dr. Wolfgang Augustyn, Stellv. Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, apl. Professor für Kunstgeschichte an der LMU München

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wiederholte und verfestigte Giorgio Vasari in seinen Künstlerbiographien eine Art Gründungsmythos der Malerei aus dem Blickwinkel des Florentiners. Anstelle der alten byzantinischen Art zu malen, jener „maniera greca vecchia“, die dem Renaissancekünstler Vasari als verderbte, altmodische Malerei erschien, hatten in seiner Erzählung Cimabue und Giotto der Malerei zu neuer Größe verholfen. Vasari übernahm aus den Commentari des Lorenzo Ghiberti jene berühmte Anekdote, wonach Giotto beim Hüten der Schafe seines Vaters immer wieder auf die Erde, auf Sand und Steine gezeichnet habe. Als eines Tages Cimabue vorübergekommen sei, habe dieser sogleich das Talent des Knaben erkannt und ihn sich von dessen Vater als Lehrling erbeten. So sei Giotto Schüler Cimabues geworden, ein Schüler allerdings, der den Lehrer bald übertraffen habe. In Wahrheit erscheint es als ein seltenes Wunder, wie jene plumpe und ungeschickte Zeit in Giotto so viel hervorbringen konnte, dass die Zeichenkunst, von der die Menschen damals wenig oder nichts mehr wussten, durch ihn wieder ins Leben trat.

Die biographischen Informationen, die dem Leser mit dieser Anekdote angeboten wurden, sind seit Langem als topisch entlarvt. Fast man zusammen, was sich zur Biographie Giottos skizzieren lässt, so darf man annehmen, dass er wohl 1267 geboren wurde und zwischen 1282 und 1287 seine künstlerische Ausbildung erhielt; ob in Florenz, ist ungewiss, unwahrscheinlich auch, dass Giotto in der Werkstatt des Cimabue gelernt hatte, wie in älteren Nachrichten immer wieder behauptet wurde. Noch vor 1290 wurde die Ausmalung der Oberkirche von S. Francesco in Assisi begonnen. Dazu beauftragte man Cimabue und seine Werkstatt, aber auch die aus Rom hierher berufenen Maler Pietro Cavallini (um 1250-1330) und Jacopo Torriti (aktiv 1270-1300). Wann Giotto nach Assisi kam, ob er vorher in Rom tätig war und welcher

Part ihm in Assisi zu welchem Zeitpunkt in den nächsten Jahren übertragen wurde, gehört bis heute zu den großen Streitfragen. Es spricht vieles dafür, dass man ihm eine Reihe von Arbeiten eines anonymen Malers aus den 90er Jahren zuschreiben kann – noch vor Cavallinis Tätigkeit in Assisi –, den man in der Kunstgeschichte mit einem Notnamen als „Isaaksmeister“ bezeichnet. In diese Zeit wird auch die Entstehung des großen Kreuzes für Santa Maria Navella datiert. Möglicherweise anlässlich des Heiligen Jahres 1300, vielleicht auch erst ein Jahrzehnt später, wurde Giotto beauftragt, ein Mosaik mit der Navicella, dem Schiff Petri – einer Allegorie der Kirche – zu entwerfen, das bis ins 16. Jahrhundert den Ostflügel des Atriums von Alt-St. Peter schmückte und eines der berühmtesten Werke Giottos werden sollte. Kopien und Zeichnungen überliefern das Aussehen des Mosaiks. Verschiedene notariell beglaubigte Verträge belegen, dass Giotto 1301 in Florenz ein Haus besaß und bald darauf auch verheiratet war. Wohl

Der grundlegende Wandel zu einer neuartigen Auffassung der Malerei wurde im letzten Jahrhundertviertel vollzogen.

bis 1305 entstand die Ausstattung der Scrovegni-Kapelle in Padua, die in der Kunstgeschichte als Hauptwerk gilt; die Wandbilder in der Apsis wurden später, um 1317, von Malern aus seinem Umfeld vollendet. Vielleicht war Giotto zuvor (1300-1303) schon in Rimini tätig; wohl im Jahr nach der Ausmalung der Scrovegni-Kapelle muss er noch in Padua mit der Ausmalung des großen Saals im Palazzo della ragione beschäftigt gewesen sein. Dort führte er einen astronomischen Bildzyklus aus, den der berühmte 1306 nach Padua zurückgekehrte Astronom Petrus d'Abano konzipiert hatte und der 1420 einem Brand zum Opfer fiel. Wenn nicht schon in den 1290er Jahren, dann wieder ab etwa 1308 arbeitete Giotto in der Oberkirche von S. Francesco in Assisi. Auch wenn umstritten ist, ob Giotto und seine Werkstatt hier für den Zyklus der Szenen aus dem Leben des heiligen Franziskus verantwortlich war, gibt es doch gute Argumente dafür, dass er und seine Mitarbeiter in der Oberkirche jene Folge von Bildern ausführten, die dem Inhalt der „Legenda Maior“ des Bonaventura folgten und das Leben des Franziskus als konsequente Christusbild nachahmung zeigen.

In den folgenden Jahren mehren sich die Nachrichten über das anwachsende Vermögen Giottos und Aufträge im ganzen nördlichen Italien in den Franziskanerkirchen von Rimini und Padua, von der 1310 bezugten Ausmalung der Chorkapelle in der Badia von Florenz sind nur Fragmente bekannt, 1312 ist eine Altartafel für S. Domenico in Prato bezugt. Da zwischen 1315 und 1318 in Florenz keine geschäftlichen Aktivitäten in Florenz nachweisbar sind, könnte er tatsächlich – wie es Vasari berichtete – in dieser Zeit in Avignon gewesen sein. In diesen Jahren entstanden jedoch auch die Fresken in der Peruzzi-Kapelle in S. Croce (1318), der Franziskanerkirche in Florenz, um 1320 Fresken in der Unterkirche von S. Francesco in Assisi und schließlich 1325 auch in der Bardi-Kapelle, wiederum in S. Croce in Florenz. Zwischen 1328 und 1333 war Giotto als Maler am Hof König Roberts von Anjou in Neapel tätig (unter anderem in der Palastkapelle, der „Cappella magna“),



Das Weltgericht – ein besonders eindrucksvolles Fresko – an der Westwand der Scrovegni-Kapelle in Padua. Der Handelsherr Enrico Scrovegni erbaute

© Zentralinstitut für Kunstgeschichte
 seinen Palast mit der Kapelle Anfang des 14. Jahrhunderts auf dem Gelände eines zerstörten Amphitheater.

wo er vom König ein Hofamt übertragen erhielt. 1334 rief seine Heimatstadt Florenz den „erfahrenen und berühmten“ Bürger zurück und ernannte ihn zum Leiter des städtischen Bauwesens, womit die Leitung der Dombauhütte verbunden war („magister et gubernator laborerii et operis ecclesie Sancte Reparate“). In diesem Amt hatte er nun auch Entwürfe für den Campanile des Doms und die dort anzubringenden Reliefs zu liefern. 1337 sandte man ihn im Auftrag von Florenz nach Mailand, wo er für Azzo Visconti, den Stadtherrn von Mailand, Fresken ausführen sollte. Im Januar 1337 starb Giotto in Florenz.

II.

Gegenüber den Werken der Bildhauerei war die Malerei vor 1300 zunächst eigentümlich konservativ geblieben und im Duecento im Wesentlichen von Varianten eines an der byzantinischen

Malerei orientierten Stils geprägt. Dies galt für die Mosaiken in Venedig ebenso wie für die Malerei in Umbrien oder der Toskana, für die Werke des Giunta Pisano (1190/1200-1260) in Pisa oder des Coppo di Marcovaldo (1225-1276) in Florenz.

Der grundlegende Wandel zu einer neuartigen Auffassung der Malerei wurde im letzten Jahrhundertviertel vollzogen. Der Bildhauerei kam dabei eine wichtige Funktion zu, da durch sie neue, andersartige stilistische Ausdrucksformen vermittelt wurden. Charakteristisch ist eine Passage aus Dantes Purgatorio: Am Sockel des Läuterungsberges sind Reliefs zu sehen, deren erzählerische Qualität Dante mit den berühmten Worten vom „visibile parlare“ rühmte. Die Formel vom sichtbaren Reden der Reliefs beschreibt eine neue Qualität des Ausdrucks, die traditionell mit den drei Malern Cimabue, Maestà und Duccio sowie Giotto verbunden wird.

Vasari hatte jene Anekdote über den jungen Giotto erzählt, um deutlich zu machen, worin sich dieser von allen Zeitgenossen unterschied: Giotto habe nach der Natur, ohne antike Vorbilder und allein aufgrund seines künstlerischen Talents gearbeitet. Filippo Villani beschrieb Giotto als den „souveränsten Meister in der Malerei seiner Zeit, der jede Figur am natürlichsten“ darstelle. Er sah Giotto den antiken Künstlern darin überlegen, dass die von diesem gemalten Figuren so aussähen, als seien sie mit Leben erfüllt, als seien sie wirklich dabei zu sprechen, zu weinen oder sich zu freuen. Was Villani hier zu charakterisieren versuchte, war neben der dinglichen Konkretheit eine ausdrucksstarke Bildrhetorik, die den Fresken Giottos ablesbar ist: Neue gestische Möglichkeiten wurden hier erprobt, dramatische Affekte inszeniert.

Das Verfahren entsprach durchaus rhetorischen Prinzipien – der Renaissancekünstler und Theoretiker Leon



Invidia, der Neid, ist eine der 14 Personifikationen in der Scrovegni-Kapelle. Sie dienen dem Schmuck des gemalten Architektursockels der Kapelle.

© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Battista Alberti sollte ihre Anwendung auf Bildkompositionen später ausformulieren und als Paradebeispiel auf Giotto's Navicella verweisen: Es geht um das geordnete Ganze der erzählten Historie. Diese „Geschichten“ setzen sich aus vielen einzelnen Gliedern zusammen, wie dies auch für die gut aufgebaute Rede gilt. Die Analogie zum rhetorischen Verfahren offenbart auch den Zweck des Gemalten: Das Bild soll Betrachter überzeugen. Manchmal kommen neue ikonographische Motive hinzu.

Gerade der Bildzyklus, den Giotto für die Palastkapelle des reichen Handelsherrn Enrico Scrovegni schuf, bietet in der Ikonographie ebenso Konventionelles wie Ungewöhnliches. Der mit der hochadeligen Jacobina d'Este verheiratete und so mit dem Stadtherrn verwandte Paduaner Kaufmann und Bankier hatte 1300 im Areal des verfallenen römischen Amphitheaters seinen neuen Palast errichten lassen, daneben 1302 eine Kapelle in den Dimensionen einer später zum Sitz eines Kanonikatskapitels aufgewerteten Hauskirche, beides vielleicht sogar von Giotto entworfen. Die Kapelle ließ der Bauherr zwischen 1303 und 1306 von Giotto ausmalen, Giovanni Pisano schuf Skulpturen für die Ausstattung des Baus; jedes Jahr am Fest der Verkündigung Mariens

Gerade der Bildzyklus, den Giotto für die Palastkapelle des reichen Handelsherrn Enrico Scrovegni schuf, bietet in der Ikonographie ebenso Konventionelles wie Ungewöhnliches.

war die Palastkapelle (die nach ihrem Standort auch Arena-Kapelle genannt wird) Ziel einer Prozession. Angeblich diente die Kapellenstiftung auch dem Ziel, für die Geschäfte von Scrovegnis Vater Sühne zu leisten, den Dante im Inferno seiner Commedia als weithin bekannten Wucherer in der Hölle büßen ließ.

Giotto schuf die Malereien an Wänden und Gewölben mit Szenen aus dem Leben Jesu und dem Marienleben. Hier findet sich das klassische Repertoire der Bildmotive wie der Engelsreigen über der Krippe von Bethlehem und ähnliches. Die Westwand besetzt eine ausführliche Darstellung des Weltgerichts, bei der traditionelle Bildformeln Verwendung fanden, die aus der byzantinischen Bildtradition des Weltgerichts bekannt waren und in Italien das ganze Mittelalter hindurch zitiert wurden, die Engelsglorie nach Mt 25,31 oder das Einrollen des Himmels nach Apoc 6,14. Die Spannweite der Bildmotive greift jedoch weiter aus: Ungewöhnlich sind die vierzehn gemalten Sockelreliefs. Ausführliche Bildbeischriften informieren den Betrachter über die Bedeutung des Dargestellten. Die vierzehn Personifikationen sind der wichtigste Schmuck des gemalten Architektursockels der Kapelle. Er imitiert Platten aus weißem, rosafarben und grün geäderten kostbaren Marmor, die in ein Rahmensystem aus grünlichem Stein eingefasst zu sein scheinen. Die Personifikation vor dunklem Grund sind mehr als Grisailen, sie imitieren eingefügte ungesasste Steinreliefs und bieten Bilder von großer Eindringlichkeit. Ira, Gegenbild zur Temperantia, reißt ihr Gewand auf: Zorn als unbegründetes Handeln im Affekt.

Die Flüchtigkeit der Inconstantia zeigt ihr wild aufgeworfenes Gewand. Dass hier zweimal sieben Personifikationen

ins Bild gesetzt wurden, beruht auf der Tugendlehre des Thomas von Aquin, einem Text, der damals erst wenige Jahrzehnte alt war. In der „Summa theologiae“ bestimmte Thomas als die vier durch Augustinus aus der griechisch-römischen Philosophie in die christliche überführten Haupttugenden, und kombinierte damit die drei theologischen Tugenden.

Neuartig war die in der Arena-Kapelle gewählte Darstellungsform, bei der die Personifikationen als Handelnde gezeigt sind und wie Gestalten in erzählerischen Bildern „an die Affekte des Betrachters appellieren“ (Belting). Die Besonderheit fiel den Zeitgenossen auf: Der Literat Francesco da Barberino, ein

Durch Giotto, seine Werkstatt und sein künstlerisches Umfeld wurde eine neue Sichtweise erprobt, die den Stil und die Ausdrucksmöglichkeiten der Malerei nachhaltig veränderte.

Freund Dantes, schrieb in seinem Traktat Documenti d'amor, wenige Jahre nach der Fertigstellung der Ausmalung durch Giotto, über die von diesem dargestellte Eigenschaft: Der Neidische wird vom Neid innerlich wie äußerlich verbrannt – so hat es Giotto auf hervorragende Weise in der Arena-Kapelle in Padua gemalt. Francesco da Barberino zitierte mit seinem lateinischen Satz ein altbekanntes Zitat. Giotto's Bild zeigt zwar, wie jemand äußerlich verbrannt, dass er auch innerlich brennt, kann das Bild nicht zeigen. In der Beschreibung des Francesco da Barberino bleiben außerdem manche Details unerwähnt: die riesigen Ohren, die grabtschende Hand, die verleumderische Schlangenzunge, durch ihre Hinwendung zum Inhaber der einzige Hinweis auf das selbstzerstörerische Moment des Neides.

III.

Neben der schon von vielen Zeitgenossen als ebenso außergewöhnlich wie exemplarisch gerühmten Vollkommenheit in der Nachahmung der Natur kam bei Giotto jedoch ein Element hinzu, worin er Cimabue und Duccio weit übertraf: die Auseinandersetzung mit Räumlichkeit.

Durch Giotto, seine Werkstatt und sein künstlerisches Umfeld wurde eine neue Sichtweise erprobt, die den Stil und die Ausdrucksmöglichkeiten der Malerei nachhaltig veränderte. Im Unterschied zur Malerei des Duecento, in der dieser Aspekt keine Rolle spielte, konnte man nun die Bilderzählung als neuartige Realität wahrnehmen, geradezu als Abbild einer konkreten Situation, gab das Bildfeld einen klar definierten Blick frei auf ein Ereignis, auf eine bestimmte Handlung. Hatten die Maler im 12. Jahrhundert die Akteure in Bildern staffagehaft mit einem Goldgrund umgeben und damit allenfalls die Illusion einer abstrakten, auratischen Umgebung erreicht, später dann Landschafts- oder Architektur motive dem Goldgrund kullissenhaft eingefügt, wurde das Bildfeld nun zu einem Fenster: Die hier gezeigte Wirklichkeit suggerierte „Wahrheit“. Die neue Auffassung des Bildes zeigt sich in Werken der Malerei und Mosaikkunst im späten und ausgehenden 13. Jahrhundert. Mobiliar und Architekturelemente oder Kleinarchitekturen sind nun die Mittel, um räumliche Tiefe anzudeuten, vor allem um die Akteure der Handlung hervorzuheben. Zeigen lässt

sich dies schon am Apsismosaik des Jacopo Torriti in S. Maria Maggiore in Rom, oder in den Mosaiken Pietro Cavallinis in S. Maria Trastevere in Rom. Auch der Stil des „Isaaksmeisters“ in Assisi zeigt die neue Bemühung um Räumlichkeit. Man hat in der Kunstgeschichte diese neue Qualität der Malerei und ihre konstitutiven Kategorien „Figur“, „Raum“ und „Handlung“ sowohl als Stilmittel wie auch als Methode der Bildkomposition beschrieben, sich dabei aber oft auf eine Strukturanalyse beschränkt, die das Phänomen zwar benennen, aber nicht erklären konnte.

Der Münchner Kunsthistoriker Frank Büttner veröffentlichte als Ergebnis seiner über lange Jahre hinweg betriebenen Forschungen im Jahr 2013 ein Buch über Giotto und die Ursprünge der neuzeitlichen Bildauffassung. Der Untertitel seines Buchs „Die Malerei und die Wissenschaft vom Sehen in Italien um 1300“ zeigt, worin Büttner die eigentliche, mit Giotto einsetzende Erneuerung sah. Auf der Grundlage neuer wissenschaftsgeschichtlicher Forschungen, etwa der medizinhistorischen Forschungen Klaus Bergdolls, weiß man mittlerweile, dass es sich bei diesem Wandel in der Malerei nicht nur um ein erfolgreich angegangenes Experiment handelte, sondern dass die Bildkünste in der Malerei hier einen grundlegenden Wandel in der Auffassung des Sehaktes spiegeln. Frank Büttner hat dies in seinem Buch über Giotto ausführlich nachzuzeichnen versucht. Künstler wie Giotto und Cavallini nutzten wissenschaftliche Erkenntnisse, die am päpstlichen Hof in Viterbo, in Orvieto und an der Universität in Padua seit 1260 bekannt geworden waren und die eine neue Reflexion über Eigenart und Zustandekommen von Bildern zur Folge hatten.

Auf der Grundlage der ins Lateinische übersetzten arabischen Quellen wie des Traktats des 1040 verstorbenen arabischen Wissenschaftlers Alhazen formulierten im 13. Jahrhundert Autoren wie der englische Franziskaner Roger Bacon (1210-1292), John Pecham und der Schlesier WiteIo Traktate über die „Perspectiva“, die Lehre vom Sehen. Dieses Wort in seiner historischen Bedeutung meinte eine umfassende Darlegung der Anatomie des Auges und aller physikalischer, physiologischer und psychologischer Faktoren, die mit dem Sehsinn verbunden waren. Alhazen hatte die seit der Antike vorherrschende Auffassung korrigiert, dass das Auge Sehstrahlen aussende, durch die das Sehen erfolge (Extramissions- oder Sendetheorie).

Wenn das Auge in die Sonne blickt, empfindet es Schmerz, ein empirisches Argument für die Immissionstheorie, wonach Sinneseindrücke auf das Auge treffen. Alhazen hatte außerdem darauf hingewiesen, dass der Sehsinn nicht allein Erscheinung und Wesen eines Gegenstands wahrnehmen könne, sondern dies nur mit Hilfe der Ratio geschehe. Die Unterscheidungskraft führe die Eindrücke der „Cognitio“ zu, schließlich würden diese im Gedächtnis gespeichert. Die unterschiedliche Entfernung des Gesehenen vom Auge führte in der Reflexion über den Wahrnehmungsvorgang zur Erkenntnis, dass diese unterschiedlichen Entfernungen zu graduell verschiedenen Hell- und Dunkelabstufungen führten. In der Malerei des Mittelalters hatte man grundsätzlich drei verschiedene Stufen verwendet, um Farbigkeit zu differenzieren. Durch die Erkenntnisse der Optik hatte man nun, am Ende des 13. Jahrhunderts, zu erkennen und zu verstehen gelernt, dass auf das Auge Seheindrücke aus unterschiedlichem Winkel und unterschiedlicher Entfernung auftreffen, die sich

in ihrer Hell-Dunkel-Wirkung unterscheiden. Der Betrachter nimmt einen Körper als dreidimensionalen Gegenstand wahr, wenn die ihm am nächsten liegende Partie am hellsten erscheint. Auf die Malerei angewandt bedeutete dies, dass es in der Malerei Möglichkeiten gab, plastische Wirkung zu imaginieren, mehrdimensionale Wirklichkeiten darzustellen, Körper plastisch erscheinen zu lassen – eine Wirkung, die man später mit dem Begriff des „rilievo“ benannte. Das Gesehene konkret nachzubilden war in der farbigen Skulptur zweifelsfrei möglich. Für Roger Bacon war die Schöpfung nach mathematischen Regeln aufgebaut, die „Perspectiva“ als Wissenschaft vom Sehen demnach auch als theologisches Modell wahrzunehmen. Das mehrdimensionale Sehen mache körperliche Gebilde verstehbar: Was immer als Sehobjekte vom Auge erfasst werde, werde nicht nur materiell wahrgenommen, sondern habe ein höheres Ziel: das göttliche Geschehen verständlich zu machen. Der Franziskanertheologe Bonaventura hatte Wert und Nutzen der Bilder damit erklärt, dass sie an die Affekte des Menschen appellierten, Thomas von Aquin hatte erläutert, Bilder seien Konkretisierungen abstrakter Ideen und göttlicher Geheimnisse. Die Immissionstheorie begründete ein Verständnis, wonach von jedem Punkt eines Objekts eine Mitteilung an das Auge erfolge, die eben Informationen nicht nur über die Gestalt, sondern auch über das Wesen des Objekts vermittele. Das Relief als Gegenstand malerischer Illusion war die große

Thomas von Aquin hatte erläutert, Bilder seien Konkretisierungen abstrakter Ideen und göttlicher Geheimnisse.

technische Entdeckung in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Boccaccio schrieb, es sei Giotto gelungen, den Augensinn täuschen zu können. Man kann das Bemühen um rilievo zeigen bei Pietro Cavallinis Fresko des Weltgerichts in S. Cecilia in Rom, erst recht aber bei Giotto, der dieses Prinzip

der stufenlosen Modellierung vervollkommnete: Kruzifix Santa Maria Novella. Wie sehr dies in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts dann zur selbstverständlichen Erwartung an Malerei geworden war, zeigen die Nachfolger Giotto's.

Die „Perspectiva“ betraf auch die Wiedergabe von Räumen: Alhazen hatte geschrieben: Das Erkennen der Körperhaftigkeit ist dem Blick nur möglich durch das Erkennen der Schrägheit der Oberflächen der Körper. Innenräume, die Handlungsräume der Bilderzählung, wirken wie geometrische Hohlkörper. Raumtiefe wird erreicht durch Schrägstellen von Architekturen und raffinierte Helldunkel-Abstufungen: Wahrnehmung von Entfernungen ist durch optische Anhaltspunkt möglich, Gegenstände zwischen dem Betrachter und Objekten wie Bäume, Bauwerke, Menschen. In Landschaften wird Raumtiefe durch Unterschiede in der Größe erreicht; noch wichtiger waren Tiefenverdunkelung und Modellierungshelle. Zu den besonderen Stilmitteln gehören auch Motive wie Bodenmusterung oder Krümmungsflächen im gebrochenen Licht.

Giotto's Malerei wurde im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts vor allem von seinen Schülern rezipiert, nach seinem Tod um 1340/1350 dann aber als neuartiges Vorbild mit allgemeiner Gültigkeit anerkannt, Maler, die sich diesem Vorbild verweigerten und auf ältere Ausdrucksformen zurückgriffen, galten bald als rückständig, als Vertreter eines obsoleten Stils. Während man sich im 14. Jahrhundert damit begnügte, das Nebeneinander von Figuren in markantem rilievo und narrativen Szenen zu perfektionieren, jene Errungenschaften, die Giotto und die Maler seiner Generation erarbeitet hatten, wurde mit der geometrischen Optik und der damit erreichten Konzeption der Zentralperspektive im 15. Jahrhundert eine neue Ordnung der Bildkomposition erprobt. Mit Giotto's Auffassung des Bildes als Wiedergabe eines Fensters zur Wirklichkeit war um 1300 eines der fundamentalen Prinzipien der neuzeitlichen Malerei gefunden. □

Historische Tage 2017

Im Jahr 2017 wird in Deutschland in vielfacher Hinsicht an den Beginn der Reformation vor 500 Jahren erinnert. Darüber geraten leicht andere wichtige Ereignisse und Vorgänge im zeitlichen Umfeld des Reformationsgeschehens an den Rand oder sogar aus dem Blickfeld. Gerade diese werden bei den Historischen Tagen 2017 ins Zentrum gerückt. In Streifzügen durch Europa wird der Blick auf Spannungsfelder und Krisen, auf Aufbrüche, Expansions- und Unabhängigkeitsbestrebungen in verschiedenen Ländern gerichtet. Durch dieses Panorama sollen auch Entwicklungen in der frühen Neuzeit jenseits der Reformation deutlich gemacht werden.

Wir laden Sie sehr herzlich ein zu unseren Historischen Tagen am Beginn der Fastenzeit. Von Aschermittwoch, **1. März** 2017, bis Samstag, **4. März** 2017, erwarten Sie unter dem Titel „1517 – Was sonst noch geschah. Streifzüge durch das frühe 16. Jahr-

hundert“ zwölf Experten-Vorträge, Diskussionen, Arbeitskreise und zum Abschluss eine Exkursion nach Augsburg, bei der die Fugger im Mittelpunkt stehen.

Hervorgehoben sollen die beiden Abendvorträge werden. Der Berliner Politikwissenschaftler Herfried Münkler spricht am Donnerstagabend zu Niccolò Machiavelli, und Nicolaus Copernicus ist am Freitagabend das Thema von Andreas Kühne, Münchner Wissenschaftshistoriker.

Das genaue Programm der Historischen Tage wird Anfang 2017 fertig sein. Sie können es dann auf unserer Homepage, www.kath-akademie-bayern.de, finden.

Oder aber Sie bestellen den gedruckten Flyer, indem Sie schreiben an: Katholische Akademie in Bayern, Mandlstraße 23, 80802 München.

Auch ein Anruf genügt: Telefon 089/38 1020.

Vorboten der Kleinen Eiszeit. Naturkatastrophen und das Leben der Menschen im 14. Jahrhundert

Josef H. Reichholf

I. Vorbemerkung

Naturereignisse bleiben in den meisten historischen Darstellungen und Analysen so gut wie unberücksichtigt. Geschichte, so der Eindruck, vollzieht sich als Folge von Kriegen durch das Wirken von Mächtigen „politisch“. „Daten“ zu den Machthabern strukturieren in Schul- und Lehrbüchern die historischen Abläufe gerade so als ob die Bevölkerungen, ihre Lebensgrundlagen und Einflüsse der Natur keine Bedeutung hätten. Eine im obigen Sinne rein historische Darstellung ist für das Verständnis der (Welt)Geschichte unzureichend und würde die Ursachenforschung beeinträchtigen.

Das 14. Jahrhundert eignet sich in besonderer Weise für den Nachweis, dass es nötig ist, auch die Natur, ihre Veränderungen und deren Auswirkungen auf die Menschen mit einzubeziehen. Es war das Jahrhundert der Naturkatastrophen. Diese wirkten direkt und indirekt auf den „Herbst des Mittelalters“ (Johan Huizinga) und die beginnende Neuzeit. Ohne Berücksichtigung der Naturkatastrophen gäbe es wohl kaum einen triftigen Grund dafür, mit dem 14. Jahrhundert das Ende des Mittelalters zu verbinden und eine historische Zäsur zur Neuzeit einzuführen. Tatsächlich decken sich auch die historischen Perioden der vergangenen Jahrtausende des vorderasiatisch-nordafrikanisch-europäischen Kulturraumes ganz ausgeprägt mit großklimatischen Schwankungen, wie eine erweiterte Betrachtung zeigen würde. Ökonomische Entwicklungen, wie die Entwicklung des Ackerbaus, die Nutzung des Pferdes als Reit- und Zugtier oder die Erfindung von Rad und Wagen hängen gleichfalls mit Veränderungen in der Natur zusammen. Die frühen Hochkulturen am Indus, am Nil, in Mesopotamien sowie die Römerzeit, die Zeit der Völkerwanderung, das Früh-, Hoch- und Spätmittelalter, die frühe Neuzeit und der global ausgreifende europäische Kolonialismus als markante Phasen im Verlauf der Geschichte entstanden nicht zufällig. Vielmehr enthalten sie Wechsel in den Lebensbedingungen der Menschen. Die Natur gab den äußeren Rahmen vor, innerhalb dessen sich der Strom der Geschichte in Wirbeln und Wellen vollzog. Am 14. Jahrhundert lässt sich dies exemplarisch aufzeigen.

II. Einordnung des 14. Jahrhunderts

Auf die Römerzeit, die klimatisch eine Warmzeit gewesen war, folgte um etwa 300 n. Chr. eine Kaltzeit von knapp einem halben Jahrtausend. Als massive Klimaverschlechterung gab sie den äußeren Anlass zur Verlagerung von Stämmen und Völkern aus dem Nordosten und Osten nach Südwesten und Süden. Nordostgermanische Stämme wie die Wandalen und die Langobarden gelangten dabei nach Nordafrika und Oberitalien (Lombardei). Westgoten setzten sich in Nordostspanien fest (Catalunya = „Gotalandia“), um nur einige Beispiele zu nennen. Slawische Völker rückten in die von Germanen mehr oder weniger frei gewordenen Räume nach. Die Verschiebungen fanden aber



Prof. Dr. Josef H. Reichholf, Evolutionsbiologe, ehemaliger Leiter der Hauptabteilung Wirbeltiere der Zoologischen Staatssammlung München

nicht nur in Europa statt. Auch aus Zentralasien drängten Völker nach Süden und Südwesten in mildere, produktivere Regionen. Ergebnis waren die Wirren der Völkerwanderung.

Im 7. und 8. Jahrhundert stabilisierten sich Verhältnisse mit Beginn der neuen Phase, die im „mittelalterlichen Klimaoptimum“ gipfelte. Diese ausgeprägte Warmzeit, in der zumindest zeitweise wärmere Verhältnisse in Mitteleuropa als gegenwärtig herrschten, dauerte bis ins 13. Jahrhundert. Dabei konnten die Menschen nicht nur den Anbau von Getreide in Regionen und Höhenlagen ausbreiten, in denen dies in den vorausgegangenen Jahrhunderten nicht möglich gewesen war, sondern es wurde auch die Nordgrenze des Weinbaus bis Südnorwegen, auf Ostseeinseln und an den Nordalpenrand verschoben. In großem Umfang wurden Moore trocken gelegt und kultiviert, was vor allem ein Werk der Klöster war, da solche Unternehmungen nur mit gut koordinierter Gemeinschaftsarbeit zu realisieren waren. In Mitteleuropa wurde dabei der Wald bis auf nur noch etwa 10 Prozent der Landesfläche zurück gedrängt. Entsprechend wuchs die Bevölkerung und verdreifachte sich von etwa 18 Millionen um 750 auf knapp 75 Millionen um 1300. Der Druck der Bevölkerung wurde so groß, dass es im 12. und 13. Jahrhundert zu einer großen Zahl von Städte-Neugründungen kam (Gründung Münchens 1158). Die Klöster füllten sich mit Menschen, die keine andere Möglichkeit mehr fanden zu überleben. Betroffen war auch der Adel, für den die Kreuzzüge die Möglichkeit zu eröffnen schienen, neues Land und neue Lehen zu erobern.

Wahrscheinlich lässt sich auch das aus heutiger Sicht absurd anmutende Phänomen der Kinderkreuzzüge auf diesen Bevölkerungsdruck zurückführen. Denn trotz rund 50-prozentiger Kindersterblichkeit überlebten bei 8 und mehr Geburten pro gebärfähiger

Frau weit mehr als die etwa 2,2 Kinder, die zur Aufrechterhaltung eines stabilen Bevölkerungsstandes nötig gewesen wären. So verwundert es nicht, dass schon im klimatisch insgesamt günstigen 12. und 13. Jahrhundert große Hungersnöte auftraten. Und eine Auswanderung von Teilen der mitteleuropäischen Bevölkerung nach Osten setzte ein, genannt die spätmittelalterliche Ostkolonisation, die sich im 14. Jahrhundert weiter intensivierte.

Von Osten her, aus den Weiten Innerasiens, drängte dagegen der Mongolensturm unter Dschingis Khan und seinen Nachfolgern tief hinein nach Ost- und Südosteuropa, jedoch nicht mit Volksmassen auf der Suche nach Neuland, sondern als Eroberer, die sich die unterworfenen Völker tributpflichtig machten. Das Großreich der Mongolen, der größte zusammenhängende Machtbereich der ganzen Menschheitsgeschichte, war auch der klimatischen Gunst des Mittelalters mit zu verdanken. Sie wirkte bis nach Zentral- und Ostasien. Anders als die Kaltzeit der Jahrhunderte der Völkerwanderung, die zum Auswandern zwang, ließ das Klima des Hochmittelalters die Mongolen in ihrem Kernland erstarben. Denn Wärme und günstige Niederschläge kamen den Pferdeherden zugute, die in den Steppen Zentralasiens die Lebensgrundlage der Nomaden bildeten. Die Mongolen drangen nicht nur nach Südwesten vor, sondern mit noch größerer Wucht überannten sie Nordchina und unterwarfen die auch damals größte Teilbevölkerung der Menschheit.

Auf dem ganzen eurasiatischen Kontinent hatte sich also während des europäischen Hochmittelalters der „Gürtel der Macht“ deutlich nordwärts in die geographisch mittleren Breiten verlagert. Die vorausgegangenen Jahrhunderte der europäisch-nordwestasiatischen Völkerwanderung waren auch in Ost- und Südostasien höchst turbulente Zeiten gewesen, denen in den Jahrhunderten um die Zeitenwende, wiederum parallel zu den europäischen Verhältnissen, stabilere mit prosperierenden Bevölkerungen vorausgegangen waren. Das europäische Geschehen fügt sich sehr wohl ein in ein größeres Muster naturgeschichtlicher Abläufe. Das 14. Jahrhundert nimmt darin eine Randposition des Übergangs von einer Warm- in eine Kaltzeit ein. Und wie immer erweisen sich solche Ränder als besonders turbulent, weil sie Phasen des Übergangs der Natur in einen anderen Grundzustand nicht ruhig und glatt verlaufen. Als Folge der vorausgegangenen, klimatisch günstigen Zeit hatte sich Ende des 13. Jahrhunderts aufgrund der zu stark angewachsenen Bevölkerung eine massive Versorgungskrise aufgebaut. In diese hinein schlugen die Naturkatastrophen des 14. Jahrhunderts.

III. Die Naturkatastrophen des 14. Jahrhunderts

Das 13. Jahrhundert war so überdurchschnittlich warm, dass nördlich der Alpen zeitweise klimatische Verhältnisse ähnlich denen ums Mittelmeer herrschten. Die Wärme schaukelte sich jedoch zu sommerlicher Trockenheit auf, deren Folge geringe Ernten waren. Mit Beginn des 14. Jahrhunderts kippte das Warmklima und es gab Serien von Jahren mit viel zu nasskalter Witterung. Von 1309 bis 1317 verursachte ein rascher Wechsel von zu trockenen und nasskalten Sommern eine große Hungersnot. Es gab viele Tote. 1342 kulminierten die sommerlichen Regenfluten im höchsten und schlimmsten Hochwasser des ganzen Jahrtausends. Unseren heutigen Einteilungen der Hochwasserstärken zufolge muss es ein „Zehntausend-Jahre-Ereignis“ gewesen sein. Jedenfalls war

es die stärkste historisch (über Hochwassermarken an Gebäuden) registrierte Flut seit Beginn unserer Zeitrechnung. Die Wassermassen müssen die katastrophalen Hochwässer unserer Zeit noch um ein Mehrfaches übertroffen haben.

Seit dem 19. oder frühen 20. Jahrhundert sind in Mitteleuropa so gut wie alle Flüsse reguliert. Die Fluten können nicht mehr ausufernd und die Täler großflächig überschwemmen. Entsprechend hoch steigen die Pegel an diesen eingengten Flüssen schon bei Wassermengen, die in früheren Jahrhunderten noch zu mäßigen bis mittleren Hochwässern gerechnet worden wären. Keiner unserer Flüsse ist gegenwärtig auf Fluten ausgebaut, wie sie im Spätmittelalter und während der Kleinen Eiszeit aufgetreten sind. Das Hochwasser von 1342 war zwar das höchste, auch in China sowie höchstwahrscheinlich in Nordamerika, denn es hatte die ganze Nordhemisphäre betroffen. Aber kaum weniger starke folgten schon 1501 und 1598. Die Hochwässer unserer Zeit sind „zahn“, verglichen damit.

Wenige Jahre nach der großen Flut traf dann 1347 die Pest in Europa ein. Sie suchte insbesondere die Städte und das Umland der Häfen Süd- und Westeuropas heim, breitete sich aber auch entlang der Handelswege tief ins Binnenland Mitteleuropas aus und erreichte Teile Osteuropas. Fünf Jahre dauerte ihr Hauptzug. Beendet war sie danach nicht. In etwa 11-jährigem Abstand flackerte sie beispielsweise in Italien immer wieder auf. Neue große Pestepidemien gab es später in der Frühen Neuzeit. Phasen feuchtkühler Witterung boten offenbar günstige Voraussetzungen für das Entstehen neuer Pestzüge. Die hygienischen Verhältnisse waren nach heutigen Maßstäben gewiss katastrophal, aber dies war unabhängig von der Witterung so und hätte vor allem über verschmutztes Wasser übertragene Seuchen, wie die Cholera fördern sollen.

Am 16. Januar 1362 traf die bis dato heftigste Sturmflut die Nordseeküsten von Holland bis Dänemark. Diese „Zweite Marcellusflut“ oder „Große Mandränke“ genannte Flut zerriss gleichsam den bisherigen Küstenverlauf in der Deutschen Bucht. Die Inseln und Halligen entstanden und mit ihnen die im Wesentlichen bis heute vorhandene Küstenlinie. 100.000 Menschenleben soll allein diese Sturmflut gefordert haben. Doch sie war und blieb kein Einzelfall, ebenso wenig wie bitterkalte Winter, die sich zu häufen angingen. Mit zehn schweren Sturmfluten übertraf das 14. Jahrhundert allein die vier Jahrhunderte davor. Der Bodensee froh wiederholt komplett zu. Während der Kleinen Eiszeit 28 Mal, in den vier Jahrhunderten davor aber nur viermal und seit 1800 drei Mal. In den Alpen wuchsen die während des Mittelalterlichen Klimaoptimums fast verschwundenen Gletscher sehr schnell und stark. Sie wuchsen in nur einem Jahrhundert auf Höchststände heran, die sie dann erst wieder am Ende der Kleinen Eiszeit um 1800 erreichten. Das 14. Jahrhundert hebt sich anhand der Gletscherentwicklung und in den vorhandenen historischen Wetteraufzeichnungen als Vorstoß der Kleinen Eiszeit vom großklimatischen Geschehen deutlich ab. Danach gab es nochmals eine Phase mit für die Menschen in Mitteleuropa günstiger Witterung. Sie hielt aber nur etwa ein Jahrhundert an. Global änderte dieses Wärme-Intermezzo wenig.

Die Ansiedlungen der Wikinger auf Grönland gingen zugrunde. Das vorrückende Eis hatte sie vom Mutterland Dänemark und von den Versorgungsschiffen aus Skandinavien abgeschnitten. Aus dem Amerikanischen Norden drangen indessen die Eskimos, von den



Die Küstengestalt Nordfrieslands vor der Jahrhundertflut von 1362 zeigt diese historische Karte von Johannes Mejer (li). Wie die Küstenlinie heute verläuft

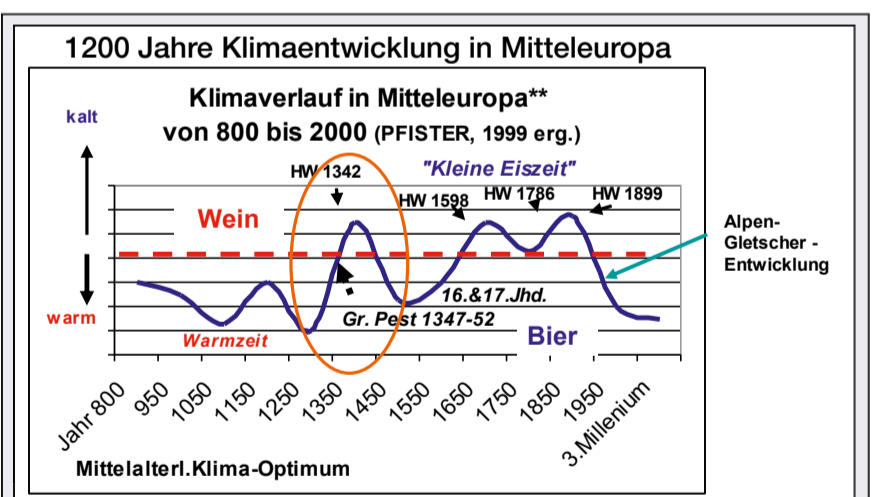
sehen Sie rechts auf dieser Karte des Landesvermessungsamtes Schleswig-Holstein.

Wikingern Skraelinge („Krüppel“) genannt, südwärts vor und erreichten die Ansiedlungen der Europäer in Westgrönland. Die Eskimos verstanden es, vom Meer zu leben. Sie waren nicht, wie die Wikinger, auf Landwirtschaft angewiesen. Zur gleichen Zeit des Niedergangs der Wikingersiedlungen musste in Nordwesteuropa der Weinanbau aufgegeben werden. Und in Mitteleuropa lohnte der Getreideanbau auf Rodungsflächen nicht mehr, die im Hochmittelalter angelegt worden waren. Sogar für die Schafbeweidung taugten manche Wüstungsflächen, wie sie später genannt wurden, alsbald nicht mehr. Der Wald rückte wieder vor. Es formte sich das bis heute existierende Grundmuster von knapp einem Drittel Waldbedeckung in Mitteleuropa.

All das war nicht, wie schon mit dem Hinweis auf die Wikinger angedeutet, auf Europa beschränkt. Mitten in der starken Klimaverschlechterung traten verheerende Einflüge von Wanderheuschrecken nach Mitteleuropa auf. Ende Juli 1338 kamen sie über Ungarn, Böhmen und Südpolen nach Deutschland. Mitte August erreichten sie Frankfurt und Landshut. Die letzten großen Heuschreckeneinflüge aus den pontisch-sarmatischen Steppen hatte es lange vorher, vor dem mittelalterlichen Wärmeoptimum, in den Jahren 873-875 und 539 gegeben. Nach dem 14. Jahrhundert kamen sie mehrfach wieder zwischen

1542 und 1749, also im Hauptstück der Kleinen Eiszeit. Ihre Einflüge belegen den klimatischen Zusammenhang. Denn wenn es in West- und Mitteleuropa im Sommerhalbjahr kalt und zu regnerisch war, erhielten die Steppen und Halbwüsten nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meere Niederschläge in überreichem Ausmaß. Diese förderten den Wuchs der Vegetation und damit die Massenvermehrung der Heuschrecken. In direktem Zusammenhang mit der dortigen Gunst der Witterung erstarkten Turkvölker und es begann der politische Aufstieg der Osmanen.

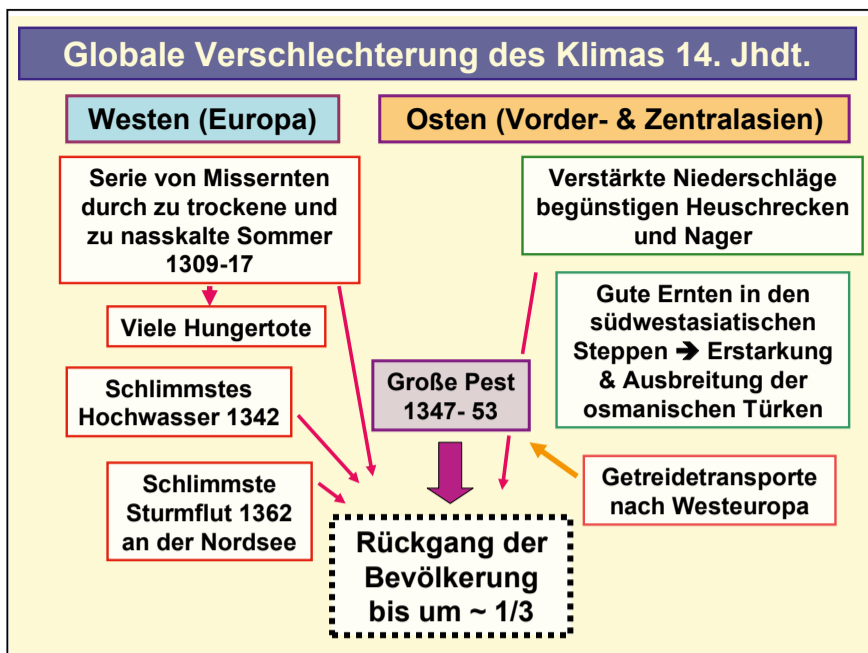
Und auch die Ausbreitung der Pest hängt damit zusammen. Ihr Hauptreservoir sind Nagetiere der vorder- und zentralasiatischen Steppen, insbesondere die Wüstenrennmäuse. Vermehrt sich diese in den Halbwüsten außergewöhnlich stark, sprangen von ihnen die Pesterreger (Yersinia pestis) auf Hausratten über und gelangten damit hinein in den unmittelbaren Lebensbereich der Menschen. Hauptüberträger waren die Pestflöhe (Xenopsylla cheopis). Anders als die Menschenflöhe haben diese Flöhe einen Vormagen. Darin sammeln sich diese zur Ansteckung fähigen Pesterreger. Beim Blutsaugen werden sie mit dem Speichel oder über Flohexkremonte durch Kratzen an der juckenden Stichstelle übertragen. Über Getreideexporte, die aufgrund der Missernten in Europa besonders nötig geworden



Die Veränderung der Gletscher in den Alpen vermittelt einen aufschlussreichen Rückblick auf das Klima des letzten Jahrtausends. Die durchgezogene Linie gibt den Stand der Gletscher wieder. Ihr Anwachsen bedeutet niederschlagsreiche, kalte Witterung, ihr Rückgang trockenwarme. Auf die Warmzeit des Hochmittelalters, die insbesondere im 13. Jahrhundert nahezu mediterrane Verhältnisse nördlich der Alpen gebracht hatte, folgte ein sehr schneller Vorstoß der Gletscher im 14. Jahrhundert. Danach schrumpften sie wieder, jedoch nicht

mehr so stark und wuchsen im Hauptteil der Kleinen Eiszeit bis zu ihrem Höchststand Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts. Mittelalterliche Warmzeit und Kleine Eiszeit lassen sich, bezogen auf Südbayern, als „Weinzeit“ beziehungsweise „Bierzeit“ charakterisieren. In die Phasen schneller Gletschervorstöße fielen die schlimmsten Hochwässer und die Seuchenzüge der Pest. Der vom Oval eingerahmte Bereich entspricht der Katastrophenzeit des 14. Jahrhunderts.

Globale Verschlechterung des Klimas 14. Jhdt.



Systemische Wirkung der Veränderungen des Klimas im 14. Jahrhundert auf die römisch-christliche Ökumene Mittel- und Westeuropas.

waren, gelangten infizierte Ratten, vor allem aber bereits an Pest erkrankte Menschen von den Schwarzmeerhäfen und von Häfen der Levante nach Süd- und Nordwesteuropa. Von dort aus breitete sich dann die Pandemie über große Teile Europas aus. Die Pest von 1347 war nicht die erste Großepidemie, die Europa heimsuchte. Rund acht Jahrhunderte vorher wütete von 527 bis 565 die „Justinianische Pest“. Folgeausbrüche davon traten bis 770 auf.

Der Ursprung der „Justinianischen Pest“ lag in Alexandria, der großen Stadt im Nildelta, die Alexander der Große 331 v. Chr. gegründet hatte. In Alexandria lebten damals im 6. Jahrhundert viele Juden. Sie wurden beschuldigt, die Verursacher gewesen zu sein. Die Judenverfolgung, die aus anderen Gründen im Hochmittelalter wieder eingesetzt hatte, bediente sich mit dem Ausbruch der Pest im 14. Jahrhundert genau der alten Argumentation. Die Juden hätten die Brunnen vergiftet und die ansteckenden Miasmen erzeugt. Welcher Anteil der west- und mitteleuropäischen Bevölkerung der Pest zum Opfer fiel, ist zwar umstritten und wird für einzelne Orte und Regionen unterschiedlich beurteilt. Aber dass ein massiver Rückgang der Bevölkerung weit hin die Folge war, steht außer Zweifel: Ein Fünftel gilt als sicher, ein Viertel sehr wahrscheinlich und ein Drittel ist auch möglich. Solche Massenverluste nahmen den großen Druck aus der Bevölkerung.

Es hing also auch die Pest als die sicherlich schlimmste Heimsuchung der Menschen im 14. Jahrhundert mit den klimatischen Veränderungen zusammen. Diese Zeit lässt sich als Vorstoß der Kleinen Eiszeit charakterisieren. Nicht die Pest allein, sondern auch die verschiedenen anderen Katastrophen ließen die Bevölkerung schrumpfen. Dadurch stieg der Wert der Arbeit. Die Menschen gewannen durch die stark veränderte Bevölkerungsstruktur beträchtliche Freiheiten. In der Gesellschaft bahnten sich soziale Erneuerungen und technische Fortschritte an. Die Renaissance darf als gesellschaftliche Folgewirkung der Katastrophen des 14. Jahrhunderts gelten. Das geopolitische Machtzentrum hatte sich indessen aus den mittleren Breiten wieder weiter in den Süden verschoben. In Europa

profitierte der atlantische Südwesten. Spanien und Portugal erstarkten. Das Mittelmeer büßte seine Rolle als Zentrum des westlichen Seehandels vollends ein, nachdem sich gewichtige Teile des Warentransportes auf dem Meer vorher schon auf Nord- und Ostsee verlagert und zur Bildung des Netzwerkes der Hanse geführt hatten. Von der klimatisch günstiger gelegenen Iberischen Halbinsel aus konnten sich die Spanier und Portugiesen mit dem Ausgriff auf den Ozean zum neuen globalen Machtzentrum aufschwingen und die „Eroberung der Welt“ beginnen. 1492 markiert mit dem Beginn der Globalisierung ganz zutreffend eine neue Zeitenwende. Was für ein Machtzuwachs zustande kam, drückt sich wohl am deutlichsten darin aus, dass Papst Alexander VI. den ganzen Globus im Vertrag von Tordesillas 1494 unter Spanien und Portugal aufteilte.

Die Folgen der kommenden, noch heftigeren Klimaverschlechterung in Europa im 16. und 17. Jahrhundert, die zum Teil bis ins 18. und 19. Jahrhundert nachwirkten, ließen sich nach der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus durch Abwanderung von Menschen nach Übersee und den Rückfluss enormer Mengen an Ressourcen aus den unterworfenen und kolonisierten Gebieten deutlich besser abfangen als im 14. Jahrhundert. Die Kreuzzüge vor und in jenem Jahrhundert reichten bei Weitem nicht aus, um das Problem zu groß gewordener Bevölkerung zu entschärfen. Umso heftiger schlugen die Seuchen und die Hungersnöte als Folgen miserabler Ernten nach den Naturkatastrophen zu. Der Exodus aus dem überbevölkerten Europa hielt bis in das 20. Jahrhundert hinein an. Stabilität, Dauerhaftigkeit unter halbwegs guten Lebensbedingungen hatte es nie gegeben. Klima und Lebensbedingungen veränderten immer wieder den Rahmen, innerhalb dessen sich das politische Geschehen entwickelte, das wir üblicherweise Geschichte nennen. Ohne Berücksichtigung der Natur würden wir sie nur höchst unzureichend verstehen. □

1348. Gesellschaft im Zeichen der Pest

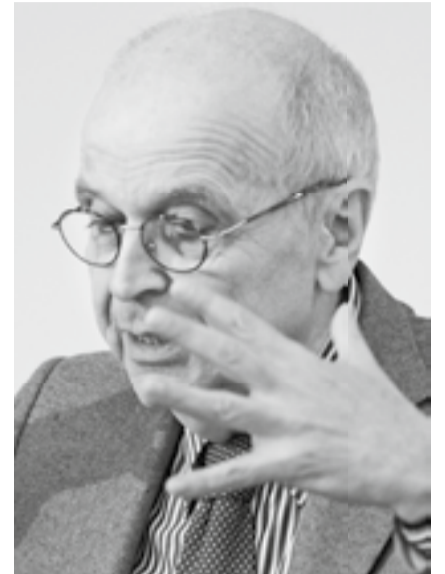
Klaus Bergdolt

I.

Die „Pest von 1348“, die Europa zwischen 1346 und 1352 von der Krim über Konstantinopel, Süd- und Mitteleuropa bis nach Skandinavien, Island und Grönland überrollte, war zweifellos eines der einschneidendsten und prägendsten Ereignisse der europäischen Geschichte. Die Zahl der Opfer übertraf nicht nur sämtliche aus dem Mittelalter bekannten Seuchen. Rechnet man die Bevölkerungsverluste in Prozenten hoch, stellte die Pandemie des 14. Jahrhunderts sogar die größte dokumentierte Katastrophe dar, die den Kontinent bisher heimgesucht hat. Zum Vergleich: Im Zweiten Weltkrieg kamen zwar, einschließlich der Opfer des Holocausts sowie der Umsiedlungen und Vertreibungen in Europa (unter Zurechnung der Gebiete der damaligen Sowjetunion jenseits des Urals), etwa 60 Millionen Menschen um, im Vergleich zu etwa 20 Millionen, die der Schwarze Tod von 1348 das Leben kostete, doch waren es, ungeachtet der Problematik solcher Gegenüberstellungen, prozentual „nur“ etwa fünf Prozent – im Vergleich zu 30 bis 35 Prozent, die der Pest von 1348 erlagen!

Furchterregend war, bevor die Seuche Europa erreichte, schon ihre Fama. Ein flämischer Geistlicher schrieb, in Indien seien Frösche, Schlangen, Eidechsen und Skorpione vom Himmel gefallen und Mensch und Tier tags darauf durch Hagelschlag vernichtet worden. Die Überlebenden hätte ein aus den Wolken fallendes Feuer verbrannt. Durch den Gestank der Leichen seien die gesamte Region, alle Nachbarländer sowie die Küsten des Schwarzen Meeres mit einem Pesthauch überzogen worden, der sich langsam nach Westen ausgebreitet habe und hier faulige Lüfte (Miasmen) hervorrief, welche die Ärzte seit der Antike als die Ursache von Seuchen betrachteten.

Aus der Sicht der Zeitgenossen gab es zahllose düstere Vorzeichen, nicht zuletzt in Europa selbst. Bereits in den Dreißigerjahren des 14. Jahrhunderts war Mittelitalien von mehreren Erdbeben heimgesucht worden. In der Toskana brachen Seuchen aus, die Tausende von Opfern forderten. Missernten führten zu Hungersnöten, die wiederum eine höhere Krankheitsanfälligkeit zur Folge hatten. Auch die im Süden übliche Salzgewinnung durch Meerwasserverdunstung war durch Unwetter unmöglich geworden, wodurch nicht zuletzt das Pökeln von Fleisch, die wohl älteste Technik der „Konservierung“, verhindert wurde. Dazu beunruhigte die Häufung militärischer Auseinandersetzungen: Der Paduaner Chronist Cortusio, ein Augenzeuge, beschrieb die Situation: „Damals führte man in der Christenheit fünffachen Krieg: Zunächst bei Smyrna gegen die Türken, dann der englische König (im Hundertjährigen Krieg) gegen Frankreich, der ungarische in Apulien, der König von Böhmen und erwählte römische Kaiser gegen Bayern, und schließlich floh der römische Tribune (Cola di Rienzo), von den Patriziern verfolgt, nach Apulien. Das Menschengeschlecht war so sehr geschlagen und wußte, daß es nichts an dem ändern konnte, was Gott tat, damit es wieder Furcht vor ihm lerne.“



Prof. Dr. Dr. Klaus Bergdolt, Professor für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Köln

II.

Der „Ordo“ des Hochmittelalters, der ungeachtet aller Kriege und Krankheiten eine heile, von Gott geschaffene Welt suggeriert hatte, schien also schon vor der Pest ins Wanken geraten zu sein. Überkommene Hierarchien und Gesellschaftsstrukturen wurden hinterfragt. Auch die Autorität der Kirche war durch die „Babylonische Gefangenschaft“ der Päpste in Avignon (1309-1377) angeschlagen. Petrarca, einer der einflussreichsten Intellektuellen des Jahrhunderts, wählte sich in einem „mundus iam senescens“, seine Zeitgenossen erinnerten ihn, „obgleich sie noch zu leben schienen an abstoßende und schreckenerregende Leichname“! Der deutsche Magister Konrad von Megenberg beklagte – ebenfalls vor der Pest – den Prestigeverlust der Obrigkeiten sowie die Aufsässigkeit der Studenten. Nicht zuletzt erinnerten sich sensible Gemüter der düsteren Prophezeiungen Joachims von Fiore über ein bevorstehendes Strafgericht Gottes. Sie lagen zwar schon anderthalb Jahrhunderte zurück und hatten sich bisher nicht bewahrheitet, schürten aber religiöse Ängste. Veränderungen lagen in der Luft, wie sie sich bereits nach 1300, symbolträchtig genug, im Bereich der Malerei abgezeichnet hatten. Giotto, Duccio, Simone Martini und Ambrogio Lorenzetti (letzterer sollte später, zusammen mit seinem Bruder Pietro, der Pest zum Opfer fallen) waren bereits nach dem Urteil der Zeitgenossen aus dem Schatten des Mittelalters getreten, dessen geistige Strukturen vielen plötzlich verachtenswert erschienen.

Der „Schwarze Tod“ (der Begriff ist für das 14. Jahrhundert allerdings noch nicht belegt) stellt somit mentalitätsgeschichtlich ein interessantes Thema dar. Es überrascht nicht, dass die Motive der „Begegnung der drei Lebenden mit den drei Toten“, des „Totentanzes“ sowie des „Triumphs des Todes“ in Italien bereits in den Dreißiger- und frühen Vierzigerjahren, also ebenfalls vor der Pest auftauchen. Ihr Memento mori mahnte die Besucher von Kirchen und Friedhöfen in bestürzender Eindringlichkeit.

Selbst als die Pest abgeklungen war, um dann allerdings, wie sich bald zeigte, in gewissen Zeitabständen wiederzukehren (wenn nämlich genug jüngere Menschen herangewachsen und die Älteren, die während früherer Seuchen Resistenzen erworben hatten, verstorben waren), blieb der Tod als skelettierter Reiter, Spielmann, Schnitter, Rattenfänger oder verführerischer Musikant präsent, um sich, so die Botschaft, in absehbarer Zeit diesen oder jenen, vielleicht aber auch unzählige gleichzeitig aus der Schar der Lebenden zu holen.

Die von Petrarca skizzierte mentale Krise wurde nach Ausbruch der Pest auf vielfältige Weise bestätigt. Infolge des Massensterbens schwanden nicht nur Lebensfreude, Hoffnung und persönliche Freiheiten, sondern auch das Urvertrauen in Gott. Wo blieb seine Barmherzigkeit, seine Gerechtigkeit? Hatte er vielleicht doch, wie es die Deisten verkündet hatten, die Welt und die Menschen nach ihrer Schaffung sich selbst beziehungsweise – noch schlimmer – dem bloßen Zufall überlassen? Das folgende Gedicht „Ad se ipsum“ entstand unmittelbar nach 1348. Es bezeugt die Krise eines Intellektuellen, der den Eindruck gewonnen hat, dass Philosophie, Poesie und Kunst, aber auch die Theologie angesichts der tödlichen Herausforderung keine ausreichenden Lebenshilfen darstellen und das Schicksal mit Gebeten und Prozessionen nicht zu beeinflussen sei.

Wehe mir, was muß ich erdulden?
Welch heftige Qual steht
Durch das Schicksal mir bevor?
Ich seh' eine Zeit, wo die Welt
sich rasend ihrem Ende nähert,
um mich herum in Scharen,
Jung und Alt dahinsterben.
Kein sicherer Ort bleibt mehr,
kein Hafen tut sich
auf der ganzen Welt mir auf.
Es gibt, wie es scheint,
keine Hoffnung
auf die ersehnte Rettung.
Unzählige Leichenzüge seh' ich nur,
wohin ich angstvoll die Augen
wende,
und sie verwirren meinen Blick.
Die Kirchen hallen vom Klagen
wider
und sind gefüllt mit Bahren.
Ehrlos liegen die Vornehmen
tot neben dem gemeinen Volk.
An die letzte Stunde denkt die Seele.

Das dramatische Poem verrät das Dilemma des „ersten modernen Menschen“ (Renan), der Mühe hatte, seine Erfahrungen zu ordnen. Hier zeigte sich ein neuer Subjektivismus, der Gesellschafts- und Kirchenkritik einschloss. Kein Wunder, dass im 14. Jahrhundert auch Autobiographien in Mode kamen. Petrarca, aber auch Karl IV., dessen neu errichtete Residenz in Prag samt der im Pestjahr gegründeten Universität zunächst – merkwürdig genug – von der Seuche verschont blieb, boten erste Beispiele. Wie zuletzt in der Antike blühte zudem die Briefkultur auf. Man teilte persönlichste Gefühle und Empfindungen mit, die der Empfänger, im Idealfall eine humanistisch gebildete Persönlichkeit auf adäquatem intellektuellem Niveau, beantwortete. Dass man solche Briefe – nicht ohne Eitelkeit – für die Nachwelt („posteritati“) aufbewahrte beziehungsweise in der Regel mehrfach kopierte, gehörte zum neuen intellektuellen Selbstbewusstsein.

Selbst jahrelange Übungen in der „ars moriendi“ (die im christlichen Mittelalter Teil der „ars vivendi“ war) boten angesichts der Pest keinen Schutz. Wie sollte man es sich auch erklären, dass „Gute“ und „Fromme“ oft qualvoll starben und „Böse“ verschont wurden? Petrarca stellte die naheliegende Frage, ob



Foto: akg-images

Die große Pestwelle zur Jahrhundertmitte brachte die Gesellschaft an den Rand des Zusammenbruchs. Diese flämische Buchmalerei entstand 1352,

drei Jahre nachdem die Seuche in der damals zu Frankreich gehörenden Stadt Tournai gewütet hatte, und zeigt die Massenbeerdigung von Pestopfern.

und warum er und seine Zeitgenossen („ausgerechnet wir“) auch für die Sünden früherer Generationen büßen mussten, die ja von vergleichbaren Strafen verschont geblieben waren. Konnte Gott so hart, ja – zwischen den Zeilen wurde es deutlich – so ungerecht sein?

III.

Von ihrer religiösen und existentiellen Dimension abgesehen legte die Pest viele weitere Fragen nahe. Warum wurde beispielsweise Neapel erst im Mai 1348 heimgesucht, während vergleichbare Hafenstädte wie Genua, Pisa oder Venedig schon im vorausgehenden Winter dezimiert worden waren? Auch dass die Ausbreitung der Seuche für dieselbe Entfernung einmal drei Wochen, ein andermal nur drei Tage in Anspruch nahm, blieb rätselhaft. Es fiel auch auf, dass sie an verschiedenen Orten eine unterschiedliche Intensität zeigte, etwa in England stärker wütete als in Böhmen, in der Toskana mehr als auf der Peloponnes. Zahlreiche Pestchroniken, die im 14. Jahrhundert in Italien nicht selten ein hohes, ja literarisches Niveau erreichten, widerspiegelten in der Regel Beobachtungen aus dem Alltag, aber auch uralte Katastrophen-Topoi, die letztlich auf den Athener Thukydides zurückgingen. Die Umwelt reagierte – in der Regel nach kurzem Zögern – hart, nämlich mit dem Ausschluss der Infizierten aus der Gemeinschaft. Die psychologische Situation gestaltete sich dramatisch. Ein Drittel der Einwohner von Florenz, Venedig, Genua und Paris dürfte innerhalb weniger Monate umgekommen sein. Ähnliche Verlustziffern gab es noch 1350 in Schottland, wo der Chronist John von Fordun die Überzeugung äußerte, dass „seit der Erschaffung der Welt bis in unsere Zeiten“ keine Seuche mit solch „grausamer Hartherzigkeit“ zugeschlagen habe. Europa

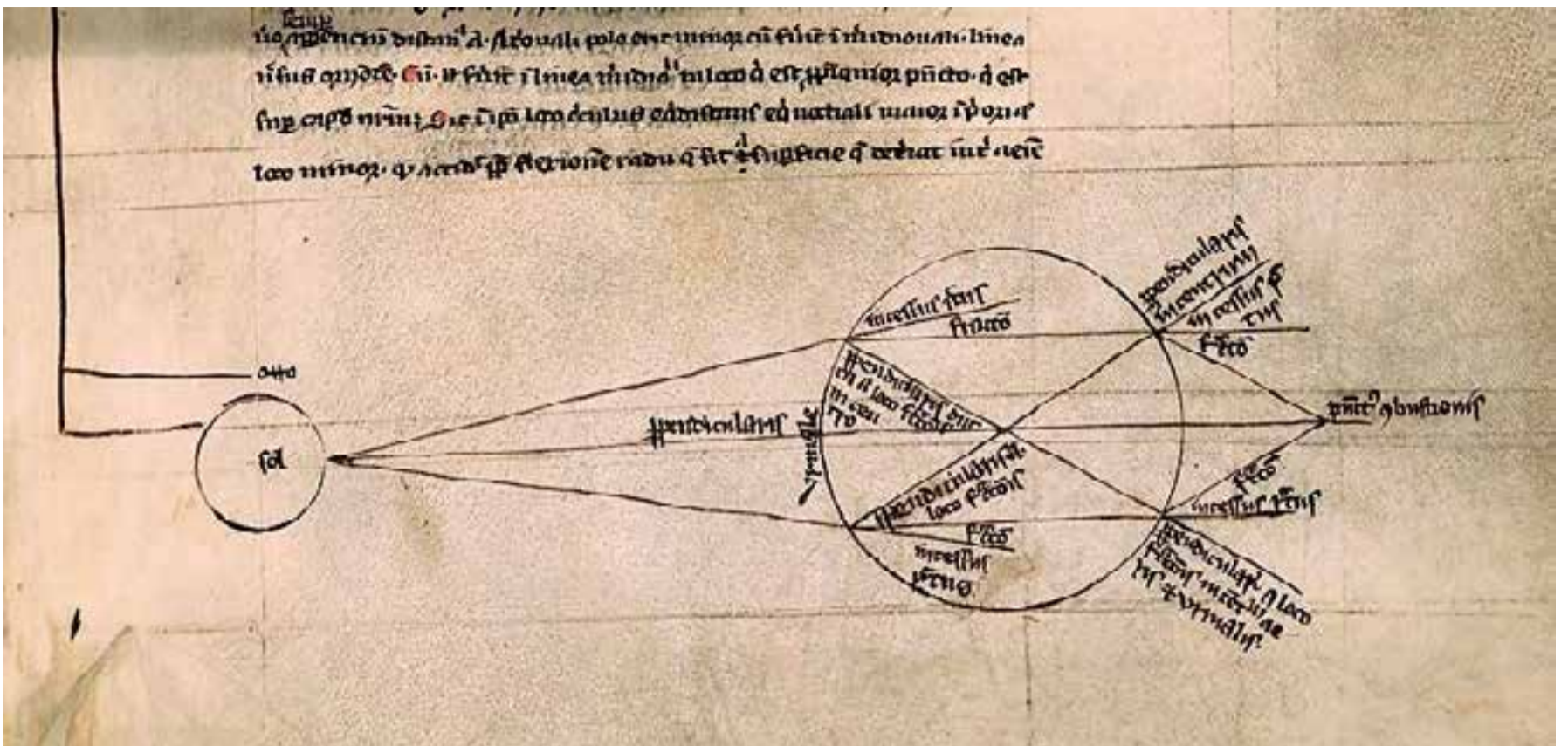
erschien – von Sizilien bis in den Norden – paralytisch, wobei der Handel freilich nie ganz zum Erliegen kam (nur in den unmittelbar betroffenen Kommunen gab es passagere Einbrüche) und das Pilgerwesen im „Heiligen Jahr“ 1350 sogar einen Aufschwung erfuhr! Vermögen und Reichtum erwiesen sich dabei nur insofern als Stütze, als Wohlhabenden die Flucht auf ihre Landgüter möglich war. Dass, wie Petrarca zu erkennen glaubte, Vornehme wie Arme im Tod ein gemeinsames Schicksal erlitten, erschütterte nicht nur die Eliten. Viele Menschen starben, ob arm oder reich, alleingelassen, ohne Trost, ohne Familie, ohne Priester, wie nicht zuletzt Boccaccio bestätigt, der im Vorwort des „Decamerone“ den bekanntesten Zeugenbericht über die Pest von 1348 verfasst hat.

Einsames Sterben – man muss sich das immer wieder vergegenwärtigen – war im Mittelalter ganz und gar ungewöhnlich. Schlimmeres konnte dem Durchschnittsmenschen kaum zustoßen. Wie bei der gefürchteten „mors improvisa“, dem unvorbereiteten Tod, drohte ein seelisch qualvoller Sterbeprozess – ohne sakramentalen Beistand eines Priesters und die Tröstung durch Angehörige! Auf dem Spiel stand nicht weniger als das Seelenheil. Langdauernde Qualen im Fegefeuer, ja ewige Höllenpein waren nicht auszuschließen, und nur in Ausnahmesituation, etwa auf dem Höhepunkt einer Pestwelle, gestand die Kirche, wenn Geistliche fehlten, den Verzicht auf Beichte, Kommunion und letzte Ölung zu (in solchen Fällen erhielten etwa in England, wie im Januar 1349 der Bischof von Bath verkünden ließ, auch Laien, darunter Frauen! die Absolutionsvollmacht).

Für die meisten gab es im Grunde nur einen effektiven Weg der Rettung: Buße und Gebete, Prozessionen und Gelöbnisse. Wer noch gesund war,

begann nicht selten Bußübungen und Selbstgeißelungen durchzuführen. Interessanterweise lag der Höhepunkt der bekannten Geißlerbewegung ebenfalls schon vor der Pest. Auch dieses düstere Phänomen, das noch Ingmar Bergmann in seinem Film „Das siebente Siegel“ so eindrucksvoll dargestellt hat, unterstreicht, wie schon die Jahre vor 1348 als Krisenperiode empfunden wurde! Die drohende Verdammnis war auch das Thema von Bußpredigern wie Jacopo Passavanti, der unter dem Einfluss der Pest zur Einkehr mahnte und Maler wie Andrea da Firenze beeinflusste, der zwischen 1366 und 1368 die Spanische Kapelle von Santa Maria Novella in Florenz mit Szenen ausschmückte, die demonstrativ die alte Hierarchie des Mittelalters verherrlichten.

Wünschte der Kranke sein Testament zu machen, war dies ebenfalls schwierig, da sich auch Notare – wer hätte es ihnen übelnehmen können! – wie Ärzte und Geistliche häufig ihrer Verpflichtung entzogen. Der Bericht des Sizilianers Michele da Piazza traf auf viele italienische Städte zu: „Priester und Notare weigerten sich, in die Häuser zu gehen. Betrat einer von ihnen dennoch ein Haus, um ein Testament oder dergleichen aufzusetzen, konnte auch er dem baldigen Tod nicht entkommen. Die Minderbrüder, Dominikaner und anderen Ordensleute, die in die Wohnungen solcher Kranker gingen, damit diese ihnen ihre Sünden beichten und durch Reue der göttlichen Gerechtigkeit teilhaftig werden konnten, raffte selbst ein brücker Tod hinweg, so dass einige gleich in den Sterbezimmern zurückblieben. Als die Leichen verlassen in den Wohnungen lagen, wagte es kein Priester, Sohn, Vater oder Verwandter hineinzugehen. Man bezahlte vielmehr Dienstleuten einen nicht geringen Lohn, damit diese die Toten zum Begräbnis brachten.“



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Neue Erkenntnisse der Optik, zu denen auch Arbeiten des Franziskaner Roger Bacon in seinem Werk *De multiplicatione specierum* beitrugen – eine

Ausgabe des Werks gehört der British Library in London –, führten auch zu einer Revolutionierung des Malens. Man hatte erkannt, dass Menschen

räumlich sehen können, und Künstler wie Giotto begannen, perspektivisch zu malen.

IV.

Wie zum Trotz scheinen angesichts der Gefahr Genussucht und Sinnesfreude vielerorts zugenommen zu haben, freilich in typischen Abstufungen. Boccaccio berichtet: „Manche dachten durch eine maßvolle Lebensweise und dadurch, dass sie sich vor jeglichem Überfluss hüteten, ihre Widerstandskraft gegen diese Seuche stärken zu können. Sie taten sich in Gruppen zusammen und lebten von jedem andern abgesondert, versammelten und schlossen sich in Häusern ein, wo kein Kranker war, und, um besser überleben zu können, genossen sie mit Maß die köstlichsten Speisen und besten Weine, mieden aber jede Schwelgerei. Ohne sich von jemandem sprechen zu lassen oder Nachrichten von außerhalb über einen Todesfall oder kranke Menschen hören zu wollen, verbrachten sie ihre Zeit mit allen möglichen Vergnügungen.“

Ihnen stellte der Autor des „Decamerone“, der bekanntlich in einem solchen Umfeld – in einer Villa bei Florenz – entstand, die Schwelger und Prasser gegenüber, die ihre Angst vor dem Tod durch Trunk und Ausschweifungen zu vertreiben suchten: „Andere vertraten die gegenteilige Auffassung und versicherten, die sicherste Medizin bei einem solchen Übel sei reichlich zu trinken, zu genießen, singend und scherzend umherzuziehen, jeglicher Begierde, wo es nur möglich sei, zu genügen und über das, was kommen werde, zu lachen und zu spotten. Und so wie sie es sagten, verhielten sie sich auch, soweit es ihnen möglich war.“

Tatsächlich vertraten viele Ärzte die Auffassung, dass die psychische Disposition die Prognose einer Erkrankung entscheidend beeinflussen kann. Es galt, vereinfacht ausgedrückt, als vorteilhaft, vergnügt zu sein. Noch 1580 betonte der Paduaner Medizinprofessor Mercuriale, dass man durch Musik, Zuversicht, Freude und Heiterkeit erreichen kann, „dass Geist und Körper kräftiger gegen die Krankheit der Pest ankämpfen“.

Entsprechend mahnte Siegmund Albich (1347-1427), der Leibarzt des böhmischen Königs und renommierte Professor an der kurz zuvor von Karl IV. gegründeten Prager Universität, „von der Pest weder zu sprechen noch an sie zu denken, da allein schon die Angst vor der Seuche, die Einbildung und das Reden von ihr den Menschen pestkrank machen.“

Auch die Beerdigungsrituale änderten sich. Aus Angst vor einer Ansteckung gingen, wie Boccaccio bemerkte, selten „mehr als zehn oder zwölf Nachbarn zur Kirche mit“. Da die „geweihte Erde“ bald belegt war, wurden „große Gräben ausgehoben“ und „Neuerstorbene zu Hunderten hineingelegt, schichtweise, wie im Schiffsraum die Waren“. Es war zudem nicht zu vermeiden, dass in der täglichen Pflege die üblichen Schamgrenzen fielen. Selbst „ehrbare Frauen“ hatten, wie Boccaccio monierte, kaum Hemmungen, „sich von einem Mann, war er nun jung oder alt, bedienen zu lassen und ihm gegenüber, wenn es nur die Notlage der Krankheit erforderte, ohne Bedenken jeden Teil ihres Körpers zu entblößen. Um die Einwohnerschaft nicht zu sehr zu deprimieren, verbot die Regierung schließlich auch das Läuten der Sterbeglocken, „weil die Erkrankten die Glocken hören konnten und Gesunde wie Kranke darüber in Bestürzung gerieten“. Selbst engsten Familienangehörigen wurde das Tragen von Trauerkleidern, wie noch 1576 in Venedig, nur wenige Tage erlaubt!

Die Lungenpest, die durch Ausatmung und durch Sprechen, das heißt durch Tröpfcheninfektion übertragen wurde, hatte, ohne dass man diese Zusammenhänge natürlich kannte, zur Folge, dass die Kranken oft innerhalb eines Tages starben. „Wie viele tatkräftige Männer, wie viele schöne Frauen, wie viele anmutige Jünglinge, denen, von anderen zu schweigen, Galen, Hippokrates und Askulap eine blühende Gesundheit bescheinigt hätten, speisten am Morgen mit ihren Verwandten, Gesellen und Freunden, um am folgenden

Abend in der anderen Welt mit ihren Vorfahren zu tafeln“, klagte Boccaccio. Das war kein literarischer Topos, sondern, sehen wir vom letzten Teil der „Beobachtung“ ab, täglich zu beobachten.

Den „normalen“ Ansteckungsmodus kennen wir erst seit etwa hundert Jahren. Da zu Beginn einer Pestepidemie die „natürlichen“ Wirte des Pestflohs, vor allem Ratten und Mäuse starben, fanden die Flöhe im Menschen einen Ersatzwirt. Durch Biss wurde ein Bazillus („*Yersinia pestis*“ wurde 1895 von Alexandre Yersin in Hongkong entdeckt) in die menschliche Blut- beziehungsweise Lymphbahn injiziert. War die Widerstandskraft stark genug, blockierten die regionalen Lymphknoten seine Ausbreitung. Sie schwellen an und platzen, was für die Umgebung höchste Infektionsgefahr bedeutete, für den Betroffenen dagegen eine reelle Überlebenschance. Bei schwacher Abwehr breitete sich der Pesterreger dagegen weiter im Körper aus, es kam zur „Sepsis“, wobei mehrere Organe geschädigt wurden (nicht zuletzt die Alveolen der Lungen, was wiederum zur „sekundären“ Lungenpest führte). Charakteristisch waren vor allem Hautunterblutungen und geschwollene Lymphknoten (Beulen). Der Patient starb in der Regel nach drei bis vier Tagen. Auch die Leiche war natürlich hochinfektiös.

Viele Chronisten bezeugten auch eine Zunahme der Kriminalität. Nicht selten raubte man selbst Sterbende aus, deren Häuser von Angehörigen verlassen waren. Nervenstarken Zeitgenossen gelang es allerdings auch, während der Pest auf legale Weise reich zu werden. So eskalierte angesichts des großen Bedarfs an Totenkerzen der Wachspreis, der in Florenz staatlich reguliert werden musste. Apotheker priesen Wunderpöhlen an, und Totengräber versetzten zu Höchstpreisen gebrauchte Bahren, Decken und Kissen. Zucker, Eier und Hühner, deren Fleisch, in der Suppe präsentiert, als Prophylaktikum galt, wurden „maßlos teuer“. Die ungebrauchte

Leichenbekleidung einer Frau kostete vor 1348 etwa drei Florin. Während der Pest schnellte der Preis, wie der Chronist Marchionne di Coppo ausführt, auf dreißig Florin hoch „und wäre noch weiter auf hundert Florin gestiegen, hätte man nicht aufgehört, die Toten überhaupt zu bekleiden“.

Allerdings gab es auch Zeitgenossen, die, wie der Florentiner Chronist Matteo Villani bezeugt (er erlag später selbst der Pest), sich allen Gefahren zum Trotz

Charakteristisch waren vor allem Hautunterblutungen und geschwollene Lymphknoten (Beulen). Der Patient starb in der Regel nach drei bis vier Tagen.

mutig um Kranke und Sterbende kümmern. Viele Konvente wurden dezimiert, weil die Mönche und Nonnen nicht die Flucht ergriffen hatten. In zahllosen Pesthospitälern übernahmen Mitglieder von Pflegeorden aus christlicher Nächstenliebe die Krankenfürsorge. Jean de Venette berichtet, wie sich in Paris Mitglieder verschiedener Orden in der Pflege verausgabten und, nachdem sie gestorben waren, sofort durch Freiwillige ergänzt wurden. Besonders die Nonnen des Hôtel-de-Dieu sollen großen Mut gezeigt haben: „Die heiligen Schwestern... pflegten die Kranken mit aller Zuneigung und vergaßen ihre Angst.“ Im Sommer 1348 brachte man täglich 500 Leichen vom Hôtel-de-Dieu zum Begräbnis auf den Friedhof SS. Innocents. Im Florentiner Dominikanerkonvent von Santa Maria Novella, wo Boccaccio die Rahmenbehandlung des Decamerone beginnen lässt, kamen von 130 Brüdern 80 um. Konsterniert stellte der für die Eintragungen ins Totenbuch zuständige Fra Paolo Bilenchini fest: „Möge der Nachwelt dieses Ereignis

nicht wie eine Sage aus dem Volk erscheinen.“ Auch in Venedig wurden ganze Orden ausgelöscht, deren Mitglieder sich – durch das biblisch begründete Gebot der Barmherzigkeit (Mt 25) motiviert – der Krankenpflege verschrieben hatten. Die Scuola della Carità beklagte unter ihren Mitgliedern über 300 Opfer. Viele Menschen zeigten sich mutiger und nervenstärker als zu normalen Zeiten. Jedenfalls verzweifelte ein Mann wie Agnolo di Tura, Autor des Chronicon Senense, angesichts des Todes seiner fünf Kinder nicht, sondern begrub sie „mit eigenen Händen in einer Grube“! Mit der Gefahr wuchs offensichtlich – frei nach Hölderlins Diktum – auch die Kraft, sich mit dem Unglück zu arrangieren!

Hinsichtlich des menschlichen Umgangs mit dem eigenen Leiden und Sterben, aber auch dem Schicksal anderer stellte das Jahr 1348 eine Umbruchzeit dar, in welcher, wie ausgeführt, das Weltbild des mittelalterlichen Ordo nachhaltig erschüttert wurde. Die Einführung der Gewichtsräderuhr, die bereits Dante erwähnte, und der öffentlichen Turmuhr (durch Richard von Wallingford in England beziehungsweise Giovanni Dondi in Italien) sowie die Erfindung der Kanone, mit deren Hilfe man – durch dosierte Schwarzpulverexplosionen – Kugeln weiter schleudern konnte als jeden Pfeil mit dem Bogen (sie bedeutet das Ende der mittelalterlichen Ritterkultur, die nur noch in der Turniertradition überlebte), verschärften das mentale Chaos. Die neuen Wunderwerke – Glocken- und Kanonenguß entwickelten sich beziehungsweise parallel – schärfen das Bewusstsein für die Begrenztheit menschlichen Lebens. Das eher zyklische Weltbild des Mittelalters wurde von „linearen“ Zeitkonzeptionen abgelöst, herkömmliche Zeitmessungen mit Wasser- und Sanduhren, gekerbten Kerzen oder nach dem Stand der Gestirne verloren deshalb – von der Seefahrt abgesehen – an Bedeutung. „Das Konzeptionsjahr des Menschen der Neuzeit war das Jahr 1348, das Jahr des Schwarzen Todes“, schrieb Egon Friedell in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ (1932), eine Ansicht, die in der Folgezeit von zahlreichen Historikern geteilt wurde.

V.

Der Leser wird bisher das bekannteste Begleitphänomen der Pest von 1348 vermisst haben: die Anschuldigung, Verfolgung und Ermordung von Juden in Speyer, Worms, Mainz, Esslingen, Heilbronn, Straßburg, Basel, Konstanz, Solothurn, Würzburg, Mainz, Eger, Krems und anderen Städten des deutschen Sprachraums. Die vielfältigen Gründe und die Dramatik dieser Pogrome, die von 1348 bis 1351 für viele Städte nördlich der Alpen, nicht aber zum Beispiel Italiens charakteristisch waren, würden es rechtfertigen, sie in einem besonderen Vortrag abzuhandeln, zumal sie nie während der Epidemien stattfanden, sondern ausschließlich in Intervallzeiten. Berüchtigt war der Vorwurf der „Brunnenvergiftung“.

In Würzburg, um nur ein Beispiel zu erwähnen, notierte der Kanoniker Michael de Leone: „Als die Bewohner schließlich die dortigen Juden, weil sie auf verbrecherische Weise die Christen vergiftet hatten (die Ruchlosen hatten dies immer wieder wirklich getan!), nicht mehr ertragen konnten, zündeten die Juden mit eigener Hand ihre Häuser an und verbrannten sich selbst mit ihrer Habe, nachdem sie durch ein Sondergericht wegen ihrer Verbrechen zum Tode verurteilt worden waren... Alle, die im Feuer zusammengedrängt waren, riefen Adonay. Ihre Ruchlosigkeit hatten sie durch die Vergiftung der Brunnen

bewiesen. Deshalb war ihr Leben verwirrt, und der Marktplatz von Würzburg war Schauplatz ihrer Qualen“.

Die ersten Beschuldigungen kamen aus Savoyen, wo ein jüdischer Arzt unter der Folter „gestand“, ein Glaubensbruder aus Toledo habe von Chambéry aus Giftbeutel in viele Städte Europas verschickt. Gegen den Protest von Papst Clemens VI. (ein Faktum, das heute weitgehend unbekannt ist, da die mittelalterliche Judenverfolgung – zumindest seit dem 19. Jahrhundert und dann wieder nach dem Zweiten Weltkrieg – fast klischeehaft der katholischen Kirche angelastet wird) wurden zunächst im Arelat und Teilen Südfrankreichs Verfolgungen eingeleitet. Kritische Stimmen fehlten nicht, auch in Deutschland, wo Konrad von Meigenberg auffiel, dass in Wien besonders viele Juden Opfer der Seuche waren, sodass sie „ihren Friedhof in großem Umfang erweitern mussten“. Der Domherr bemerkte mit stringenter Logik: „Sie wären recht dumm gewesen, sich selbst zu vergiften“. Ähnlich argumentierte der Papst in Avignon. Er verbot in einer Bulle vom 26. September 1348, Juden auszulündern, gewaltsam zu bekehren und ohne Gerichtsverfahren zu töten.

Unterschwellig stellte sicher auch die Liturgie der Karwoche ein Movens dar. Einem Pogrom in Eger ging an einem Gründonnerstag die Predigt eines Franziskaners über die Leidensgeschichte Christi voraus, in Meinungen wurden Juden am Karfreitag getötet. Gefährlich waren Festtage auch deshalb, weil sich das Volk in größerer Menge traf und nach der Messe gefeiert und getrunken wurde. Zudem wurden Schauergerichten verbreitet, etwa dass in Fulda ein Jude einen Abt überfallen habe. Die Verfolgung und Ermordung vieler Juden war die grausamste Begleiterscheinung der Pest, obgleich sie nicht zum Pestalltag gehörten.

Objektiv versetzte der „Schwarze Tod“ zwischen 1347 und 1352 der spätmittelalterlichen Aristokratie, die schon Ende des 13. Jahrhunderts Machteinbußen erlitten hatte, zumindest in zahlreichen toskanischen Städten den Todesstoß. Handwerker und Zünfte schwanzen sich zur neuen Politik wie Kultur bestimmenden Schicht auf. Die alte Kaufmannsschicht, zu der etwa die Villani gehörten, verlor an Einfluss. Die sozialen Umwälzungen hatten allerdings bereits vor der Pest eingesetzt. Die Acciaiuoli, Bardi und Peruzzi – letztere wurden als Auftraggeber Giottos unsterblich – verschwanden in Florenz von der Bühne. Auch der spätere Aufstieg der Medici wäre ohne die große Seuchenkatastrophe des vorhergehenden Jahrhunderts wohl undenkbar gewesen.

Es spricht leider wenig dafür, um am Ende eine Bemerkung zu geben, dass die aufgeklärte Gesellschaft des 21. Jahrhunderts in einer vergleichbaren Situation humaner reagieren würde. Die Ängste, ja Massenpsychosen, die allein in den letzten Jahren im Umgang mit Aids und der Vogel- beziehungsweise Schweinegrippe manifest wurden, heißen wenig Gutes. Besonders beunruhigend ist, dass Virologen und Bakteriologen weltweit der Meinung sind, dass eine umfassende, für Millionen lebensgefährliche Epidemie, wie sie zuletzt die „Spanische Grippe“ (1919/20) darstellte, aber eben auch einst die Pest von 1348, längst überfällig ist! □

„Wartet nicht auf die Zeit – die Zeit wartet nicht auf Euch!“ Caterina von Siena – Mystik und Kirchenreform

Marianne Schlosser

„Wartet nicht auf die Zeit – die Zeit wartet nicht auf Euch“ – dieser Satz kehrt in Caterinas Briefen mehrfach wieder. „Zeit“ ist etwas Kostbares, nicht nur wegen der Begrenztheit des irdischen Lebens, sondern weil sie die Gestalt des Kairos annehmen kann: Sie soll genützt, mit dem paulinischen Wort „ausgekauft“ werden (Eph 5,16). Charakteristisch für die Spiritualität Caterinas ist die hohe Bedeutung, die sie dem Willen des Menschen und seinen Entscheidungen beimisst. Sie ist überzeugt, dass von jedem Einzelnen – ob gering oder bedeutend in der Weltgeschichte – vieles abhängt. Denn selbst wenn jemand mit all seinem guten Willen nach außen hin nichts ausrichtete, so würde er doch viel bewirken, indem er selbst gut ist. Treffend hat Rainer M. Rilke Caterina einmal „das Gewissen ihrer Zeit“ genannt. Um das sein zu können, muss jemand einen wachen Blick für die eigene Zeit haben – darf aber nicht gänzlich ein Kind der eigenen Zeit sein, sondern muss noch andere Quellen oder Wurzeln haben, aus denen sich sein Urteil speist.



Prof. Dr. Marianne Schlosser, Professorin für Theologie der Spiritualität an der Universität Wien

I. Quellen

Will man sich mit der „Mystikerin und Kirchenreformerin“ aus Siena beschäftigen, so kann man sich auf zahlreiche Quellen stützen: Caterinas eigene Werke und Zeugnisse ihrer Zeitgenossen. Unter den frühesten Lebensbeschreibungen ragt die „Legenda maior“ (LM) des Raimund von Capua hervor, Beichtvater und kongenialer Mitstreiter Caterinas. Raimund stammte aus der berühmten Familie delle Vigne, war ein ausgezeichnet gebildeter Theologe und sollte 1380 Generalmagister des Dominikanerordens werden. Er begann die Vita fünf Jahre nach Caterinas Tod und schloss sie zehn Jahre später ab. Zu dieser Zeit war Caterinas Mutter noch am Leben, ebenso wie die meisten anderen Weggefährten und Mitschwesteren. Raimund will nicht nur eine erbauliche Vita schreiben, sondern reflektiert sein eigenes historiographisches Vorgehen und gibt in jedem Abschnitt die Gewährsleute für das jeweils berichtete Ereignis an, sofern er nicht selbst direkt Zeuge war.

Um den Inhalt dieses recht umfangreichen Buches leichter zugänglich zu machen, verfasste ein weiterer Dominikaner, Tommaso Caffarini, eine Kurzfassung („Legenda minor“), in die er aber auch Material einfügte, das nicht in die LM aufgenommen worden war. Dazu kommen Aufzeichnungen von Zeitgenossen und Augenzeugen, die unabhängig von den beiden Viten sind, etwa die „Miracoli“, die ein unbekannter Florentiner Bürger 1374 aufschrieb, nachdem er Caterina persönlich kennengelernt hatte, oder die „Erinnerungen“ des Sienerer Notars Cristofano di Gano Guidini. Im „Prozess von Castello“ (1411-1416), dem Informativ-Prozess zur Vorbereitung der Kanonisation, liegen beidseitige Aussagen von Zeitgenossen vor. Weitere Dokumente, zum Beispiel offizielle päpstliche Schreiben, werfen Licht auf die konkreten Umstände des Lebens Caterinas.

Die Schriften Caterinas, Briefe, der „Dialogus“ und die Gebete, wurden

zum größten Teil diktiert, natürlich in ihrer toskanischen Muttersprache – zuweilen, wie glaubwürdig von mehreren Personen geschildert wird, zwei oder drei Sekretären gleichzeitig verschiedene Schreiben! Der „Dialog über die Vorsehung Gottes“ ist nach Caterinas eigener Aussage ihr Vermächtnis. Sie hatte das Buch im Zeitraum etwa eines Jahres diktiert, Herbst 1377 bis Oktober 1378, und zwar weite Teile im Zustand besonders intensiven Gebetes. Es handelt sich inhaltlich um ein Zwiegespräch zwischen Gott Vater und Caterina, die ihm ihre drängendsten Fragen vorlegt: über das Heil der Welt, die Zukunft der Kirche, ihre eigene Berufung. Auch Themen früher geschriebener Briefe werden erneut aufgegriffen. Da der Dialog die Theologie Caterinas in konzentrierter Form enthält, war ihr Schülerkreis bemüht, dieses Werk in der ganzen christlichen Welt zu verbreiten; es wurde so gleich ins Lateinische übersetzt und gehört zu den am frühesten gedruckten Büchern.

Ähnlich dem Dialog sind auch laut gesprochene Gebete Caterinas aufgezeichnet worden. Von besonderem historischem Interesse sind die Rubriken, die manche Gebete zeitlich einordnen. So ist etwa eines überschrieben: „in der Stadt Genua verrichtet, um Papst Gregor von der Absicht abzubringen, nach Avignon zurückzukehren. Er hatte diese Absicht im Konsistorium bereits zum Beschluss erhoben“.

Am bekanntesten sind heute ihre Briefe. Sie schrieb an Gregor XI. und Urban VI., an Kardinäle und einfache Pfarrpriester, an Politiker, Heerführer und Handwerker, fromme und weniger fromme Frauen, an ihre Brüder, Mutter, Nichten, Neffen, Ordensleute verschiedener Denominationen. Insgesamt 383 Briefe sind erhalten, die meisten aus den Jahren 1374-1379. Bereits kurz nach Caterinas Tod existierten Sammlungen ihrer Briefe – einige ihrer Schüler und Sekretäre hatten offenbar vom Stenogramm der abgesandten Briefe

Abschriften erstellt, sodass zum Zeitpunkt des Prozesses von Castello schon fast 300 Briefe in Händen Tommaso Caffarinis waren. Die Freunde und Schüler Caterinas hatte freilich nicht das Bedürfnis motiviert, eine lückenlose Dokumentation zusammenzustellen, sondern die Briefe als geistliches Vermächtnis zu bewahren. Als man begann, das verstreute Material zu sammeln und Abschriften von kleineren Sammlungen zu machen, wurden offenbar Passagen weggelassen, die rein persönlich waren oder als belanglos erachtet wurden.

Natürlich bedauern wir heute, dass sich die Herausgeber diese Freiheit nahmen, und man hat die Frage gestellt, inwieweit die Briefe den Originalton Caterinas wiedergeben. Ich schließe mich Suzanne Noffke an, einer der besten Kennerinnen der Werke; sie hat die Briefe einer eingehenden sprachlichen Analyse unterzogen und kommt zu dem Urteil: „Es gibt wenig Grund, die Authentizität der Briefe in ihrem wesentlichen Gehalt in Frage zu stellen.“ Die Tatsache, dass manche allzu personenbezogenen Bemerkungen getilgt worden sind, lässt sich gut mit Gründen der Diskretion erklären – immerhin waren viele der ehemaligen Adressaten noch am Leben.

II. Mystikerin und Kirchenreformerin

Nun wäre eigentlich auf den inneren Werdegang Caterinas einzugehen, die Jahre der Kindheit und frühen Jugend, die nicht ohne Einfluss auf ihr späteres Apostolat waren; auf den mit mancherlei Schwierigkeiten verbundenen Eintritt bei den Mantellatinnen von Siena und das dominikanische Lebensideal; auf die vier Jahre des zurückgezogenen, quasi-eremitischen Buß-Lebens im elterlichen Haus, wo sie Entscheidendes lernte für die geistliche Begleitung anderer Menschen in den späteren Jahren; und auf den Beginn einer karitativ-apostolischen Tätigkeit seit etwa 1370. Aus Zeitgründen kann ich nur einige Aspekte herausgreifen.

Mystische Erfahrung und Sendung. Die Zeit des zurückgezogenen Lebens wird beendet durch einen Auftrag Christi. Diese Erfahrung wertet Raimund zu Recht als einschneidend; er lässt mit dem Bericht darüber das zweite Buch der LM beginnen. Nach einer Phase großer innerer Bedrängnis wird Caterina eine geistliche Festigung geschenkt: Christus sagt ihr mit den Worten des Propheten Hosea (Hos 2,20) zu, dass ihr Glaube und damit die Bindung an ihn unversehr bleiben werde bis zu ihrem Tod. Dieser dauerhafte Bund begründet eine Wirkeinheit zwischen Christus und Caterina. Sie soll in das Werk der Erlösung mit einbezogen werden. Darum ist mit der Gnade der „geistlichen Vermählung“ – oft ikonographisch dargestellt – eine Sendung verbunden; sie soll „hinausgehen“, zunächst zu ihrer Familie, dann zu den Menschen von Siena.

Dieser Aspekt war für Caterina zunächst eine unangenehme Überraschung. Raimund schreibt, sie habe sich gewehrt aus Furcht, sie könne in der Welt die Innigkeit der Christus-Beziehung verlieren, habe Einwände vorgebracht, dass sie als Frau sowieso kaum etwas bewirken werde – übrigens die einzige Stelle, wo Caterina einen solchermaßen begründeten Selbstzweifel äußert – und möglicherweise Anstoß erregen werde (was ja auch tatsächlich der Fall war). Man muss in der Schilderung dieser Zurückhaltung keineswegs nur einen legendarischen Topos erblicken. Caterina war Zeit ihres Lebens alles andere als weltfremd und wusste, dass der Einsatz für eine Welt, die im Argen liegt, einiges an Selbstverleugnung

und Stärke verlangt. Da sie jedoch die Sendung als den Willen Christi erkennt, verlässt sie ihre Zelle und beginnt ein Leben, in dem Gebet und tätige Nächstenliebe sich verbinden. Bald beginnt sich die „famiglia“ zu bilden, eine lose Gruppe von Personen unterschiedlichen Alters und Lebensstandes, die Caterina als ihre geistliche „mamma“ ansprechen.

Rückkehr des Papstes. Es blieb nicht beim engen Kreis Sienas. Bald darauf war Caterina unterwegs nach Florenz, Pisa und Lucca, später nach Avignon und schließlich nach Rom. Jede neuerliche Ausweitung des Wirkungskreises, so beschreibt es die LM, war verknüpft mit einer mystischen Erfahrung der Liebe Christi und zugleich einer tieferen Erkenntnis der Heilsbedürftigkeit der Welt. Mit dem Heil der Welt ist nun

Caterina war Zeit ihres Lebens alles andere als weltfremd und wusste, dass der Einsatz für eine Welt, die im Argen liegt, einiges an Selbstverleugnung und Stärke verlangt.

aber die Kirche, als von Christus gewolltes Mittel des Heiles, unlösbar verknüpft. Caterina spricht in Bildern von der Kirche als „Apotheke“, „Gasthaus“ auf dem Weg zum Himmel, als „Braut“, die „Mutter“ ist; in ihr werden die Sakramente der Sündenvergebung und der Eucharistie empfangen, die aus dem Herzen Christi fließen. In dieser Dimension ist die Kirche unverletzlich heilig, da sie das, was sie zu geben hat, nicht aus sich selbst besitzt, sondern von Christus empfängt. Aber in ihren Gliedern und all ihren Ständen bedarf die Kirche der Erneuerung und Bekehrung, um dem Willen Gottes zu entsprechen.

Die notwendige Erneuerung der Kirche, mit der auch die Rückkehr des Papstes verbunden ist, hat Caterina bereits zu Beginn ihres öffentlichen Wirkens bewegt. Seit 1305 residierte der Papst in Avignon. Zwar war der Sitz des Apostolischen Stuhles nie formell dort hin verlegt worden, aber es hatte nur wenig ernsthafte Anstrengungen der Päpste gegeben, zu den Gräbern der Apostelfürsten zurückzukehren. Die politischen Zustände in Italien ließen solch ein Vorhaben auch wenig verlockend erscheinen. Doch für Caterina und viele ihrer Zeitgenossen war „Avignon“ der Inbegriff dafür, dass sich die Kirche, die nicht von dieser Welt ist, in ihrer Spitze dem Klammergriff der Welt, ja den Interessen der französischen Krone ergeben hatte. „Patriotische“ Gründe spielten für Caterina offenbar keine Rolle, auch wenn sie mit der Rückkehr des Papstes natürlich auch eine Konsolidierung der politischen und sozialen Zustände erhoffte.

Caterina stand mit Gregor XI. bereits seit dem Frühjahr 1374 in Verbindung, wobei die Initiative dazu anscheinend vom Papst selbst ausgegangen war. Gregor war damals Mitte vierzig, ein gut gebildeter und verantwortungsbewusster Kirchenmann, wenngleich nicht sehr entschlossen im Handeln. Es ist durchaus glaubwürdig, dass er bereits bei seiner Wahl die Absicht gefasst hatte, nach Rom zurückzukehren, was ihm durch verschiedene Umstände schwerfiel – immerhin hatte es Urban V. schon versucht, aber nur kurze Zeit ausgehalten. Gregor suchte Zeit seines Lebens den Rat geistlicher Menschen und deren Gebet. Caterina berichtet freudig-

begeistert in einem Brief vom Palmsonntag 1374 an zwei ihrer Dominikaner-Freunde, dass der Papst über den Beichtvater der kürzlich verstorbenen Brigitta von Schweden, Alfonso Pechada Vadattera, mit ihr Kontakt aufgenommen und sie um ihr Gebet gebeten habe: „Der Heilige Vater richtet nun endlich seine Augen auf die Ehre Gottes und der Kirche!“ Wenige Wochen später hielt sich Caterina in Florenz auf, wo das Generalkapitel der Dominikaner tagte, und etwa ab der gleichen Zeit ist Raimund von Capua als ihr Seelenführer bezeugt. Die Vermutung liegt nahe, dass sie Verbündete suchte und auch tatsächlich gewann. Der Kontakt mit dem international tätigen Predigerorden ermöglichte ihr zugleich, zuverlässige Kenntnis zu erhalten von Ereignissen und Entwicklungen.

Bereits vor ihrer Reise nach Avignon 1376 hatte Caterina an Gregor mehrere Briefe geschrieben. Der erste erhaltene Brief (dem mindestens einer vorausging), wurde im Januar 1376 abgesandt, angesichts der drohenden Gefahr, dass sich immer mehr italienische Städte gegen den Papst auflehnen würden. Im Juli 1375 hatten sich Florenz und Mailand, traditionell Gegner, zu einer antipäpstlichen Liga zusammengefunden, der sich auf Betreiben des Mailänders Bernabò Visconti immer mehr italienische Städte anschlossen. Obwohl Caterina ihr Möglichstes tat, um andere Städte in der Loyalität zum Papst zu halten, sollten im Dezember 1375 auch Perugia, wenige Wochen später Pisa und Lucca und am 20. März auch Bologna der Liga beitreten.

Die Erbitterung der italienischen Städte gegen die Kurie in Avignon war gewaltig angeschwollen; schuld daran war nicht zuletzt das zuweilen unmenschliche Verhalten der „päpstlichen Statthalter“ in Italien. Caterina schrieb dem Papst nicht nur einmal: „Das üble Leben dieser Verwalter strömt einen Gestank aus! Ihr wisst, Heiliger Vater, dass sie teuflische Menschen sind.“ Aber auch die acht Kriegsherren in Florenz, ironisch die „Acht Heiligen“ genannt, waren eben keine Heiligen: Die Bulle, in der Gregor XI. der Stadt das Interdikt androhte, wirft der Regierung die grausame Folterung und Tötung eines Mönchs, die erzwungene Verletzung des Beichtgeheimnisses, mit Todesfolge, die Plünderung von Kirchen und Klöstern, die Einkerkung eines Bischofs, die Unterstützung all derer, die das Patrimonium Petri bedrohten, und eine Anzahl weiterer Vergehen vor. Am 11. Februar 1376 forderte der Papst die Verantwortlichen auf, bis zum 31. März vor ihm zu erscheinen und sich zu rechtfertigen.

In dieser Lage baten einige besonnene Florentiner Politiker von der Parteiguelfa Caterina und Raimund von Capua um ihre Vermittlung beim Apostolischen Stuhl; denn es war bekannt, dass der Papst große Stücke auf sie hielt. Bereits am 17. Februar reiste Raimund mit einigen Gefährten nach Avignon ab, während Caterina in Siena zurückblieb. Sie schickte ihnen allerdings ein Empfehlungsschreiben an den Papst nach: „Sie kommen im Namen Christi, des Gekreuzigten, und in meinem.“ Sie ermutigt den Papst zu Stärke und Geduld, welche die echte Autorität auszeichnen, und die reuige Umkehr der Florentiner möglich machen könne. Doch die offizielle Politik der Stadt Florenz gab kein Zeichen des Einlenkens, und so trat am 31. März das Interdikt in Kraft. Daraufhin schrieb Caterina einen Brandbrief (Br. 171) an einen der gemäßigten Politiker, Niccolò Soderini, und flehte ihn an, all seinen Einfluss geltend zu machen, dass dieser „Krieg gegen den Papst“ beendet werde.

Caterina wusste sehr wohl, dass das Interdikt auch schwerwiegende

finanzielle und wirtschaftliche Konsequenzen für die Stadt der Bankhäuser nach sich ziehen würde. Doch für sie selbst wog vor allem eines schwer: Durch das Interdikt war die Bevölkerung von Florenz von den Sakramenten abgeschnitten. Trennung von der Kirche, von den Sakramenten, ist aber Trennung vom lebenspendenden Haupt, vom geistlichen Lebensstrom. Obwohl Caterina die Sünden und Vergehen der Florentiner gegenüber dem Papst zu entschuldigen sucht und keineswegs verkennt, welche schwere Fehler von Seiten der Legaten und sonstiger kirchlicher Repräsentanten begangen wurden, so ist dies alles in ihren Augen kein Grund, den Gehorsam gegenüber der Kirche aufzukündigen. Caterina fand ein sehr treffendes Gleichnis: Wenn jemand ein kostbares Geschenk von seinem geliebten König erhielt, würde er es nicht zurückweisen, nur weil der Bote zerlumpte Kleider anhat. Allerdings würde auch jeder, der den König achtet, dem Boten soweit wie möglich zu angemessener Kleidung verhelfen.

Offensichtlich war es die Zuspitzung der Situation, die unmittelbare geistliche Gefahr, die Caterina bewog, selbst nach Avignon zu reisen. Sie wollte sich persönlich einsetzen für den äußeren und den inneren Frieden, für das Heil der Seelen, für die Einigkeit der Kirche unter „dem Christus auf Erden“, wie sie den Papst oft bezeichnete. Zwei Tage nach ihrer Ankunft, am 18. Juni 1376, erhielt sie die erste Audienz. Was sie dem Papst vortrug – Raimund dolmetschte –, lässt sich klar aus den vorhergegangenen und noch folgenden Briefen an Gregor erkennen. Ihre Anliegen sind alle miteinander verbunden: Friede mit Florenz, die Rückkehr des Papstes nach Rom, und die geistliche Reform der Kirche.

Sie wollte sich persönlich einsetzen für den äußeren und inneren Frieden, für das Heil der Seelen, für die Einigkeit der Kirche unter dem „Christus auf Erden“, wie sie den Papst oft bezeichnete.

Es war die Rückkehr des Papstes, die als erstes umgesetzt wurde. Nach offenbar mehreren Verzögerungen – mehrere Briefe und zwei von den überlieferten Gebeten Caterinas belegen die Überwindung, die es den Papst gekostet haben muss, und die Energie, die sie selbst aufwenden musste – begab sich Gregor am 13. September 1376 nach Genua. Von dort reiste er nach einem längeren Aufenthalt – die Kardinäle suchten ihn offenbar nochmals zur Umkehr zu bewegen – nach Corneto, das zum Kirchenstaat gehörte, und traf am 17. Januar 1377 in Rom ein.

Der Friede mit Florenz dagegen, für den sich Caterina unermüdet einsetzte, sollte erst im Juli 1378, unter dem neuen Papst Urban VI., zustande kommen (detailliert über die Umstände: LM III, 6 n. 422). Caterina war im Auftrag von Florenz als informelle Vermittlerin nach Avignon gegangen, aber als die offizielle Gesandtschaft eintraf, wollten sie mit ihr nichts zu tun haben, benahmen sich auch dem Papst gegenüber herausfordernd. Enttäuschend auch: die beiden italienischen Kardinäle unterstützten Caterina nicht (Br. 101). Dass Caterina bereits geahnt hatte, dass die Florentiner Herren sie möglicherweise nur unverbindlich vorschieben wollten, geht aus ihren Briefen hervor. Aber



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Auch die Hochzeit zu Kana ist ein Fresko in der Scrovegni-Kapelle in Padua.

etwas Gutes zu unterlassen, weil es vielleicht hintertrieben werden könnte, war nie Caterinas Sache.

Geistliche Erneuerung der Kirche.

Und die Reform der Kirche? Sie blieb das *ceterum censeo* aller Briefe Caterinas an Gregor XI., wie an dessen Nachfolger Urban VI. Sie sollte eine missionarische und eine innerkirchliche Seite haben: Christus ist für alle Menschen gestorben, und alle sollen der durch ihn erwirkten Gnade teilhaftig werden; diese Gnade wird in der Kirche geschenkt. Die Kirche muss also „das Kreuz aufrichten“, das heißt die Botschaft von der Erlösung den Getauften wie den Nicht-Christen vor Augen führen. Diesen Aspekt darf man nicht übersehen, will

man die eindringlichen Aufrufe Caterinas zum „*santo passaggio*“ verstehen.

Caterina kannte zum einen die politische Lage im Mittelmeerraum aufgrund ihres Zusammentreffens mit der Gesandtschaft des Königreichs Zypern. Der türkische Expansionswille bedeutete eine ernste Gefahr für christliche Gebiete. Zum andern stand ihr täglich die Landplage der marodierenden Banden in Italien vor Augen: Getaufte Christen zerfleischten sich untereinander, ein unerträglicher Zustand. Italien war ein Land der „*condottieri*“ geworden, in dem sich Söldnerheere für Kriege zwischen verfeindeten Städten anwerben ließen oder sich erpresserisch aufdrängten. Wie viel besser wäre es, so Caterina, diese Entwurzelten würden sich für

ein Ziel einsetzen wie die Wiedergewinnung der heiligen Stätten und die Abwendung der Gefahr für ihre christlichen Brüder und Schwestern. Dass der „*santo passaggio*“ für Caterina nicht in erster Linie eine militärische Angelegenheit war, erhellt sich klar aus der Tatsache, dass sie die Absicht hatte, mit einigen Gefährtinnen mitzuziehen. Durch Gebet und Glaubenszeugnis – womöglich bis zum Martyrium, das Caterina ebenso ersehnte wie 160 Jahre früher Franziskus auf seiner Fahrt ins Heilige Land – sollten diejenigen, die noch nicht an Christus glauben, mit der Botschaft des Kreuzes bekannt werden. Caterina ist überzeugt, dass die Neubekehrten ein großer Gewinn für die Kirche und ihre Erneuerung sein würden.

Noch eindringlicher sind die Mahnungen zur inneren Reform der Kirche. Caterina hatte in den Jahren 1375/76 den Aufstand der Städte gegen das Papsttum erlebt. Sie sah den Grund dafür im Verlust geistlicher Autorität der Kirche. „Der Lehm der irdischen Güter“, die finanziellen Ressourcen, würden für wichtiger erachtet als „das Gold der geistlichen Güter“, der Sakramente des Heiles (Br. 209). Caterina hat nach dem Zeugnis Raimunds auch das Schisma als drohende Gefahr vorhergesehen. Die Gefahr auf Dauer bannen würde nur „die Einsetzung heiliger Hirten“ und uneigennütziger Kardinäle. Nur dadurch könne das Ärgernis in der Öffentlichkeit bereinigt und eine Katastrophe bei der künftigen Papstwahl verhindert werden.



Foto: akg-images

Catarina von Siena wird seit 1970 als Kirchenlehrerin verehrt, war aber schon zu ihren Lebzeiten im 14. Jahrhundert als Ratgeberin für Päpste und Könige sehr einflussreich. Dieser Teil eines Polyptychons auf Holz stammt von Giovanni di Paolo – entstanden wohl um die Mitte des 15. Jahrhunderts – und findet sich in der Kirche S. Donato im umbrischen Civita di Bagnoregio.

Diese innere Reform ist somit vorrangige Aufgabe des Papstes als des Stellvertreters Christi; denn er hat die Verantwortung, Hirten einzusetzen und die Pflicht sie zurechtzuweisen. „Ihr haltet die Schlüssel zum Himmel in Händen“, „an Eurer Stelle würde ich Gottes Gericht fürchten. Ihr sollt nicht hören müssen: Verflucht bist du; denn Zeit und Vollmacht war in deine Hand gelegt, und du hast sie nicht gebraucht“ (Br. 255). Das christliche Volk soll die Sakramente von Hirten gespendet bekommen, die diesen Namen verdienen, und die Laster der „schlechten Hirten“, welche die Schafe zugrunde gehen lassen, sollen geahndet werden; denn Unzucht, Habgier und Stolz fügen den Gläubigen schweren Schaden zu. Unzählige Male tönt es aus den Briefen an Gregor wie an Urban: „Reißt die stinkenden Gewächse aus und pflanzt wohlriechende Blumen im Garten der heiligen Kirche, dessen Hüter Ihr seid“ (Br. 206). Dabei geht es Caterina nicht um Bestrafung als solche. Vielmehr soll größeres Unheil verhindert werden und die des Amtes Enthobenen Gelegenheit bekommen, Buße zu tun.

Kirchenbild. Das Thema der Reform der Kirche, das sich durch die Briefe Caterinas wie ein basso ostinato zieht, erscheint im Dialogus in einem größeren Zusammenhang: Was ist der Sinn der Welt, der Kirche? Das Buch führt klar vor Augen, wie innere Erfahrung und ihre Reflexion Quelle für Caterinas tätigen Einsatz waren.

Der Mensch wurde von Gott „aus Liebe und für die Liebe erschaffen“, das ist der schöpfungstheologische Ausgangspunkt Caterinas. Die Berufung zu leben, Gott zu lieben und alles das, was Gott liebt, wäre höchste Seligkeit für den Menschen. Doch trat in diesem Bereich eine fundamentale Verkehrung ein; der Mensch verfiel der „verkehrten Eigenliebe“. Eigenliebe bezeichnet in der Sprache Caterinas die Wurzel aller Sünden schlechthin. Sie kann sich grob sinnlich manifestieren, wenn Menschen „ihren Bauch zu ihrem Gott machen“, aber auch subtil geistlich, wenn jemand Gott vorschreiben möchte, welche Tröstungen er ihm geben soll. Eigenliebe tritt in der Verkleidung von Mutterliebe auf, wenn Mütter der Berufung ihrer Kinder im Wege stehen. Sie macht das Herz eng, aggressiv oder ängstlich. Sie war der Grund, dass die Kardinäle die unwirsche Art Papst Urbans nicht ertrugen und mit der Wahl eines Gegenpapstes reagierten: „Die Eigenliebe hat Euch, die Ihr Säulen sein solltet, zu Strohhalmen gemacht!“ Eigenliebe könnte aber auch das Herz des Papstes verbittern, angesichts der ihm unaufhörlich begegnenden Widerstände. Ein einziges böses Wort oder ein böser Blick bewirke, dass manche Seelsorger sofort die Flinte ins Korn werfen. Nur wer frei ist von dieser Empfindlichkeit, ist stark in der Nächstenliebe; denn er ist nicht abhängig von der Gunst der Menschen.

Sich selbst aus dieser Verfallenheit zu befreien, war dem Menschen allerdings unmöglich. Der Weg der Liebe musste ihm neu erschlossen werden, und zwar nicht nur durch Belehrung oder Gebot, sondern durch den Erweis, geliebt zu sein – sodass er die Kraft zu einer antwortenden Liebe aufbringen könnte. „Denn der Mensch, aus Liebe erschaffen, wird durch nichts so bewegt wie durch Liebe.“ Eben dies vollzog sich im Leben und Sterben des menschengewordenen Gottessohnes. Wer diese Liebe als ihm selbst erwiesen erfasst, dessen Herz wandelt sich. Für Caterina manifestierte sich diese Wandlung in mehreren mystischen Erfahrungen.

Die in Christus erwiesene Liebe anzunehmen, ist jeder Mensch gerufen. In der Bildsprache des Dialogus ist Christus

die „Brücke, die vom Himmel auf die Erde reicht“. Nur über diese Brücke gelangt man zum ewigen Leben; das heißt, durch Nachfolge und Angleichung an die Liebe Christi, die in einzigartiger Weise Liebe zu seinem Vater und zu den Menschen war. Mittler, Brücke ist er, weil er die Verherrlichung des Vaters ersehnte und die Versöhnung der Menschen mit ihm. Beides gehört innerlich zusammen. Wer aber in dieser Welt den Weg Christi gehen will, muss wie er mit Widerstand rechnen; denn die Verhaltensweisen der „Welt“, des „alten Menschen“ stehen im Gegensatz zum Verhalten Christi. Der Weg über die „Brücke Christus“ vollzieht sich in drei Schritten: Erstens, der Angleichung an den Wandel Christi, indem man seiner Weisung folgt – symbolisiert durch die „Füße“ Christi; zweitens, der Erkenntnis seiner Liebe zum Menschen, die an seinem „Herzen“ sichtbar wird und zu einer Umgestaltung des eigenen Herzens führt; und drittens, unmittelbar daraus resultierend, dem stellvertretenden Dasein vor Gott für die Menschen – hier geschieht die Angleichung an den „Mund“ Christi, der „dürstete“ nach dem Heil seiner Brüder und Schwestern.

Die Kirche hat nicht nur in Christus ihren Ursprung, sondern würde nicht existieren ohne die dauernde Verbundenheit mit ihrem Haupt.

Keiner dieser Schritte, so Caterina, kann getan werden ohne die Kirche. Denn ohne das Zeugnis der Apostel, Märtyrer und Kirchenlehrer wüsste man nichts mehr von der Lehre Christi; oder man hätte nicht den Mut, sich auf den zunächst dornigen Weg der Selbstüberwindung zu machen, sähe man nicht, dass schwache Menschen „wie du und ich“ diesen Weg bereits gegangen sind. Vor allem aber gelangt man zum „Herzen“ Christi über die Sakramente der Kirche. Die immer noch wirksame, erlösende Liebe, mit der Christus jeden Menschen an sich ziehen will, ist gegenwärtig in den Sakramenten. Wer auf der „Brücke, die Christus ist“ bis zum Herzen gelangt ist, „erkennt seine eigene Würde“. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass Caterina das Herz Christi als „bottiga“ (Laden, Apotheke, Gasthaus) bezeichnet und mit dem gleichen Ausdruck die Kirche benennt. Die Kirche hat nicht nur in Christus ihren Ursprung, sondern würde nicht existieren ohne die dauernde Verbundenheit mit ihrem Haupt. Und in der Dimension, in der sie die Sakramente spendet, „ist sie nichts anderes als Christus selbst“. Braut Christi und corpo mistico bezeichnen also bei Caterina nicht die Gesamtheit der Glieder der Kirche (diese nennt sie universale „corpo della religione cristiana“ / „della santa chiesa“) – sondern die sakramentale, lebensspendende Dimension der Kirche.

Wie die Kirche nur ein einziges Haupt hat, den „Christus im Himmel“, so gibt es auch nur einen Stellvertreter, den „Christus auf Erden“. Er hat die Aufgabe, wie eine „Mutter“ die Gläubigen zu nähren. Eine Spaltung der „einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche“, wie sie im Credo bekannt wird, war daher für Caterina ein „furchtbares Unheil“. „Alles andere, Krieg, Schmach, Wirrsal, alles scheint dagegen so unbedeutend wie ein Strohalm oder ein Schatten“, schrieb sie noch im Juni 1378 an Kardinal Peter de Luna – eine besonders tragische Figur, der später

unter dem Namen Benedikt XIII. Gegenpapst werden sollte.

Aus dieser Auffassung von der Kirche ergeben sich zwei Folgerungen: Erstens, die Trennung von der sichtbaren Kirche, wie lasterhaft auch einzelne Glieder sein mögen – „selbst wenn der Papst ein Teufel in Menschengestalt wäre!“ – ist Trennung vom Strom der Erlösungsgnade. Zweitens, die „Braut Kirche“ und die Stellvertreter Christi im Besonderen müssen dem Verhalten Christi ähnlich sein oder werden; alles andere ist ein schreckliches Ärgernis. Zwar kann die von Christus gewirkte Erlösung von keinem Menschen Versagen in sich gemindert werden, aber die Annahme der Frohen Botschaft wird erschwert, wenn diejenigen, die „das

Nötig sei Umkehr, Wandlung der Motive, „ein neues Herz“, in dem Eigenliebe und ängstliche Selbstbehauptung keinen Raum mehr haben.

Zweite Ich Christi“ sein sollten, davon gar nichts erkennen lassen. Dass es unter Geistlichen Simonie, Unzucht, magische Praktiken, schrankenlosen Ehrgeiz und skrupellose Habgier gibt, dass manche „ein Leben führen, das tausendfach schlimmer ist als das weltlicher Menschen“, ist die bittere Klage – in den Worten Gottes selbst! – im Dialogus. In der bilderreichen Sprache Caterinas: Solche Hirten „saugen der Kirche das Blut aus“, sie leben von ihr, aber nicht für sie.

Nötig sei Umkehr, Wandlung der Motive, „ein neues Herz“, in dem Eigenliebe und ängstliche Selbstbehauptung keinen Raum mehr haben. Dazu sind nicht nur der Papst in seiner Verantwortung für die Gesamtkirche und die übrigen Hirten berufen, sondern auch die Gläubigen, welche die Sakramente empfangen. In Caterinas Sprache: Wenn das Herz neu geworden ist, dann wird auch „der Mund von dem sprechen, wovon das Herz voll ist“; ein solcher Mensch wird – entsprechend dem dominikanischen Ideal – vor den Menschen Gottes Wahrheit und Liebe bezeugen, und vor Gott im Gebet für alle eintreten. Reform geschieht zuerst im Herzen jedes einzelnen Glaubenden.

III. „Weder Trost noch Trübsal sollen dich von der Stelle rücken!“

Caterina hat, kirchenpolitisch betrachtet, zu ihren Lebzeiten wenig „Erfolg“ ihrer Mühen gesehen. Gewiss, sie hatte zur Rückkehr des Papstes beigetragen und endlich (unter Gefahr für Leib und Leben) auch einen Friedensschluss mit Florenz erreicht – aber das Schisma konnte sie mit all ihrem Einsatz nicht aufhalten. Ja, nicht lange nach ihrem Tod behauptete Jean Gerson indirekt, die von den Ratschlägen gewisser Frauen erwirkte Rückkehr Gregors XI. habe die Kirchenspaltung heraufbeschworen.

Wie hat Caterina ihr eigenes Wirken eingeschätzt? Ein Brief aus dem Winter 1377 gibt darüber Aufschluss. Er antwortet auf ein Schreiben des Nicolò da Osimo, Sekretär und Protonotar Gregors XI., eines aufrechten, uneigennütigen Prälaten, der sich mit allen Kräften für die Reform eingesetzt hatte, doch Misserfolg erntete. Aus Caterinas Antwort lässt sich erschließen, dass er entmutigt war, ihm sein Tun sinnlos oder gar kontraproduktiv vorkam und er die Absicht hegte, sich zurückzuziehen. Caterina bekennt, dass sie solche

Gedanken aus eigener Erfahrung kenne, Christus selbst ihr aber erklärt habe, dass es sich dabei um eine Versuchung handelt: Nicht Erfolg oder Misserfolg zählen, sondern der Wille, auf Gottes Liebe zu antworten. Die Liebe zu Gott aber, das ist Caterinas tiefste Überzeugung, erweist sich an der Liebe zum Heil „jedes vernunftbegabten Geschöpfes“. Der Ort des von Gott geschenkten Heiles ist die Kirche, als „corpo universale“ und „corpo mistico“. Darum ist die Liebe zu Gott, die Liebe zum Nächsten und die Liebe zur Kirche nicht zu trennen:

„Ich wünsche in Euch eine feste Säule zu sehen, die durch nichts von ihrem Platz gerückt werden kann außer durch Gott. Verweigert die Anstrengung nicht, weder wegen der Undankbarkeit und Unwissenheit derer, die sich im Garten der Kirche mästen, noch aus Ekel, der uns überkommt, wenn wir die Unordnung der Kirche sehen. Es ist ganz normal, dass den Menschen Ekel und Trauer überkommt, wenn trotz all seiner Bemühungen die Dinge nicht die ersehnte Richtung nehmen. Dann kommen einem Bedenken, derart: Es ist wohl besser, die Finger davon zu lassen. Jetzt hast du dich so lange abgemüht, und kein Ende ist abzusehen. Besser, du ziehst dich zurück und suchst den Frieden und die Ruhe deiner Seele. – Da muss man alle innere Kraft zusammennehmen, mit Hunger nach der Ehre Gottes und dem Heil der Seelen, und sich sagen: Ich will die Mühsal nicht scheuen; denn der Ruhe bin ich noch nicht würdig ... Ab und zu versucht der Feind, uns unser Tun zu verleiden, indem er bei unserer Sehnsucht nach Ruhe und geistlicher Stille ansetzt, bis wir uns sagen: Ich sündige ja eher, als dass ich Gutes vollbringe; ich bin nicht feige, aber weil ich nicht sündigen will, möchte ich mich lieber zurückziehen. – O mein lieber Vater, lasst solchen Gedanken keinen Raum, sie kommen vom Feind! Die Sünde besteht nur im bösen Willen. Bester Vater, ich erinnere mich an eine Dienerin Gottes, der Gott dies offenbarte. Ich schreibe Euch das, damit Ihr wieder Mut schöpft. ... Steht also fest wie eine Säule! Weder Trost noch Trübsal soll Euch von der Stelle rücken! Auch wenn uns der Gegenwind ins Gesicht bläst, der alle hindern will, die auf dem Weg der Wahrheit gehen, dürfen wir nicht im geringsten den Kopf wenden. Jetzt ist die Zeit, in dieser Braut Gott die Ehre zu geben und ihr selbst unsere Mühen“ (Br.282). □

Quelleneditionen:

Auf der ausgezeichneten Webseite des „Centro Internazionale di studi cateriniani“: www.centrostudicateriniani/it findet man die Werke Caterinas (ital.), zahlreiche weitere Dokumente (tw. lat.), Hilfsmittel, Bibliographie.

Auf Deutsch sind die Briefe Caterinas und wichtige biographische Quellen in der Reihe „Caterina von Siena Gesamtausgabe“, hg. von Werner Schmid, St. Josef-Kleinrain (AT), erschienen (bislang 10 Bde.).

Hilfreiche Erläuterungen bietet auch die engl. Ausgabe der Briefe: Suzanne Noffke (ed.), *Catherine of Siena: Letters, Tempe/Arizona 2001 ff.* (4 Bde.).

Zerrissene Christenheit oder: das Monster mit drei Köpfen. Auslöser, Verlauf und Folgen des Großen Schismas von 1378

Ralf Lützelshwab

I. Das Phänomen „Avignon“ und die Rückkehr nach Rom

Erst der zweite Versuch war erfolgreich: als Gregor XI. am 17. Januar 1377 in festlichem Zug durch Rom zur Petersbasilika geleitet wurde, war die Begeisterung zumindest auf Seiten der Römer groß. Bereits sein Vorgänger Urban V. hatte 1367 die Rückverlegung der Kurie nach Rom in die Wege geleitet – sein Vorhaben stand jedoch unter keinem guten Stern. Nach nur drei Jahren musste Urban desillusioniert den Rückzug nach Avignon antreten. Anders bei Gregor XI.: Die politische Situation in Rom und im Kirchenstaat hatte sich in nur sieben Jahren so verändert, dass einer endgültigen Rückkehr des Papsttums an seinen angestammten Sitz nichts mehr im Wege stand. Immerhin rund 70 Jahre – seit 1309 – hatten es sich die Päpste in Avignon an den Ufern der Rhône in unmittelbarer Nähe zum französischen Königreich bequem gemacht. Und was hatte man nicht alles geleistet: Avignon war von der nicht sonderlich bedeutsamen, geographisch aber günstig gelegenen Handelsstadt zum unumschränkten Zentrum der Christenheit aufgestiegen. Man hatte im Laufe des Aufenthalts nicht nur den Papstpalast und prächtige Residenzen für hohe Kleriker gebaut, sondern auch eine der effizientesten Verwaltungsmaschinerien geschaffen, über die Europa in der damaligen Zeit verfügte.

Weshalb dann aber die Rückkehr nach Rom, wo Avignon doch unbestreitbare Vorteile bot? Weshalb die Rückkehr in eine notorisch unruhige Stadt und in einen Kirchenstaat, das Patrimonium Petri, in dem Revolten gegen den Papst an der Tagesordnung waren? Jean Froissart, ein ungewöhnlich gut informierter zeitgenössischer Chronist, nennt folgende Gründe: Zum einen habe Gregor XI. aus frommer Gesinnung heraus eine Rückkehr an den angestammten Sitz gelobt, zum anderen sei er der steten, wenig fruchtbaren Arbeit für den französischen König überdrüssig gewesen. Sicher, Frömmigkeit sollte man Päpsten per se nicht einfach absprechen und gewiss war auch großes Traditionsbewusstsein, war das Wissen um die eigenen Ursprünge bestens entwickelt. Doch hatten auch Gregors Vorgänger in Avignon über dieses Traditionsbewusstsein verfügt und dafür eine einfache Lösung gefunden. Wo Rom nicht realiter präsent war, imaginierte man diese Präsenz: man feierte die Papstmessen in der dem Hl. Petrus geweihten Palastkapelle – St. Peter in verkleinertem Maßstab –, natürlich behielten die Kardinäle ihre römischen Titelkirchen und selbstverständlich erging jede Entscheidung in „curia romana“, nicht in „curia avinionensi“. Und hatte die Kanonistik nicht die eingängige Formel entwickelt: „Ubi papa, ibi Roma“ – wo der Papst ist, dort ist Rom?

Das alles ist richtig – und dennoch war seit den späten 1350er Jahren ein Umdenken erkennbar. An der Kurie widmete man sich verstärkt Belangen des Kirchenstaats, weniger vornehm ausgedrückt: Man setzte alles daran, die Teile des Kirchenstaats, die der Kirche entfremdet worden waren, zurückzu-



Dr. Ralf Lützelshwab, Habilitand und Dozent für Mittelalterliche Geschichte an der Freien Universität Berlin

erobern. Der spanische Kardinal Albornoz leistete in dieser Beziehung ganze Arbeit und legte damit die Grundlage dafür, dass an eine Rückkehr überhaupt zu denken war. Neben den Vorgaben der Realpolitik sind auch immer wieder spirituelle Elemente – die „fromme Gesinnung“ Froissarts – ins Feld geführt worden. Welche Rolle Birgitta von Schweden oder Katharina von Siena in diesem Prozess spielten, ist alles andere als einfach zu bestimmen. Ihr Einfluss ist häufiger stark überschätzt worden, so als hätte ein zaudernder Papst nur darauf gewartet, die Richtung gewiesen zu bekommen. Gerade im Fall von Katharina von Siena handelt es sich um eine hoch charismatische Persönlichkeit, deren Kontakte mit dem Papst verbürgt sind. Doch war ihr Einblick in die politische Großwetterlage trotz allem begrenzt. Sie war eine Stimme unter vielen – nicht mehr und nicht weniger. Opposition – und dies war in Europa kein Geheimnis – kam von den Kardinälen. Francesco Petrarca, der scharfzüngige Intimus des avignonesischen Milieus, bemerkte sarkastisch, die Kardinäle fürchteten doch nur um den Verlust des guten Beaune-Weins.

Natürlich ist diese Bemerkung überspitzt und trieft vor Häme, doch ein Körnchen Wahrheit ist darin verborgen: In Avignon pflegte man einen Lebenszuschnitt, der durchaus fürstlich zu nennen war, in Rom warteten in bestem Falle ruinöse Residenzen in der Nähe der Titelkirchen. Noch einmal: Weshalb die Rückkehr? Einen möglichen Lösungsansatz bietet die Topographie und all das, was sie politisch impliziert. Zwar gehörte Avignon seit 1348 den Päpsten und der Comtat Venaissin in unmittelbarer Nachbarschaft war ebenfalls schon seit Längerem im Besitz der Kirche. Ein großer, südfranzösischer Territorialblock ergab sich daraus aber nicht. Ein französisches Patrimonium Petri gab es schlichtweg nicht. Drückend war die französische Präsenz. Man hatte lediglich den berühmten

„pont d'Avignon“ zu überqueren, um in Frankreich zu sein. Wenn Froissart in seiner Chronik weiter ausführt, der Papst habe sich in seiner Vermittlungsarbeit zur Beilegung des Hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England aufgerieben, so ist auch diese Bemerkung nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Päpste gerieten sich zwar als unabhängige Vermittler, doch nicht immer gelang es, dem von Frankreich ausgehenden Druck entschieden zu begegnen. Den eigenen Anspruch, als überparteiliche Schiedsrichter zu agieren, konnten die Päpste immer weniger gerecht werden. Unabhängiges Handeln jedenfalls war von Avignon aus kaum zu verwirklichen, von Rom aus aber eher möglich. Die immer wieder im Munde geführte „Universalität“ der Kirche war nicht in Avignon, sondern in Rom realisierbar.

II. Der Tod Gregors XI. und die Wahl seines Nachfolgers

Gregor XI. starb am 7. März 1378, nachdem er etwas über ein Jahr in Rom zugebracht hatte. Das Konklave, das nach seinem Tod am 7. April zusammen trat, erfüllte zunächst die Vorgaben des im kanonischen Recht festgelegten Wahlprocedere. Frei, geheim und unabhängig war die Wahl dennoch nicht. Der Druck der römischen Stadtbevölkerung, die endlich wieder einen Italiener, idealerweise einen Römer, an der Spitze der lateinischen Christenheit sehen wollte, war enorm. In dieser angespannten Lage einigten sich die 16 Kardinäle auf einen Außenseiter, Bartolomeo Prignano, Erzbischof von Bari, der den Namen Urban VI. (1378-1389) annahm. Die Wahl erfolgte einstimmig, lediglich der Römer Orsini enthielt sich der Stimme. Erhoben wurde freilich kein Unbekannter: Prignano hatte als amtierender Vorsteher der päpstlichen Kanzlei einiges an administrativem Geschick an dem Tag gelegt und war nicht nur mit dem kurialen Geschäftsgang, sondern auch mit dem römischen Kurienpersonal vertraut.

War die Wahl selbst noch einigermaßen ruhig verlaufen, ließ sich das für die folgenden Stunden nicht mehr behaupten. Die Kardinäle mussten Prignano über seine Wahl informieren und seine Zustimmung einholen – diese Zeitspanne nutzte ein römischer Mob, so die Beschreibung der Kardinäle, um bis vor die Konklavetüren vorzudringen. Einige Kardinäle hielten diesem Druck nicht stand und flohen. Bereits zuvor hatte einer von ihnen erklärt, zwar gerne Bekenner des Glaubens, aber auf keinen Fall Märtyrer sein zu wollen. Die verbliebenen Kardinäle nahmen Zuflucht zu einer List: Sie setzten den greisen Kardinal Tebaldeschi, einen Römer, auf den Thron und präsentierten ihn der Menge als neuen Papst.

Nachdem sich die Lage etwas beruhigt hatte, schritten am folgenden Tag nur noch zwölf Kardinäle zur Inthronisation Urbans VI. Druck hin oder her: Zunächst wurde Urban VI. allgemein anerkannt. Im Laufe weniger Monate bemerkten die Kardinäle freilich, wie sie sich ins Boot geholt hatten. Die Persönlichkeit Urbans VI. war das, was heute wohl als „schwierig“ bezeichnet werden würde. Kardinäle, die geglaubt hatten, das avignonese Modell, das ihnen bedeutende Mitspracherechte beim Kirchenregiment gesichert hatte, unbeschädigt an den Tiber übertragen zu können, sahen sich getäuscht. Urban VI. führte das Wort „Reform“ im Mund – und meinte damit vor allem strukturelle Reformen, durch die die Machtfülle der Kardinäle beschnitten worden wäre. Die Atmosphäre vergiftete sich mit großer Geschwindigkeit. Mitte Juni wichen die Kardinäle bereits von Rom

nach Anagni aus. Mitte Juli war der Bruch nicht mehr zu verhindern – am 2. August wurde Urban zur Abdankung aufgefordert. Für Unruhe unter den französischen Kardinälen, die bei weitem die Mehrzahl der Purpurträger stellten, sorgte die Absicht Urbans, nun verstärkt italienische Kleriker kreieren zu wollen. Das „nationale“ Gefüge geriet ins Wanken. Druck erzeugte Gegen- druck.

III. Der „Gegenpapst“

Die Kardinäle erklärten die Wahl für ungültig, da sie durch äußeren Druck zustande gekommen sei, und wählten am 15. September in Fondi auf dem Gebiet des Königreichs Neapel einen neuen Papst, Kardinal Robert von Genf, der den Namen Clemens VII. annahm. Die gleichen Wähler waren also innerhalb weniger Monate ihrer Pflicht gleich zwei Mal nachgekommen. Kanonistisch in hohem Maße fragwürdig wurde die Angelegenheit schlicht dadurch, dass man in Fondi nicht „sede vacante“ wählte, sondern es einen regierenden Papst gab. Zurückgetreten war Urban VI. nämlich nicht – und hatte sich auch nicht des Abfalls vom Glauben schuldig gemacht. Allein letzteres – der Abfall vom Glauben – galt im Kirchenrecht als einzige legitime Grundlage, einen Papst aus seinem Amt zu entfernen. Freilich ergaben sich auch mit dieser Bestimmung einige Probleme, wusste man doch nicht, wer eigentlich für die Feststellung dieses Sachverhalts zuständig war. Die Kardinäle, ein Konzil?

In der Christenheit gab es nun jedenfalls zwei Päpste. Nicht nur zwei Päpste, sondern auch zwei Kardinalskollegien und zwei Kurien. Denn die Reaktion Urbans VI. erfolgte schnell: Bereits am 18. September schuf er ein neues Kardinalskolleg gleichsam „ex nihilo“: von 29 neu ernannten Kardinälen waren 20 Italiener. Die Christenheit teilte sich nun in zwei Gruppen, diejenige, die dem römischen und diejenige, die dem seit Juni 1379 wieder in Avignon residierenden Papst folgte. Man nennt diese Gruppierungen „Obödienzen“ (von lat. *obediencia*: gehorchen).

Häufiger schwankte die Zugehörigkeit einzelner Länder und Königreiche zu einer Obödienz. Grundsätzlich ergab sich aber folgendes Bild: Während die römische Obödienz Italien, Mittel- und Osteuropa und England umfasste, bekannten sich Frankreich, Schottland und Spanien zu Avignon. Wer war rechtmäßiger Papst, wer „Gegenpapst“? Vorsicht ist bei letzterem Terminus angebracht: Als heuristischer Begriff taugt er, doch sollte man sich stets vor Augen halten, dass die Bezeichnung „Gegenpapst“ nicht nur ein legitimatisches Defizit, sondern ein historisches Werturteil impliziert. 1378 lagen die Sachen nicht so einfach.

Nun war dieses Schisma nicht das erste in der langen Geschichte der Kirche. 39 Gegenpäpste kennt die „offizielle“ Papstgeschichtsschreibung. Das letzte Schisma vor 1378 war 1328 eingetreten, als Ludwig der Bayer in der erbittert geführten Auseinandersetzung mit Papst Johannes XXII. den Franziskaner Pietro Corvaro auf den Papstthron gesetzt hatte. Die Episode dauerte wenig mehr als zwei Jahre: 1330 unterwarf sich dieser Ordensmann, der den Namen Nikolaus V. angenommen hatte, bereits wieder – sein Pontifikat blieb eine Fußnote der Geschichte. Anders im Zeitalter der gregorianischen Reform, des Investiturstreits oder der Auseinandersetzung zwischen Staufern und den Päpsten, als eine Fülle von Gegenpäpsten gegeneinander kämpfte. Der große Unterschied zum Schisma von 1378 bestand freilich darin, dass die römisch-deutschen Kaiser vom 11. bis

zum 13. Jahrhundert stets eine zentrale Rolle beim Ausbruch der jeweiligen Schismen gespielt hatten. Dies war in Fondi anders. So wichtig die Rolle des deutschen Königs bei der Beilegung des Schismas sein sollte, an dessen Ausbruch war er nicht beteiligt.

IV. Gründe für das Schisma

Wer hatte Interesse an diesem Schisma? Noch vor einigen Jahrzehnten konnte man in Geschichtsdarstellungen lesen, der französische König Karl V. sei der eigentliche Anstifter der Neuwahl gewesen. Verbittert über den Weggang des Papstes aus Avignon und den damit einhergehenden Verlust des Einflusses auf päpstliche Entscheidungen habe er die Kardinäle in ihrer Opposition zu Urban VI. bestärkt. Inzwischen haben minutiöse Untersuchungen des Briefverkehrs zwischen Rom beziehungsweise Anagni/Fondi und Paris ergeben, dass bei einer durchschnittlichen Übertragungsgeschwindigkeit von 22 Tagen für einen Brief ein direktes, vor allem zeitnahes Einwirken auf die Geschehnisse schlicht unmöglich war. Karl V. reagierte zwar auf Anfragen der Kardinäle, kuriale Realpolitik vollzog sich jedoch rascher als in Paris und Rom gedacht.

Vakanzen nach 1378 waren generell problembehaftet.

Die Rolle der Kardinäle hingegen ist von zentraler Bedeutung. Für sie stand zunächst die Legitimität der Wahl außer Zweifel. Erst mit großer zeitlicher Verzögerung wurde das Argument einer unkanonisch zustande gekommenen Wahl und damit die fehlende Legitimation Urbans VI. in den Vordergrund gerückt. Dass die Römer massiven Druck ausübten, steht außer Frage. Man sollte sich freilich auch stets vor Augen halten, dass die Würde des Kardinalats vor allem zwei Aufgabengebiete beinhaltete: die Papstwahl und – das wird häufiger unterschlagen – die Beratung des Papstes.

Das Selbstbewusstsein des Kollegs gründete nicht zuletzt darin, beständig und nicht nur in einem einzigen Moment, dem der Papstwahl, gebraucht zu werden. Urban VI. setzte alles daran, mit seinen gegen einzelne Kardinäle gerichteten Vorwürfen von Inkompetenz und moralischer Verwilderung dem Kolleg insgesamt vor Augen zu führen, dass seine Mitarbeit eigentlich obsolet sei. Er wollte Reform, Reform um jeden Preis. Moralischer Rigorismus verband sich in seiner Person aber mit mangelnder Einsicht in das, was tatsächlich – auch längerfristig – durchsetzbar war. Urban VI. wollte alles und das sofort – bis heute keine guten Voraussetzungen für erfolgreiches politisches Wirken. Seine theokratischen Ansichten passten nicht mehr in die Zeit – und in den Augen der hochgebildeten Kardinalselite war er wohl auch intellektuell nicht recht satisfaktionsfähig. Das Kardinalskolleg jedenfalls sah sich in seiner Integrität bedroht. Wohl selten war ein Papstkandidat derart falsch eingeschätzt worden.

V. Probleme

Königreiche standen vor der Wahl: schlug man sich auf die Seite des römischen oder des avignoneseischen Vertreters? Oder versuchte man mit strikter Neutralität eine Form des verzweifelten Lavierens zwischen den Parteien? Durch die Neigung beider Päpste, großzügig Kirchenstrafen gegen ihren Konkurrenten und die ihm folgende Obödienz zu verhängen, vermischte sich Geistliches

zunehmend mit Weltlichem. Die Wiederherstellung der Einheit stand auf der Agenda der Päpste zwar ganz oben – Einheit wurde freilich als Sieg einer Partei über die andere verstanden. Doch je länger das Schisma andauerte, je stärker sich die administrativen Strukturen verfestigten, desto schwieriger wurde es, Einheit mit friedlichen Mitteln über den Verhandlungsweg zu erreichen.

Supranationale Institutionen wie die Orden litten ganz besonders unter der Spaltung der Christenheit. Die Dominikaner hatten zwei Generalmagister, die Franziskaner zwei Generalminister – in jedem Orden war die Einheit zerstört, das Postulat des „Ein Herz und eine Seele“ ad absurdum geführt. Die Dominikaner in Aragón und Navarra hielten beispielsweise zu Avignon, während ihre Mitbrüder auf der nahen Insel Mallorca sich zum Lager des römischen Papstes bekannten.

Ökonomisch wurde es für einige Berufsgruppen denkbar eng, man könnte gar sagen: Für sie war das Schisma lebensbedrohlich. Dazu gehörten etwa die Universitätsstudenten, insbesondere diejenigen der Theologie. Universitäten unterbreiteten den Päpsten, vor allem zu Beginn eines Pontifikats, Bittschriften in „Rollenformat“. Auf diesen „Rotuli“ konnten, wie bei der Pariser Universität regelmäßig der Fall, hunderte von Namen aneinandergereiht sein, für die eines erwirkt werden sollte: eine Pfründe, durch die die Studienfinanzierung sichergestellt werden konnte. Und natürlich ging es nicht nur um Pfründen für die universitären Clerici. Betroffen war im Grunde genommen jeder, der vom sprudelnden päpstlichen Benefizienquell profitieren wollte oder musste. Glücklicherweise konnten sich all diejenigen Bistümer oder Domkapitel schätzen, deren Mitglieder vor 1378 ernannt worden waren.

Vakanzen nach 1378 waren generell problembehaftet. Wie nun erst, als es mit zwei Päpsten auch zwei Königswede des Zugriffs gab. Wo sich zwei streiten, freut sich der Dritte: In dieser Gemengelage waren die lachenden Gewinner häufiger die Domkapitel selbst, denen es mehr als einmal gelang, ihre eigenen, weder von Rom noch von Avignon anerkannten Kandidaten zu platzieren. Und wenig überraschend ist auch die Erkenntnis, dass der Einfluss der jeweiligen Souveräne auf solche Stellenbesetzungen stieg. Kirchenpolitik ist stets auch Personalpolitik. Das Schisma trug dazu bei, dass das Papsttum wichtige Zugriffsrechte faktisch verlor. Häufig ging die Entscheidung über die Besetzung hoher kirchlicher Ämter gar ganz auf die Landesfürsten über.

Mit diesem personalen Element hängt ein Problem zusammen, mit dem vor allem die römischen Päpste zu kämpfen hatten: Ein Großteil des kompetenten Kanzleipersonals und ein Großteil der Archive war in Avignon verblieben. Mit Kardinal Pierre de Montereuc residierte der Vizekanzler selbst in Südfrankreich und wurde in seiner Funktion noch von Urban VI. bestätigt. Selbstverständlich fand sich Montereuc dann im clementinischen Lager wieder, schickte aber seinen Neffen Pons de Montereuc nach Rom, wo dieser zum Vizekanzler des römischen Papstes ernannt wurde. Nicht alle Verbindungslinien rissen ab. Aber tatsächlich brauchten die römischen Päpste lange, bis sie über einen ansatzweise schlagkräftigen administrativen Apparat verfügten. Die Zahlen sprechen für sich: vom Pontifikat Urbans VI. haben sich wenig mehr als drei Bände Kameralregister erhalten. Anders bei seinem Konkurrenten in Avignon: Für Clemens VII. sind 69 Bände Kommunique, 12 Kameralregister und 36 Supplikenregister überliefert.



© Zentralinstitut für Kunstgeschichte

*Dieses Detail stammt aus dem Fresko
Tod des Franziskus in der Bardi-Kapelle
Santa Croce in Florenz. Es entstand*

*wohl um 1325 nach der Rückkehr
Giottos in seine Heimatstadt.*

VI. Maßnahmen zur Beendigung des Schismas

Schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt diskutierte man über die Lösung des Schismas. Hatte man zunächst auf eine „biologische“ Lösung gehofft, verflüchtigte sich diese Hoffnung mit dem Tod Urbans VI. und der Neuwahl eines Nachfolgers rasch. Grundsätzlich standen drei Lösungsszenarien zur Diskussion: „Via facti“: die militärische Lösung; „Via cessionis“: der zeitgleiche Rücktritt beider Päpste; „Via concilii“: die Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, ein Konzil.

1. Die Ständeversammlung in Medina del Campo 1380/81: Die Ständeversammlung, auf der man unterschiedliche Berichte über die Entstehung des Schismas sammelte und diskutierte und damit den Versuch unternahm, Argumente für die Legitimität der einzelnen Prätendenten auf dem Papstthron zu formulieren, dauerte rund sieben Monate (November 1380 bis Mai 1381). 150 Zeugen lieferten 170 Aussagen. Die

Mehrheit gehörte dem Klerikerstand an und war deshalb fähig, Latein zu verstehen und zu schreiben. Die gestellten Fragen waren unterschiedlicher Natur, kreisten aber vornehmlich um die Frage, wie weit die Kardinäle bei der Wahl unter dem Druck der Römer gehandelt hatten. Diese Frage war von zentraler Bedeutung, war das entscheidende Argument der von Urban abgefallenen Kardinäle ja gerade der von den Römern unzulässig ausgeübte Druck. Folgte man ihrer Argumentationslinie, wurde Urban genau deshalb zum Eindringling, Usurpator und schismatischen Papst. Den Kardinälen kam bei ihren Aussagen eine Art anti-römischer Topos zu Hilfe, der in der Christenheit weit verbreitet und akzeptiert war: Römer sind schlecht, deshalb ist ihnen auch alles zuzutrauen. Tatsächlich ist es wohl so, dass der Sturm auf das Konklave erst einen Tag nach der (aus der Sicht Urbans und seiner Anhänger) korrekt vollzogenen Wahl erfolgte. Und auch die Gefährlichkeit des aufgetragenen Mobs auf dem Petersplatz erscheint

nach der Lektüre der Zeugenaussagen in anderem Licht. Sprachen die französischen Kardinäle von 10.000, ja gar von 30.000 aufgetragenen Römern, lieferten die Zeugen, darunter auch Römer, wohl eine sehr viel realistischere Einschätzung: sie gingen von rund 1000 Bewaffneten aus, was noch immer viel, aber eben nicht ganz so beängstigend ist. Ein Zeuge brachte es auf den Punkt: „Romani non sunt ita mali sicut dicitur“ (Die Römer sind nicht so schlecht, wie man gemeinhin behauptet). In Medina del Campo anwesend war auch ein Legat Clemens' VII., Pedro de Luna, der diplomatisch außerordentlich geschickt agierte und natürlich auch anti-römische Topoi verwendete – es war auch sein Erfolg, dass sich die Versammlung zugunsten Clemens' VII. aussprach. Eine Lösung „via cessionis“ oder „via concilii“ war damit vom Tisch. Der avignonische Papst blieb im Amt – und der Legat hatte sich für Höheres empfohlen: er sollte als Benedikt XIII. Nachfolger Clemens' VII. in der avignonischen Linie werden.

2. Frankreich und die Vorschläge zur Lösung des Schismas: Auch am französischen Königshof zeigte man sich über die Situation besorgt. Dem französischen König Karl VI., dem wegen fortgesetzter Wahnsinnsattacken das wenig schmeichelhafte Epitheton „der Wahnsinnige“ („le fou“) verliehen wurde, standen die brilliantesten Denker der damaligen Zeit – heute würde man sie Intellektuelle nennen – als Berater zur Seite. Sie machten noch immer das Renommée einer Institution aus, für die Paris seit Beginn des 13. Jahrhunderts berühmt war: die Universität. Und innerhalb der Universität war es insbesondere die theologische Fakultät, die noch immer einiges an Strahlkraft besaß. Zwar war sie im Laufe der ersten beiden Schisma-Jahrzehnte auch etwas unter die Räder gekommen, doch war ihr Einfluss nicht nur in geistlichen Dingen noch immer gewaltig.

Über den Teilnehmerkreis der vom französischen König Karl VI. einberufenen Versammlung von 1398, die im Entzug der Gefolgschaft gegenüber dem



Foto: akg-images

Graf Robert von Genf – gewählt von den aus Rom geflüchteten Kardinälen – bestieg als Clemens VII. 1378 den Papstthron und residierte ab 1379 in Avignon. Mit ihm begann das Große

Abendländische Schisma. In den Grandes Chroniques de France findet sich diese Buchmalerei, die seine Krönung zum Thema hat.

Avignon-Papst gipfelte, sind wir sehr gut informiert. Aufgrund der Schwere der Entscheidung waren die Teilnehmer nämlich verpflichtet, ihre Entscheidung schriftlich festzuhalten und zu begründen. 305 Personen meldeten sich dergestalt zu Wort. 71 Bistümer und 71 Abteien waren vertreten. Vertreter des hohen Klerus saßen neben Abgesandten der Universität, die ihre unbestrittene Autorität in Glaubensdingen zur Geltung brachte. Als Königsweg zur Lösung des Schismas wurde von ihnen die „via

cessionis“ begriffen: der gemeinsame Rückzug beider Päpste von ihrem Amt. Mit Benedikt XIII., der in der Nachfolge Clemens VII. 1394 gewählt worden war, glaubte man zunächst, einen Unterstützer dieser Position zu haben. Weit gefehlt: Benedikt alias Pedro de Luna, der dem aragonesischen Hochadel entstammte, entfaltete einen bemerkenswerten Starrsinn und beharrte trotz mancher zuvor geäußelter gegenteiliger Ansicht darauf, nicht zurücktreten zu können. Die Versammlung von

1398 handelte beherzt: der Entzug der Obödienz hatte schwerwiegende Folgen für Benedikt XIII. So war es ihm nicht mehr erlaubt, Steuern zu erheben oder Benefizien zu verleihen. Pfründen seiner Anhänger wurden gnadenlos konfisziert. Im Grunde griff man auf das Waffenarsenal eines Wirtschaftskriegs zurück, mit dem das finanzielle Ausbluten des Gegners bewirkt werden sollte.

Die Sache eskalierte: 19 Kardinäle verließen den Papst, der von französischen Truppen in seinem Palast belagert

wurde und jedes Vermittlungsangebot ausschlug. Die öffentliche Meinung, die in der „via cessionis“ ein erfolgversprechendes Heilmittel erblickt hatte, wandelte sich langsam. Insbesondere im Süden Frankreichs entstand um die Universität von Toulouse herum eine Fraktion, die sich wieder offen für Benedikt XIII. aussprach. Was die Vertreter der Versammlung von 1398 nämlich nicht weiter bedacht hatten, war die Rolle Bonifaz' IX., der in Rom die Nachfolge Urbans VI. angetreten hatte. Im univer-

sitären Pariser Milieu wurde es als skandalös empfunden, dass große Scharen französischer Pilger sich zum Heiligen Jahr 1390 nach Rom begaben und damit indirekt einen Papst anerkannten, der die Ausrufung des Heiligen Jahres allein deshalb zehn Jahre vorgezogen hatte, um daraus ein Maximum an Profit zu schlagen. An der römischen Kurie gestaltete sich die finanzielle Lage nämlich alles andere als rosig: bis zum eigentlichen Heiligen Jahr, das 1400 gefeiert werden sollte, konnte und wollte man nicht warten. Man brauchte das Geld der Pilger. In Avignon stellte sich die finanzielle Situation doch einiges günstiger dar. Nach der Belagerung des Papstpalasts wurde Benedikt XIII. in Haft gehalten, wobei der Terminus „Ehrenhaft“ die Sachlage besser beschreibt. Am 11. März 1403 gelang ihm jedoch die Flucht. In der Provence konnte er seine Position stärken und schließlich nach Avignon zurückkehren. Auch Kastilien und Frankreich kehrten zur avignonesischen Obödienz zurück. Die Initiative der Versammlung von 1398 war mehr oder minder ergebnislos verpufft.

3. Der Königsweg – Konzilien: 1409, nach über 30 Jahren „zerrissener Christenheit“, schien die Möglichkeit für eine Lösung des Konflikts gegeben. Motor der Bewegung waren die Kardinäle, die sich in Pisa zu einem Konzil zusammengefunden hatten. Immerhin 500 Kardinäle, Bischöfe, Äbte und Gelehrte waren der Einladung gefolgt. Die Frage, ob man zu einem solchen Tun legitimiert sei, stellte sich und wurde folgendermaßen beantwortet: „Dieses Konzil ist ein allgemeines Konzil“, „es repräsentiert die gesamte katholische Kirche und hat das Recht, als oberster Richter auf Erden über diese Angelegenheit zu erkennen, zu entscheiden und zu bestimmen.“ In Pisa kam man also ohne Autorität des Papstes und ohne diejenige des römischen Königs zusammen. Man wollte dort einen neuen Papst wählen und tat dies auch, hatte aber nicht mit der Beharrungskraft des römischen beziehungsweise avignonesischen Papstes gerechnet. Da beide sich trotz der Verurteilung als Schismatiker, Häretiker und Eidbrüchiger nicht zurückzogen, gab es nun also drei Päpste in der Christenheit. Papst Alexander V. (1409-1410), ein gebürtiger Kreter und bisher Erzbischof von Mailand, war fortan der Dritte im Bunde. Drei Herden folgten drei Hirten.

Was dies für die Akzeptanz der Kirche als von Gott eingesetzter Institution bedeutete, dürfte unmittelbar klar vor Augen stehen. Ulrich von Richenthal, der Chronist des Konstanzer Konzils, fasst die Situation wie folgt zusammen: „aus der verruchten Zweiheit wurde eine verfluchte Dreiheit von Päpsten“. Die kirchliche Autorität war dahin und lag in den Händen weltlicher Fürsten. So dramatisch die Situation sich nach 1409 institutionell auch gestalten mochte, eines war deutlich geworden: Dem Konzil gehörte die Zukunft. Es war das einzig verbliebene Mittel zur Lösung des Problems.

Der deutsche König Sigismund, seit 1410 im Amt, war es schließlich, der dazu ansetzte, den gördischen Knoten zu zerschlagen und die Wiedervereinigung der Kirche einzuläuten. Er überzeugte den zweiten Pisaner Papst Johannes XXIII. (1410-1415), ein Konzil einzuberufen, das sich mit Fragen der Kirchenreform auseinandersetzen sollte. Sigismund selbst lud dazu ein. Es war das von 1414-1418 in Konstanz tagende Konzil, durch das die Kirche ihre Einheit wiedererlangen sollte. Der Weg dorthin war alles andere als leicht, mussten doch drei Päpste auf ihr Amt verzichten. Zunächst lief alles wie gewünscht. Johannes XXIII. eröffnete am 5. November 1414 das Konzil, erreichte

jedoch europaweites Aufsehen, als er nur wenige Monate später als Stallknecht verkleidet versuchte, aus der Stadt zu fliehen und somit die Auflösung des Konzils zu bewirken.

Das Vorhaben misslang: Die Konzilsväter zeigten sich mehr oder minder beeindruckt und verabschiedeten das Dekret „Haec sancta“, dessen entscheidende Passage nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ: „Diese im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte, ein allgemeines Konzil darstellende und die streitende katholische Kirche vertretende Synode hat ihre Vollmacht unmittelbar von Christus; jeder beliebige, welchen Standes und welcher Würde auch immer, auch wenn es die päpstliche sein sollte, ist gehalten, ihr in dem zu gehorchen, was den Glauben und die Ausrottung des genannten Schismas betrifft.“

Das nennt man Konziliarismus. Bereits in dieser frühen Phase hatte Pierry d'Ailly, einer der hochgebildeten französischen Humanistenkardinäle, dafür gesorgt, dass nicht nur Kardinäle und andere hohe Kleriker, sondern auch die Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechts, Vertreter der Domkapitel und Gesandte der Fürsten Stimmrecht erhielten. Das Konzil leistete ganze Arbeit. Johannes XXIII. setzte man ab, Gregor XII. trat selbst zurück, nur Benedikt XIII. zeigte einmal mehr sein Beharrungsvermögen. Sigismund reiste an der Spitze einer großen Gesandtschaft selbst nach Perpignan, um dort mit Benedikt zu konferieren. Vergeblich. Der halbstarrige, von seiner göttlichen Erwählung überzeugte Mann, wurde schließlich von allen fallen gelassen und zog sich in seine Festung Peñíscola, auf halbem Weg zwischen Barcelona und Valencia gelegen, zurück. Ein Großteil der päpstlichen Bibliothek zog mit ihm. Dort spielte er bis zu seinem Tod 1423 noch Papst, ernannte gar weitere vier Kardinäle, ohne dass dies irgendjemanden wirklich interessiert hätte.

Durch ein weiteres, „Frequens“ genanntes Dekret sicherte man dem Konzil auch künftig einen zentralen Platz im Leben der Kirche. Man ordnete an, „dass von jetzt an allgemeine Konzilien so abgehalten werden, dass ein erstes vom Ende dieses Konzils innerhalb des Zeitraums von sieben Jahren und von da an von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beständig an solchen Orten abgehalten wird, welche der Papst einen Monat vor Beendigung eines jeden Konzils anzuordnen und zu ernennen verpflichtet ist.“

VII. Ergebnisse

Der größte Erfolg des Konstanzer Konzils bestand wohl darin, die Einheit der abendländischen Kirche wieder hergestellt zu haben. Dem dreiköpfigen Monster wurden die Häupter abgeschlagen. Dies bedeutete freilich keine Rückkehr zur alten Papstkirche, in der sich in der Person des Papstes die alleinige Macht bündelte. Die Konstanzer Dekrete „Haec Sancta“ und „Frequens“ stehen für ein neues ekklesiologisches Modell, das eine stärker kollegial-korporativ akzentuierte Kirchenverfassung favorisierte, in der der allgemeinen Synode und nicht mehr dem Papst die höchste Autorität zukam. Doch damit geriet der Bedeutungsgehalt der alten Körpermetapher einmal mehr ins Wanken. Wenn das Haupt nicht mehr über die Glieder herrscht, sondern die Glieder über das Haupt oder – im besten Falle – alle über alle herrschen, dann hatte eine hierarchisch gegliederte Papstkirche ein Problem.

Man einigte sich am 11. November 1417 auf einen neuen Papst – Kardinal Oddo Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Alle weiteren Fragen, die mit der Kirchenreform zusammenhängen, hatte man allerdings vertagt. □

Boccaccio und die Erfindung der Liebe

Christof Breitsameter

I.

Der Titel „Boccaccio und die Erfindung der Liebe“ muss auf zweifache Weise provozierend wirken. Denn man könnte zum einen entgegnen, Liebe müsse nicht erfunden, sondern nur gefunden werden. Die Formel von der „Erfindung der Liebe“ setzt sich mit der von Niklas Luhmann entfaltenen These auseinander, Liebe sei kein Gefühl, sondern eine Form der Kommunikation, die das Gefühl der Liebe allererst hervorbringen imstande sei, weil sie die Folgen organischer Ursachen zu deuten erlaube. Dabei sind es gerade die irritierenden Elemente und verwirrenden Ereignisse, die den Menschen dazu zwingen, in ihnen, gerade weil sie unabweisbar und unerklärlich sind, den Prozess der Kultur voranzutreiben und so jenen Reichtum an Sinn zu produzieren, der das Leben lebenswert macht. Man könnte der Formel von der Erfindung der Liebe zum anderen erwidern, sie suggeriere, Boccaccio habe die Liebe als Kulturthema entdeckt. Das in der Überschrift sorgsam gesetzte „und“ will diesen Eindruck gleichzeitig zerstreuen und verstärken, gibt es doch lange vor Boccaccio schon folgenreiche Diskurse über die Liebe, wenngleich mit Boccaccio eine gänzlich neue Sicht anhebt.

Das Neue, das Boccaccio bringt, lässt sich vielleicht am besten verstehen, wenn man auf einen Dichter blickt, auf den er sich bezieht, nämlich auf Dante. Besonders klar lässt sich dieser Einfluss an der einzigen Liebesgeschichte in Dantes Jenseitsreise zeigen, in der von Francesca und Paolo erzählt wird. Francesca wurde, wie es damals üblich war, verheiratet, und zwar mit einem Mann, der hässlich war und hinkte, jedoch einen schönen Bruder, eben Paolo, hatte (erkennbar ist Hephaistos dafür Vorbild). Der warb im Dienste seines Bruders um die Hand Francescas, wobei er sie allerdings über seine Identität täuschte. Und Francesca berichtet, wie sie und Paolo eines Tages allein waren und einen Liebesroman lasen, wie sie darauf von unwiderstehlichem Begehren zueinander ergriffen wurden und sich nach dem literarischen Vorbild küssten. Da war es um sie geschehen: an jenem Tag lasen sie nicht weiter, so lautet die berühmte Formulierung. Beide wurden, so endet die Erzählung – des Ehebruchs wegen, zu dem ihre Liebe sie geführt hat – vom Schwert des betrogenen Ehemannes durchbohrt.

Dante, der diese Erzählung auf seiner Reise durch das Inferno vernimmt, ist ergriffen und antwortet zunächst mit einer wortlosen Geste: Er senkt den Kopf und bleibt stumm stehen; wenig später jedoch wird er aus Mitleid mit dem leidenden Liebespaar ohnmächtig. Die paradoxe Erfahrung, dass ein Paar seiner Liebe wegen bestraft wird, spitzt sich so zu, dass er dafür nicht nur über kein Wort, sondern auch über keine Gebärde mehr verfügt. Spektakulär ist hier nicht die Geschichte zweier Liebender, die ihrer verbotenen Liebe wegen getötet wurden, das wäre in der damaligen Zeit nicht außergewöhnlich erschienen. Ungewöhnlich ist das Verhalten Dantes: Nach dem Glauben seiner Zeit muss er die beiden ins Inferno setzen, mit seinem Gefühl hingegen spricht er die Verdammten frei, jedoch ohne Wort und ohne Geste. Anders gesagt: Dante tritt, wie Kurt Flasch gezeigt hat, indem er



Prof. Dr. Christof Breitsameter, Professor für Moraltheologie an der LMU München

sprach-, ja bewusstlos wird, als ein urteilendes Subjekt ab, dem die strenge Bestrafung einer durch Liebe entzündeten Leidenschaft unfassbar ist.

Für Dante war Liebe noch die Kraft des Aufstiegs zum höchsten Gut, ein Nachklang der antiken und mittelalterlichen Theorie der Liebe, und er hat diese Vorstellung in einer Vision beschworen, einem Traum, in dem er Beatrice, seine Geliebte, sieht, kaum verhüllt durch ein blutrotes Tuch, in der Hand das glühende Herz des Liebenden, und ihr wird befohlen, sein Herz zu essen. Dies geschieht, und Beatrice steigt zum Himmel auf. Durch dieses Thema des Aufstiegs ist die Eucharistie als Liebesmahl gedeutet und mit der Himmelfahrt der Geliebten, nach dem Vorbild der Gottesmutter, verknüpft – ein Ritual der (himmlischen) Liebe wird zum Vorbild für die irdische Liebe.

„Amor“ und „caritas“, so könnte man das Neue dieser dichterischen Vision Dantes kennzeichnen, widersprechen sich nicht, wie die christliche Tradition lange gesagt hatte, sie gehen auseinander hervor. Dante selbst nennt den Text ein Erinnerungsbuch an das christliche Liebesmahl und an die eigene Liebesgeschichte, sodass sinnliche Liebe und Gottesliebe auf bislang unerhörte Weise (denn seine Geliebte wird als Frau von berückender Schönheit vorgestellt) miteinander verschmelzen und zugleich unwiderruflich getrennt erscheinen. Göttliche und menschliche Liebe werden als miteinander unvereinbar und zugleich als unauflöslich verbunden dargestellt.

II.

Bei Boccaccio ist dieser metaphysische Aufstieg nicht mehr zu erkennen. Das wird an jener Novelle deutlich, die das schon von Dante nicht theologisch verstandene, sondern poetisch gewendete Motiv der Eucharistie aufgreift. In dieser neunten Novelle des fünften Tages wird das Speiseopfer im Liebesmahl zitiert, wie es Christus mit den Jüngern beging. Die literarische Urszene dieser Beziehung zwischen Eucharistie und erotischer Vereinigung hat zwar, wie wir

sahen, Dante gestiftet. Aber es deutet sich bei Boccaccio doch ein wichtiger interpretatorischer Umschwung an, denn das Liebesmahl errettet nun nicht mehr, wie die theologische Tradition (und auch Dante als Dichter noch) sagte: Federigo degli Alberighi verehrt Monna Giovanna, die verheiratet ist. Er verschwendet in der Form ritterlicher Huldigung sein Vermögen für sie und behält zuletzt nichts weiter übrig als seinen Jagdfalken, Zeichen adeliger Lebensart. Monna Giovanna wird Witwe. Federigos Liebe jedoch bleibt unerwidert. Monna Giovannas Kind, ein halbwüchsiger Knabe, freundet sich mit Federigo, als einer Art ritterlichen Mentors, an und jagt mit dessen Falken. Der Knabe erkrankt, und sein Wunsch, dessen Erfüllung ihm das Leben retten soll, so will es die Erzählung, ist der Besitz des Jagdfalken, der Federigo als einziges noch geblieben ist. Als Monna Giovanna Federigo besucht, um ihn um den Falken zu bitten, setzt ihr der Gastgeber, wie es der ritterliche Anstand verlangt, den Falken vor, das Einzige, das ihm geblieben ist. Als Monna Giovanna ihre Bitte äußert, bricht Federigo in Tränen aus, weil er erkennt, dass er das Leben ihres Kindes nicht retten kann. Es bleibt das tragische Paradox, dass das einzige Zeichen, das die Rettung hätte bringen können, in eben dieser Situation vernichtet wird, die im Gestus bedingungsloser Schenkungsbereitschaft ablesbare vollkommene Freigebigkeit des Ritters also genau jenes Ereignis verhindert, auf dessen Verwirklichung sie aus ist. Kurz darauf tritt der Tod des Kindes ein.

Die Liebe wird hier aller religiöser Vorbedingungen entkleidet, sie steht für sich. Dies wird auch dadurch deutlich, dass die Bereitschaft, für die Liebe zu Monna Giovanna das eigene Vermögen zu opfern, noch durch die Hingabe des Falken übertroffen wird, eine Geste, die nichts bewirkt. Es ist für Federigo gleichzeitig das denkbar größte Opfer, das er bringen kann und das nur in einer „Ökonomie der Liebe“ verstehbar ist. In der traditionellen Sicht zeugt dieses Verhalten vom exzessiven und unvernünftigen Charakter der Passion, die negativ beurteilt wird, während sie bei Boccaccio (im Zeichen des Liebesmahls) eine positive Wertung erfährt. Wenn Federigo in Tränen ausbricht, ist dies ebenfalls Ausdruck von Unbeherrschtheit, die seiner Liebe allerdings erst den ihr zukommenden Raum und Rang gewährt. Und es ist schließlich Zeichen der Unvernunft, als Monna Giovanna, von ihren Brüdern deswegen gerügt, am Ende den verarmten Federigo heiratet. Damit ist die Liebe nicht nur jedes religiösen, sondern auch jedes metaphysischen Vorurteils, wie wir es seit Platon und Aristoteles kennen, beraubt. Ihr wird eine Urteilskraft *sui generis* zugestanden. Sie wird, könnte man auch sagen, als Gefühl freigesetzt.

Zugleich wird in dieser Novelle, da alle der Liebe fremden Motive aussondert werden, die Freiheit der Entscheidung, die von den Liebenden nun erwartet wird, zum Ausdruck gebracht: Sie findet ihre eigenen Gründe, sie bewegt Monna Giovanna ja zunächst dazu, dem Werben Federigos zu widerstehen, dann, ihm nachzugeben, allerdings wiederum nicht aus ökonomischen Motiven, sondern, im Gegenteil, aus der Ökonomie der Liebe heraus, und sie veranlasst Federigo, die freie Zurückweisung seiner Liebe und ihre freie Erwidern (die als solche erst im zweiten Schritt erkannt werden kann) zu respektieren, was schließlich als sein größtes Opfer (noch über die Dreingabe seines Vermögens sowie seines Falkens hinaus) angesehen werden muss. So übertrifft Boccaccio alle Vorstellungen der höfischen Liebe (die aus Höflichkeit

verzögerte Bitte der Frau sowie die Ausrichtung des Gastmahls sind ja zeremonieller Ausdruck dieser Lebensart), deren Ziel es war, die geliebte Frau für sich einzunehmen und für ihre Liebe zu kämpfen, wobei genau darin bereits Ansätze für die Entscheidungsfreiheit der Frau erkennbar werden. Dies kommt auch darin zum Ausdruck, dass im am Ende der Erzählung erreichten „state of hapiness“ nicht nur ideelle (wie es die höfische Liebe will), sondern auch materielle (allerdings nun von jedem Kalkül gereinigte) Gesichtspunkte berücksichtigt, also eingeschlossen werden können, gerade weil sie längst schon ausgeschlossen sind. Hier muss selbst das Wort von der Ökonomie der Liebe revidiert werden, weil die Liebe selbst noch in einer solchen Polarisierung im Bannkreis der Ökonomie verbliebe.

III.

Liebe, so könnte man bilanzieren, erscheint hier nicht länger als metaphysisches Weltgesetz und Aufstieg zu Gott. Diesen neuen, von religiösen und metaphysischen Präjudikativen gereinigten Begriff der Liebe hat Boccaccio durch die folgende Erzählung noch weiter betont: Der florentinische Kaufmann Filippo Balducci zog sich nach dem Tod seiner Frau mit seinem zweijährigen Sohn von allen Geschäften zurück und lebte fortan als frommer Einsiedler. Als sein Sohn das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, glaubte der Vater, die religiöse Erziehung des Kindes sei so gefestigt und die Enthaltensamkeit, die der Vater übte, für den Heranwachsenden so natürlich, dass er ihn mit in die Stadt Florenz nehmen könne. Als dieser die Paläste, Häuser und Kirchen sah und aus dem Staunen nicht herauskam, fragte er nach dem Namen der ihm unbekanntes Dinge. Als sie eine Gruppe schöner junger Frauen erblickten, hielt der fromme Vater den Sohn an, er möge zu Boden schauen und sie nicht ansehen, weil sie des Teufels seien. Auf die Frage des Jungen, wie man sie denn nenne, antwortete der Vater, um das Begehren seines Sohnes nicht zu reizen, statt ihren richtigen Namen zu verwenden: Sie heißen Gänse. Als der Junge nun nur noch eine solche Gans haben wollte, antwortete der Vater, das seien schlechte Dinge. Der Sohn wunderte sich: Sehen schlechte Dinge so aus? Da begriff der Vater, dass die Natur mächtiger war als sein Verstand, und er bereute, ihn mit nach Florenz genommen zu haben.

Das sexuelle Begehren, so diese Novelle, kann die Autorität der Natur für sich in Anspruch nehmen. Gegen das Naturrecht, das auf die Beschränkung dieses Begehrens aus war, muss das natürliche Recht auf sinnliche Liebe verfochten werden. Anders gesagt: Das sexuelle Begehren wird nunmehr als integraler Bestandteil der Liebe selbst beschrieben. Zu beachten ist freilich, dass die Aussage, der Macht der Liebe könne keiner widerstehen, traditionell und keineswegs neu zu nennen ist. Allerdings ist die bei Boccaccio artikulierte Vorstellung, der Drang der Liebe, das sexuelle Verlangen, sei eine Kraft der Natur, das sich dem moralischen Urteil entziehe, insofern neu, als damit, wie schon angedeutet, die traditionelle Auffassung einer normativ bedeutungsvollen Natur verabschiedet wird. Moralisch ist es gerade, der Natur zu folgen, ihr nachzugeben, nicht widernatürlich zu handeln, wie der Vater es von sich und seinem Sohn verlangt. Wenn dem Sohn die Namen der Dinge gegeben werden, erinnert das an den Schöpfungsakt, und zwar an den Zustand des Menschen vor dem Sündenfall. Anders als in der Schöpfungserzählung wird den Frauen hier ein Name gegeben, der allerdings

falsch ist. Damit wird eine Moral, die das natürliche Begehren unterdrückt, das die Witwenschaft preist und die Wiederheirat abwertet oder verbietet, als unnatürlich und damit falsch bezeichnet.

Um die Betonung der Schönheit zu verstehen, muss man außerdem beachten, dass die mittelalterlichen Theologen zwischen primären und sekundären Ehemotiven unterschieden hatten. Primäre Motive, eine Ehe einzugehen, waren das Hervorbringen von Nachkommen und die Vermeidung von Untreue, mit einem Wort: die Erzeugung legitimer Erben. Sekundäre Ehemotive wurden in ehrenhafte und unehrenhafte Motive eingeteilt: ehrenhafte Motive waren die Versöhnung von Feinden und die Wiederherstellung des Friedens; ein unehrenhaftes Motiv war die Schönheit einer Frau, weil sie die Vernunft eines Mannes zu betäuben in der Lage ist – in der traditionellen Sicht ein unhaltbarer Zustand, galt es doch, stets Herr über sich selbst zu bleiben. Nun wird Schönheit bei Boccaccio nicht nur als ehrenhaftes Motiv bezeichnet, es wird sogar

Moralisch ist es gerade, der Natur zu folgen, ihr nachzugeben, nicht widernatürlich zu handeln, wie der Vater es von sich und seinem Sohn verlangt.

zum primären Motiv, weil sich an ihr die Liebe entzündet. Damit wird die vielleicht weitreichendste Konsequenz dieser Novelle berührt: Die Schönheit der Frauen ist kein Grund für die Ehe, da hatten die mittelalterlichen Theologen recht, aber sie ist ein Motiv für die Liebe. Über viele Jahrhunderte hinweg war die Ehe die Voraussetzung für die Liebe zweier Menschen gewesen, ohne sie, die Ehe, gab es nur verbotene Liebe; mehr und mehr wird nun – umgekehrt – die Liebe zur Voraussetzung für die Ehe. Nun gilt: eine Ehe ohne Liebe ist moralisch fragwürdig. Ehen werden durch die Liebenden selbst (und nur durch sie) gestiftet.

Die Schönheit scheint somit auf den ersten Blick als Ursache für die Liebe beschrieben zu sein. Zutreffender müsste man jedoch sagen: Der Impuls, der von ihr ausgeht, erzeugt das sexuelle Verlangen, das – unterscheidbar, wenn auch unauf löslich – mit der Liebe geweckt wird. Will man im Schema von Ursache und Wirkung bleiben, so ließe sich formulieren: die Schönheit der Frauen ist Ursache für das sinnliche Begehren, sie ist allerdings zugleich Folge der Liebe. Wenn die Schönheit Folge der Liebe ist, kann das als Hinweis dafür verstanden werden, dass die Liebe keines Grundes außer ihrer selbst bedarf: die Liebe rechtfertigt sich selbst. So wird die Natur als normative Grundlage für die Formung von Sexualität und Liebe abgewiesen: die Natur wird nur noch als Kausalzusammenhang und deshalb allein deskriptiv, nicht mehr präskriptiv behandelt; als normatives Konzept fungiert nun allein die Selbstreferentialität der – als sinnlich gedachten – Liebe. Denn Liebe kann sich nur sinnlich (sich an ihr freudend oder an ihr leidend) auf sich selbst beziehen. Auf diese Weise wird die Liebe gegen die Ehe, die durch das Recht geregelt werden kann, abgehoben: Liebe entsteht ja erst da, wo das, was zurecht verlangt werden kann, transzendiert wird; die Ehe hingegen kann an Bestimmungen des Rechts, die ihre Entstehung oder ihre Auflösung erlauben oder verhindern, gebunden werden. Pointierter formuliert:

Die Liebe findet ihre Gründe in sich selbst, nicht in der Ehe.

Das schien zu sagen, dass Boccaccio die Liebe im Gegensatz zu Dante als rein „natürlichen“ Vorgang auffasse. Um Boccaccios Konzept der Liebe zu begreifen, ist es freilich notwendig, dieses Vorurteil zu korrigieren. Zwar ist es richtig, dass Boccaccio die Liebe nicht nur als poetische Leidenschaft kennt, sondern dass sein Naturbegriff – genau wie der des Aristoteles oder des Thomas von Aquin – eine unübersehbare biologische Komponente hat. So kommt die Natur des Menschen insofern zu ihrem Recht, als man sie aller normativen Bedeutsamkeit entkleidet, man kann auch sagen: die Natur findet zu ihrem Recht, indem das Naturrecht entthront wird. Was aber kommt stattdessen?

IV.

Eine weitere Geschichte, die siebte, die am sechsten Tag erzählt wird, soll diese Wandlung noch einmal bekräftigen. Madonna Filippa aus Prato wird von ihrem Mann Rinaldo beim Ehebruch mit Lazzarino überrascht. Rinaldo möchte den Tod seiner Frau, so wie es das Gesetz vorsieht. Er klagt deshalb. Man empfiehlt der Frau, sie möge sich rechtzeitig retten. Doch Filippa ist stolz auf ihre Liebe und will vor Gericht erscheinen. Der Richter will ihr mit dem Hinweis entgegenkommen, sie solle den Vorwurf, der gegen sie erhoben wird, bestreiten, denn dann könne er sie nicht verurteilen. Doch die Frau, stolz auf ihre Liebe, verschmäht auch dieses Angebot. Genau dadurch wird die gesellschaftlichen Ordnung, die den Rahmen für die Geschichte bildet, in Frage gestellt: Der Richter gerät in eine Spannung zu dem Gesetz, das er zu vertreten hat, also ist das Gesetz selbst bereits nicht mehr selbstverständlich gültig. Das veranlasst Madonna Filippa zu einer Rede über die Gesetze und über die gesellschaftliche Stellung der Frauen. An Verurteilung will danach keiner auch nur denken, und man ändert unter dem Eindruck dieser fulminanten Rede das Gesetz. Die Normen über Ehe und Treue sind, so lautet Filippas Vorwurf, allein von Männern gemacht. Frauen waren bei ihrer Entstehung nicht beteiligt, sie haben nicht mitberaten und nicht mitgestimmt, sie sind nur Objekte, nicht auch Subjekte dieser Bestimmungen. Deswegen können diese Gesetze für Frauen keine Gültigkeit beanspruchen.

Damit wird der alte Grundsatz „quod omnes tangit ab omnibus approbati debet“ aufgenommen, der im 12. und 13. Jahrhundert besondere Bedeutung für das Recht gewonnen hat. Doch erst die Konsequenz, die aus dieser Aussage gezogen werden kann, macht die aufklärerische Pointe der Argumentation deutlich. Bei der Begründung von Normen wird nicht auf ein göttliches Gesetz und auch nicht auf die menschliche Natur als normative Instanz zurückgegriffen. Was an Regeln für Menschen normative Geltung entfalten kann, ist allein von Menschen gesetzt, und die Menschen sind mit Blick auf die Setzung der Regeln gleichberechtigt, ob sie nun Frauen oder Männer sind (und, wie man mit Blick auf andere Novellen Boccaccios sagen müsste, gleichgültig, welchen Standes sie sind), also müssen alle beteiligt sein, wo Gesetze in Kraft gesetzt werden. Menschen unterwerfen sich selbst und gegenseitig Gesetzen, so lautet die Schlussfolgerung.

Vor Gericht fragt Filippa ihren Mann, ob sie ihm ein jedes Mal, da es ihm gefallen habe, ganz und gar zu Willen gewesen sei. Tatsächlich räumt Rinaldo ein, dass seine Frau ihm alles gewährte, was er begehrte. Was soll also, so endet Filippa, mit dem Rest, der ihr bleibt,



Die Feuerprobe vor dem Sultan – Fresko in der Oberkirche von S. Francesco in Assisi – stellt eine der wichtigsten Begebenheiten in der Heiligenlegende

© Zentralinstitut für Kunstgeschichte
des Franziskus dar. Die perspektivische
Darstellung der abgebildeten Bauten ist
klar zu erkennen.



Das Porträt des Giovanni Boccaccio ziert eine Ausgabe des „Decamerone“, die 1542 in Venedig verlegt wurde.

Foto: akg-images

geschehen? Anstatt ihn den Hunden vorzuwerfen, gibt sie ihm dem Mann, der sie mehr liebt als sich selbst. Mit dieser Geschichte wird zügellose Triebhaftigkeit, die man ja üblicherweise der Frau unterstellte, dem Mann attestiert, während Filippa für sich leidenschaftliche Liebe auch jenseits der Ehe geltend machen kann. Auch wenn in der damaligen Gesellschaft eine Liebe ohne Ehe als verboten, eine Ehe ohne Liebe hingegen als legitim erscheint, ist der sittliche Anspruch doch genau gegenläufig zu formulieren. Passionierte Neigung und eheliche Pflicht werden einander nicht gegenübergestellt („mehr als sich selbst liebt“), sondern in ein Verhältnis der Legitimität jenseits der Legalität gebracht: Ehe hat in Liebe zu gründen. Die Geltung von Gesetzen kann nicht unabhängig von der empirischen Welt, nämlich von den Bedürfnissen der Menschen, die ihnen unterworfen sind, festgelegt werden. Wo ein Gesetz allen

Beteiligten Vorteile, zumindest keine Nachteile bringt (genauer: wo es mindestens eine Person besser stellt, ohne gleichzeitig eine andere schlechter zu stellen), kann es als legitim gelten. Das bedeutet, dass die Gesellschaft sich selbst als eine Vereinigung von Menschen versteht, die, frei und gleich, sich ihre Gesetze selbst geben. Recht und Moral werden unterschieden, denn was hier Recht ist, ist nicht moralisch. Das, wenn man so will, gelebte Recht sah Strenge nur für die Untreue der Frau, nicht für die Untreue des Mannes vor, das erlebte Recht kann sich damit nicht einverstanden erklären. Boccaccio will damit sagen, dass Treue nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern zu fordern ist. Ehegesetz kann man einseitig gestalten, Liebe hingegen fordert gegenseitige Treue. Liebe entlarvt einseitige Gesetze als defizitär, sodass sie in dieser Form nicht länger verpflichten. Verpflichten könnten sie nur, wenn sie

allseitig binden. Es geht also gerade nicht um Willkür, denn hier ist das Gesetz willkürlich, die moralische Kritik am Gesetz hingegen ist gerade das Gegenteil von Willkür. Und: Eine Ehe kann gebrochen und der Ehebruch vor Gericht gebracht, Liebe jedoch – genau genommen – nicht verraten werden.

An dieser Stelle könnte man die Verhältnisse, die mit Blick auf die biblische Zuordnung von Gesetz und Liebe bestehen, umkehren: Nicht das Gesetz wird zur Liebe, dann nämlich, wenn es vollkommen realisiert wird, vielmehr wird die Liebe zum Gesetz, wenn sie vollkommen sein will. Denn sie kann ihren exzessiven Charakter als Liebe nur bewahren, wenn ihr in jedem Augenblick die volle Zustimmung derer sicher ist, denen diese Liebe gilt. Wie freilich soll die Kontrollierbarkeit des schlechthin Unkontrollierbaren gesichert werden können? Eben dadurch, dass die Liebe dem Gesetz Raum gibt,

genauer, dass sie das von außen kommende Gesetz beseitigt und es zu ihrem Gesetz, zum Gesetz der Liebe, werden lässt. Es ist das Gesetz, das nicht von außen auferlegt wird, sondern von innen bindet. So ist die Liebe kein Rest, der vor dem Blick des Gesetzes verborgen gehalten werden müsste: Das Gesetz, das von innen verpflichtet, hebt die Liebe auf, es ist vollkommene Liebe. Kant wird dies später in den Gedanken kleiden, dass der Mensch unabweisbar Gesetzen unterworfen ist, gerade weil sie ihm weder ein Gott noch die Natur vorschreiben. Gott und der Natur kann man sich widersetzen, doch wer dürfte sich selbst den Gehorsam verweigern? Unter einem solchen Gesetz wird jeder sein eigener Richter.

V.

Blicken wir auf eine letzte Geschichte, die achte des achten Tages. Sie handelt von einem jungen Mann, Spinelloccio Tavena, der in Siena mit seiner Frau lebt und mit Zeppa di Mino befreundet ist, der seinerseits mit einer schönen jungen Frau verheiratet ist. Spinelloccio beginnt eine Liebschaft mit der Frau seines Freundes. Als dieser davon erfährt, sinnt er auf Vergeltung. Seine Pläne sehen vor, dass seine ehebrecherische Frau ihren Liebhaber, bevor ihr Ehemann, der zum Schein außer Haus gegangen ist, beide in flagranti ertappen kann, in einer Truhe versteckt. Der betrogene Mann führt nun Spinelloccios betrogene Frau in das Zimmer, klärt sie über alles auf, und schwört, sich blutig zu rächen, es sei denn, die Frau sei bereit, die Angelegenheit auf eben jene Art und Weise wieder in Ordnung zu bringen, auf die ihr Mann sie in Unordnung gebracht hat. Der Plan wird auf der Truhe, unmittelbar über dem dort Eingeschlossenen, ausgeführt. Als schließlich die Frau des Mannes, der auf Vergeltung aus ist, die Truhe öffnet, ist, so Boccaccio, schwer zu sagen, wer von beiden sich mehr schämte, ob Spinelloccio, als er bemerkte, dass Zeppa wusste, was er getan hatte, oder die Frau, die ihren Mann erblickte und einsah, dass er mitbekommen haben musste, was über seinem Kopf vorgegangen war. Am Ende aßen alle einträchtig miteinander. Und von dieser Stunde an hatte jede der beiden Frauen zwei Männer, und jeder der beiden Männer zwei Frauen, ohne dass es deswegen jemals Streit zwischen ihnen gegeben hätte.

Nicht der „ménage à quatre“ wird hier das Wort geredet, das Erstaunliche ist vielmehr, dass die Rache nicht vollzogen, dass nicht getötet, nur Vergeltung geübt, weil geliebt wird. Im Gegensatz zur vorhin erläuterten Novelle, die innerhalb institutionalisierter Normen spielt, nämlich vor Gericht, wird hier, so Peter von Matt, jede Institution ausgespart. Die Protagonisten richten sich autonom, ohne Rücksicht auf geschriebene oder ungeschriebene Gesetze ein. Entschieden wird nicht die Frage, ob ein „ménage à quatre“ etwas Besseres sei als das konventionelle Leben zu zweit, entscheidend ist vielmehr die Tatsache, dass die in eine gesellschaftliche Institution Eingebundenen stärker sein können als diese Institution, weil sie die Institution verändern können, sobald die Idee der Menschenwürde, mit einem anderen Wort: von gegenseitigem Konsens dies nahelegt. Liebe zu dritt oder zu viert (von einer sexuellen Komponente ist in dieser Utopie keine Rede), Rollentausch im Sinn einer Übernahme der Perspektive des je Anderen, die Disposition über den eigenen Körper ohne religiöse oder naturrechtliche Beschränkungen (erlaubt ist, was den Konsens der Akteure findet, und vernünftigerweise gelten deshalb für einen Akteur nur da Handlungsbeschränkungen, wo

einem anderen Akteur Schaden droht), damit sind wichtige aufklärerische Gedanken vorweggenommen. Der ursprüngliche Zustand wird hingegen als unmenschlich, als die menschliche Natur depravierend, hingestellt, Spuren, die zu Kant und Rousseau führen. Wenn Boccaccio von dem, was in der Tradition Begehrensliebe heißt, zu dem, was dort Freundschaftsliebe genannt wird, stillschweigend übergeht, also übergangslos von sexuell basierten wie kooperativen Beziehungen spricht, kommt dadurch zum Ausdruck, dass er beide Ausdrucksformen der Liebe auf eine einzige normative Basis stellt, in

Für die Liebe zählt nur die Liebe, nichts anderes, sie konstituiert eine eigene Welt.

der, wie wir noch genauer sehen werden, das Begehren oder Bedürfnis innerhalb der Spielräume, die Regeln geben, seinen Raum findet. Die Protagonisten stellen ihr gleichberechtigtes Streben nach dem Glück unter eine gemeinsame Regel. Zugleich enthält diese Einstellung, weil alle Beteiligten sich selbst als solche autonomen Akteure begreifen, die Aufforderung an den anderen, sich zu beschränken, um den Freiraum des jeweils anderen offenzuhalten.

Hegel prägte diese Vorstellung in einem Satz, den man als die vielleicht dichteste Bestimmung der Liebe auffassen könnte: „Sie anerkennen“, so schreibt er, „sich als gegenseitig sich anerkennend“. Dem Individuum wird in diesem Verständnis zugestanden wie zugemutet, seine eigene Welt zu entwerfen: es wird zum Subjekt seiner Welt. Zwei Individuen sind deshalb zwei Welten. Die Frage nach der Möglichkeit von Liebe zwischen autonomen, nämlich als Träger von Weltentwürfen verstandenen Individuen geht mit dem Problem um, dass jede Weltsicht einzigartig und unvertretbar, eben subjektiv ist und als solche und nicht als Objekt in der Weltsicht einer anderen Person vorkommen soll. Was nicht mittelbar, weil unteilbar ist, nämlich Individualität, soll geteilt werden können.

Liebe, als reflexives Bewusstsein freigesetzt, anders gesagt: als autonom behandelt, richtet sich somit nicht auf die Liebe des anderen (und noch weniger auf den anderen), sie richtet sich vielmehr auf sich selbst, sie ist ihr eigenes Medium: Lieben des Liebenden. Für die Liebe zählt nur die Liebe, nichts anderes, sie konstituiert eine eigene Welt. Aber eben doch eine Welt, in der der andere als der Geliebte vorkommen kann, eine „gemeinsame Sonderwelt“. Was man als Reflexivität oder besser noch: als soziale Reflexivität der Liebe bezeichnen kann, ist mehr als sich einfach bewusst zu werden, dass man liebt und geliebt wird. Es ist ein Bewusstsein davon, dass man gleichzeitig sich als Liebenden wie Geliebten und darin den anderen als Liebenden und Geliebten liebt. Die Liebe bezieht sich auf ein Ich und ein Du nur insofern, als sie sich als Liebende wechselseitig konstituieren. □

„hauptstat unsers Landes ze Beyrn“ – Straubing unter den Herzögen von Bayern-Straubing-Holland

Dorit-Maria Krenn

Tulpen, Käse, Windmühlen, Meer und Grachten – Brezen, Leberkäs, Wald, Fluss und Gäu: Ungefähr 800 Kilometer liegen zwischen den Niederlanden und Niederbayern. Auf den ersten Blick haben die beiden Landschaften nicht viel gemeinsam. Und doch kann man in der Kirche St. Jakob in Straubing einem Mann in holländisch-burgundischer Mode begegnen, auf der gotischen Grabplatte des Kaufmanns Ulrich Kastenmayr. Umgekehrt grüßen zum Beispiel in der Oude Kerk von Delft die vertrauten weißblauen Rauten aus den Kirchenfenstern. Fast 75 Jahre lang, von 1353 bis 1425, gingen die heute niederländischen Provinzen Nord- und Südholland, Seeland und Friesland, das belgisch-französische Hennegau und ein Teil Niederbayerns ein Stück des Wegs gemeinsam: im „Herzogtum Bayern-Straubing-Holland“.

I. Entstehung des Herzogtums

Wie kam diese ungewöhnliche Verbindung zwischen Nord und Süd im mittelalterlichen Europa zustande? Ludwig IV., römischer Kaiser, deutscher König und wittelsbachischer Bayernherzog, betrieb eine energische Hausmachtspolitik. So wurden unter seiner Herrschaft die Mark Brandenburg und die Grafschaft Tirol wittelsbachisch. Als im September 1345 Wilhelm IV., der letzte Graf von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, starb, griff Kaiser Ludwig auch hier zu. Er hatte in zweiter Ehe Margaretha, die älteste Schwester Wilhelms, geheiratet. Sie erbte nun nicht nur Hennegau, ein Lehen des Bistums Lüttich, sondern ihr Mann übertrug ihr auch die Reichslehen Holland, Seeland und Friesland. Nach dem Tod Ludwigs kam es 1349 unter seinen sechs Söhnen zur zweiten großen bayerischen Landesteilung. Ludwig V. wurde zusammen mit Ludwig VI. und Otto V. Oberbayern, Brandenburg und Tirol zugesprochen. Stephan II., Wilhelm I. und Albrecht I. erhielten Niederbayern.

Bereits am 3. Juni 1353 teilten diese drei aber im Regensburger Vertrag „irland, ir lewt, pirlg, stet und gemainleichen all ir gült, die zu dem Nidern Bayern gehören“ unter sich auf. Stephan wurde Herrscher im südwestlichen Teil Niederbayerns mit Landshut als Residenzstadt. Den nordöstlichen Teil Niederbayerns mit Straubing als Zentrum bekamen seine Halbbrüder Wilhelm und Albrecht, die zudem als Erben der mütterlichen Länder Hennegau, Holland, Seeland und Friesland galten. Das Herzogtum „Niederbayern-Straubing-Holland“ beziehungsweise „Bayern-Straubing-Holland“ war begründet.

Das neue Herzogtum war ein zersplittertes Territorium. Es bestand im Norden aus dem agrarisch bestimmten Hennegau und den Küstengrafschaften Holland und Seeland, deren Aufstieg zu einer See- und Handelsmacht sich gerade anbahnte. Hier lagen aufstrebende Städte wie Amsterdam, Delft, Rotterdam, Gouda, Haarlem, Dordrecht, Leiden oder Middelburg. Dazu kam noch die Herrschaft (West)Friesland.

Der bayerische Teil des neuen Herzogtums zog sich an der Donau entlang von Kelheim, Straubing nach Vilshofen



Dr. Dorit-Maria Krenn, Leiterin des Stadtarchivs Straubing

und Schärding, umspannte den Bayerischen Wald (Cham, Furth im Wald, Kötzting, Viechtach, Regen) und dehnte sich nach Simbach, Landau an der Isar, Dingolfing und Langquaid aus. Zum Herzogtum gehörten auch der Herzogshof, die Münze und die Juden zu Regensburg. Es war ein überwiegend fruchtbares Bauernland, durch das sich wichtige Verkehrs- und Handelswege zogen.

Wilhelm und Albrecht regierten zwar gemeinsam, teilten sich die Arbeit aber gewissermaßen auf: Wilhelm konzentrierte sich auf den Norden, was auch seine Heirat mit der englischen Königin-Mechtild von Lancaster unterstrich, und überließ seinem jüngeren Bruder Albrecht die Regentschaft in Niederbayern. Albrecht richtete sich auf die Herrschaft in Niederbayern ein, etablierte sich nach anfänglichen Differenzen mit Adligen und Bürgern. Und er begann Straubing zur herzoglichen Residenz auszubauen.

II. Entwicklung im Norden

Albrechts Zeit in Straubing endete aber unerwartet rasch. Denn 1357 wurde Wilhelm infolge eines Schlaganfalls regierungsunfähig. Die Stände Hennegaus und Hollands riefen seinen Bruder Albrecht als Statthalter und „Ruuward“ (Ruhewahrer) in ihr Land. Albrecht vertauschte die Straubinger Residenz konsequent mit dem Norden, der ihm wohl eine politisch und wirtschaftlich bedeutsamere Zukunft zu bieten schien. Er wurde „Regent in einem Wespennest“, in dem nicht nur aufsässige Friesen für Ärger sorgten. Vor allem der Konflikt zwischen den Kabeljauen, den aufstrebenden Städten, und den Haken, hinter denen sich vor allem der alteingesessene Adel verbarg, erzeugte innenpolitische Unruhe. Albrecht gelang es aber, die Spannungen durch eine ausgleichende Politik, durch wirtschaftliche Förderung der Städte und politische Einbeziehung der Adelsgeschlechter allmählich abzubauen.

Er wählte das ländliche Haghe, ursprünglich ein Jagdsitz der Grafen von Holland, zu seiner Residenz und legte damit den Grundstein für das heutige Den Haag, Sitz der niederländischen Regierung und der königlichen Familie. Albrechts Hof wurde zum lebendigen Zentrum, wo einheimische, französische, burgundische und verstärkt bayerische Einflüsse zusammentrafen. Man stand im intensiven kulturellen Austausch mit den führenden Residenzen Europas und prägte den „internationalen Stil“ des 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts mit. Als zum Beispiel Albrechts Ehefrau Margarethe von Liegnitz-Brieg starb, musste der Bildhauer „Jan die Bayer“ in Brüssel geeignete Meister suchen, „die mynre vrouwen tumme in den Haghe maken zouden“ („die das Grabmal meiner Herrin in Den Haag machen sollten“). Ein Maler namens Jacob van Mynnechen (Jakob aus München) verzierte dann das Grabmal, das leider seit dem Abbruch der Haager Hofkapelle verschwunden ist.

Dieses Beispiel zeigt schon die Mobilität, die damals in Europa herrschte. Künstler, Musikanten, Sänger, Schauspieler, Pilger, Soldaten, Studenten, Handwerker, Kaufleute und Händler waren unterwegs. So traten Musiker aus Holland im Straubinger Herzogsschloss auf, ließ sich ein Goldschmied Hans aus Seeland in Straubing nieder, machte der niederbayerische Kaufmann Ulrich Kastenmayr im Norden reiche Geschäfte. Für die Regierung eines territorial so zersplitterten Gebildes wie des Herzogtums Straubing-Holland war zudem ein ständiges Hin und Her von Boten, Diplomaten und Verwaltungsleuten unabdingbar. Geleitbriefe und Vereinbarungen mit den jeweiligen Territorialherren, durch deren Gebiete man kam, schützten die Reisenden, die drei bis vier Wochen unterwegs waren. Erfahrene Gefolgsleute aus Niederbayern halfen Herzog Albrecht die marode holländische Verwaltung zu reformieren. In den im Nationalarchiv in Den Haag erhaltenen

Für die Regierung eines territorial so zersplitterten Gebildes wie des Herzogtums Straubing-Holland war zudem ein ständiges Hin und Her von Boten, Diplomaten und Verwaltungsleuten unabdingbar.

Rechnungen dokumentiert sich nicht nur der „neue Wind“ der bayerischen Schatzmeister, sondern auch die künstlerische Ausgestaltung, die man aus der niederbayerischen Tradition übernahm.

Gelegentlich besuchten die Fürsten selbst ihren niederbayerischen Landesteil. Als Beispiel einer Fürstenreise kann die Brautfahrt der „Königin von Böhmen“ dienen, die in Rechnungen gut dokumentiert ist. Die achtjährige Johanna reiste zusammen mit ihren Eltern Albrecht und Margarethe am 23. August 1370 in Den Haag zu ihrer Hochzeit mit dem neunjährigen Wenzel, Sohn von Kaiser Karl IV., ab. Neben großem Gefolge nahm man unter anderem auch Fässer von Räucheraal und Heringen als Freundschaftsgeschenke mit. Nach Stationen unter anderem in Rotterdam, Heusden, Eindhoven, Mons, Köln, Bingen, Mainz, Frankfurt, Miltenberg, Würzburg, Neustadt fand am 18. September in Nürnberg die Übergabe Johannas statt. Während die Braut in ihre neue Heimat Prag weiterfuhr, suchten die Eltern ihre zweite Residenzstadt Straubing auf. Am 28. Januar 1371



Das Straubinger Herzogsschloss mit der Karmelitenkirche im Hintergrund liegt direkt am Ufer der Donau.

brachen sie dann von Straubing aus über Cham wieder in Richtung Norden auf.

Unter Albrecht und seinen Nachfolgern erlebten die nördlichen Territorien einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung. Beim Herrschaftsantritt der bayerischen Herzöge bestimmten zwar noch weitgehend Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Jagd den Lebensunterhalt der Bevölkerung. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts entwickelten sich aber vor allem in den Grafschaften Holland und Seeland die vielen, relativ kleinen Städte, gefördert durch herzogliche Privilegien, zu Wirtschaftszentren. Dordrecht wurde zum nördlichen Handelsknoten-

punkt, ein bedeutender Stützpunkt im Rheinhandel. Das seeländische Middelburg etablierte sich als Vorhafen von Antwerpen. Leiden und Den Haag dominierten im Textilsektor. Delft, Haarlem und Gouda, wichtige regionale Marktstädte, investierten unter anderem in das Braugewerbe. Hopfen wurde nun nicht mehr importiert, sondern selbst angebaut. Um 1400 erlebte der bisher küstennahe und an kleine Absatzgebiete gebundene Fischfang eine veritable Revolution: Die Produktion des Salzherings ermöglichte die Ausdehnung der Fanggebiete und den Einsatz größerer Schiffe; Fischhandel und Schiffsbau

blühten auf. Albrecht, obwohl im meeresfernen Bayern aufgewachsen, fand sich im wasserbestimmten Norden rasch zu recht, förderte insbesondere die Deichgrafen-Ämter, die in einem vom Meer geprägten und bedrohten Land für den Schutz von Mensch, Vieh und Boden verantwortlich waren. Das „Hooghemraadschap“ (die Wasserbehörde) von Delfland führt bis heute das Wappen der Herzöge von Straubing-Holland als Hoheitszeichen.

Albrecht war aber nicht nur ein nüchterner Wirtschaftsreformer. Neben seiner Vorliebe für die Ritterkultur und für junge Damen – seine Söhne sollen

ihn einmal als einen „auf junge Blätter gierigen alten Bock“ bezeichnet haben – prägte ihn auch eine tiefe Frömmigkeit. Sie schlug sich unter anderem in der Stiftung des Dominikanerklosters in Den Haag, der Förderung des Karmelitenklosters oder der St. Bavo-Kerk in Haarlem, in Wallfahrten zur Maria von s’Hertogenbosch nieder. Auch der Bau der Nieuwe Kerk in Delft, die seit 1584 als Grablege der Fürsten und Könige aus dem Haus Oranien-Nassau berühmt ist, wurde von Albrecht entscheidend mitgetragen.

1389 starb schließlich Albrechts Bruder Wilhelm, der als der „dolle graaf“



Foto: Peter Schwarz

(„verrückter Graf“) in Hollands Geschichte einging. Albrecht konnte nun offiziell titeln: „Wir Albrechts von gottes genaden pfallenzgrafe bey Rhein und herzog zu Bayrn, grave zu Henegau, zu Hollannde, zu Seland und der herlicheit zu Friesslanndt“. Zu diesem Zeitpunkt befand er sich, um Neutralität nach innen und außen bemüht, auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Ansehens im In- und Ausland. Er hatte Heiratsbände und Bündnisse mit den Königen von England und Frankreich, mit den Herzögen von Burgund und Geldern, mit den Häusern Habsburg und Luxemburg geknüpft. Auch Albrechts

Nachfolge war geregelt: Der älteste Sohn Wilhelm sollte im Norden herrschen, während der zweite Sohn Albrecht als Regent im niederbayerischen Landesteil vorgesehen war. Der jüngste Sohn Johann verstärkte als erwählter Bischof von Lüttich die Machtbasis des Herzogtums im Norden.

III. Entwicklung im niederbayerischen Landesteil

Wie war es inzwischen im niederbayerischen Landesteil weitergegangen? Nach Albrechts Weggang in den Norden geriet das Teilherzogtum Nieder-

bayern-Straubing zum Nebenland, das überwiegend von Vitztumen (Stellvertretern des Herzogs) und Pflegern verwaltet wurde. Sie stammten aus so angesehenen Geschlechtern wie den Degenbergern, den Leuchtenbergern, den Ortenburgern oder den Nothafft. Dies führte zu einer starken Stellung der „Landstände“. Diese hatten sich seit dem beginnenden 14. Jahrhundert als Vertreter des Adels, der Städte und Märkte sowie der Prälatenklöster, also der Klöster mit Grundbesitz und Gerichtsrechten, herausgebildet, um ihre Interessen gegenüber dem Landesherrn durchzusetzen. Sie hatten Sitz und Stimme in der „Landschaft“, der politischen Vertretung der niederbayerischen Untertanen.

Für die „Fürsten in der Ferne“ (Dick de Boer) bedeutete ihr väterliches Stammland eine wichtige Finanzquelle und eine wertvolle, südliche Machtbasis in Königsnähe (Prag). Sie sicherten – ähnlich ihrer Politik im Norden – die Grenzen, bestätigten die Rechte der Städte, unterstützten den wirtschaftlichen Aufschwung, indem sie Zölle und Jahrmärkte verliehen, Steuern erniedrigten oder erließen, Handwerk und Handel schützten. Sie trugen zwar gemeinsame Landfriedensvereinbarungen und Münzordnungen für Bayern mit; sie hielten das Herzogtum Straubing aber aus den blutigen Querelen der wittelsbachischen Vettern heraus, die bei der bayerischen Landesteilung des Jahres 1392 zwischen den ehrgeizigen Herzögen von München, Landshut und Ingolstadt entstanden und „als regelrechter bayerischer Hauskrieg“ zu einem der „dunkelsten Jahrzehnte der bayerischen Geschichte“ (Wilhelm Störmer) führten.

IV. Haupt- und Residenzstadt Straubing

Besonders förderten die Herzöge Straubing. Der Aufstieg Straubings zur Residenzstadt wurde durch den Weggang Albrechts zwar abgebremst und abgeschwächt. Die Stadt blieb trotzdem eine wichtige Nebenresidenz, in der die Herzöge bei ihren, wenn auch nicht zahlreichen, Aufenthalten in Bayern Hof hielten und in dem sie durchaus „repräsentieren“ wollten, wie das Herzogsschloss oder die Gründung des Karmelitenklosters bezeugen. Unbestritten war Straubing unter den Herzögen von Straubing-Holland aber „Straubing, unser hauptstat unsers landes ze Beyrn“, wie Herzog Albrecht 1366 in einer Urkunde formulierte: Es war das Verwaltungszentrum für den niederbayerischen Landesteil.

Die Zeit des Herzogtums Straubing-Holland war somit für Straubing eine Blütezeit, in der sich die Stadt „einer vorher nicht gekannten Weltläufigkeit und Weltoffenheit, eines vorher nicht gekannten höfischen Glanzes“ (Hubert Freilinger) erfreute. Und die Stadt gewann in diesen Jahren ihre bis heute charakteristische, im Kern spätgotische Gestalt. Die Anfänge fast aller bedeutenden Baudenkmäler fielen in diese Periode.

Albrecht gab 1356 das mächtige Herzogsschloss in Auftrag, das zugleich wehrhafte Residenz und Verwaltungszentrale wurde. Mitte 1368 errichteten die Beschulten Karmeliten auf Bitten Albrechts in Straubing ein „Clösterl“ und eine Kirche. „Stadtcharakter“ erhielt Straubing auch durch die von Albrecht 1376 angeordnete Bepflasterung der Straßen. Er verlieh einen Pflasterzoll mit der Begründung und der Auflage: „daz wir an gesechen haben grozzen ungemach, müe und arbeits, der von unflat und harbez (Dreck) wegen alle zeit in unsrer Stat zw strawbing vorher gewesen ist und noch ist, und sein überain worden, daz wir mainen und

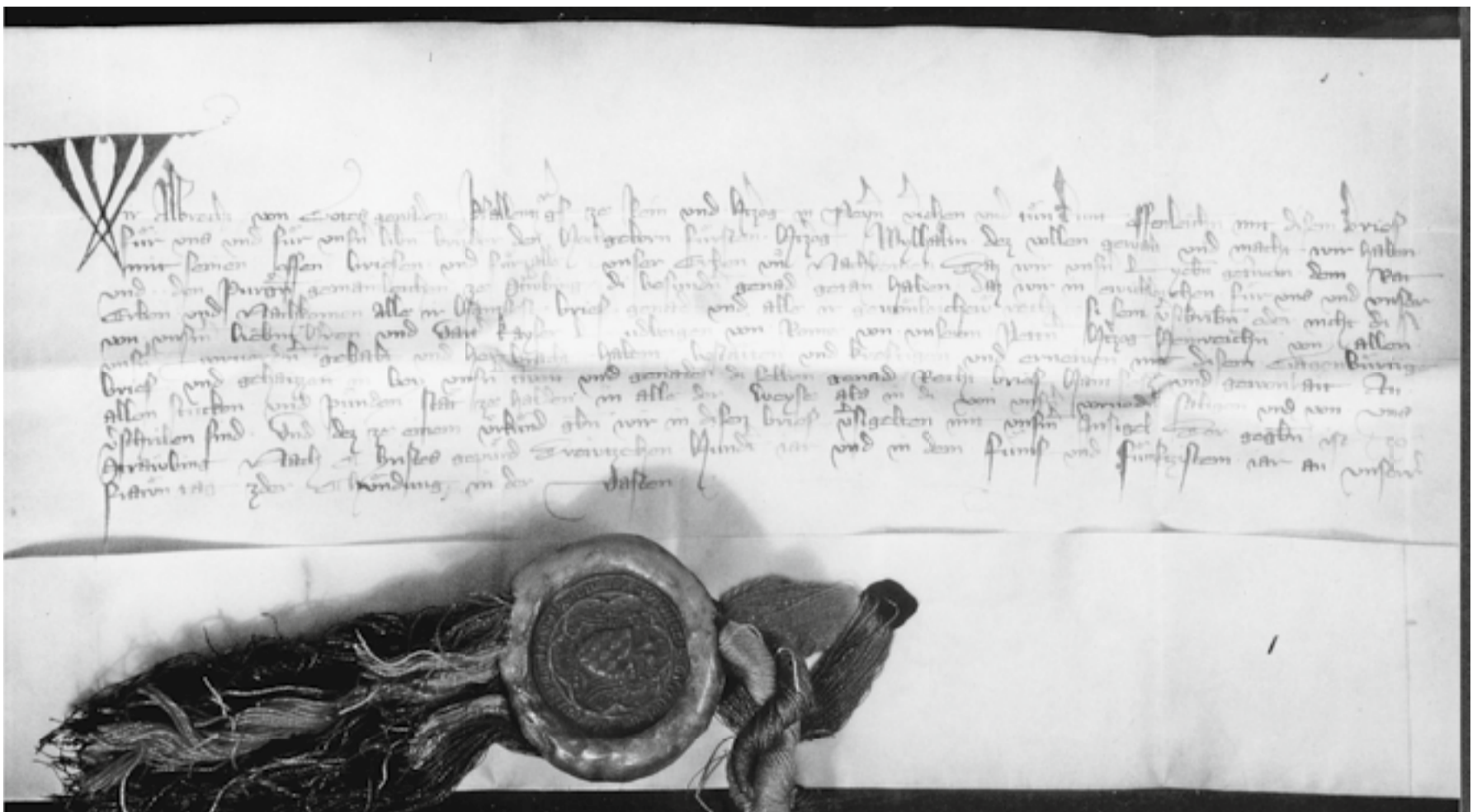
wellen unser Stat zu Strawbing über pflastern.“ Diese fortschrittliche Maßnahme, die vor allem mit Donaukiekeln ausgeführt wurde, schlug sich fast unverzüglich im Namen „Steinergasse“ nieder, die als Teil einer der wichtigsten bayerischen Verbindungswege von Schongau über München und Landshut in Richtung Böhmen mitten in und durch die Stadt führte. Straubing war eine der ersten gepflasterten Orte Süddeutschlands, lag vor Städten wie Landshut, München und Regensburg. Dass die Herzöge von Straubing-Holland übrigens nicht nur die Förderung Straubings im Blick hatten, zeigt unter anderem, dass diese Bepflasterung kurz darauf auch für Deggendorf befohlen wurde.

Wirtschaftlich hatte sich Straubing seit seiner Gründung 1218 zwar nicht zu einer Fernhandels- und Manufakturstadt mit internationalen Beziehungen entwickelt, wie es zum Beispiel Regensburg war. Die Stadt war aber für das weite Umland, für den fruchtbaren Gäuboden und den Bayerischen Wald, zentraler Handels- und Markttort, der von den Stadtherren dementsprechend unterstützt wurde. Gut 50 Wochenmärkte und zwölf Jahrmärkte fanden hier statt – Herzog Johann III. verlieh 1409 zum Beispiel das wichtige Recht zu einem neuen Jahrmarkt: „das si ain mess machen sullen vnd mugen in vnsrer statt Straubing oder aussershalb in dem purting.“ Für die Bevölkerung war gut gesorgt, auf den Märkten gab es Roggen, Weizen, Hafer, Kohl, Kraut, Rüben, Obst, Speck, Schmalz, Käse, Fisch, Mehl, Wein, Bier, Honig, Rinder, Pferde, Schweine, Schafe, Ziegen, Heu, Salz, Garn, Flachs, Wachs, verschiedene Tuche, Hafnerware, Holz, Erz, Kupfer, Zinn, Bandeisen, Sensen, Mühlsteine, Baumaterialien wie Ziegelstein und Sand sowie Stroh und Getreide in Garben, wie aus einer Urkunde Albrechts von 1376 bekannt ist.

Die Straubinger Bürger waren bereit und imstande, auf der Basis politischen Friedens und wirtschaftlichen Wohlergehens die „Fürstenherrlichkeit“ ihrer Stadt (Hubert Freilinger) mitzutragen und mitzugestalten, durch entsprechende Wohn-, Nutz- und Kirchenbauten. Sie bauten weiter am 1316 grundgelegten Stadtturm, dem Wachturm vor Feuer und Feind, einem selbstbewussten Wahrzeichen städtischer Eigenverantwortung inmitten des Marktplatzes. 1382 erwarben sie ein stattliches Kaufmannshaus und gestalteten es zum Rathaus um, unter anderem mit einem großen Versammlungs- und Festsaal. Nach einem Stadtbrand stifteten und finanzierten die Bürger 1393 die gotische Backsteinkirche St. Veit.

Vor allem aber erwuchs die neue Stadtkirche St. Jakob, deren Baubeginn in den Jahren nach 1400 anzusetzen ist. Gefördert von der Bürgerschaft und vom Augsburger Domkapitel, vielleicht angestoßen durch den Blick in die andere niederbayerische Residenzstadt Landshut, entwarf vermutlich Meister Hans von Burghausen, der als Architekt der dortigen Kirche St. Martin nachzuweisen ist, eine dreischiffige Hallenkirche. Sie wurde „zu einem der großen und epochalen Sakralbauten der bayerischen und süddeutschen Hallengotik“ und ist heute „als Denkmal von nationaler Bedeutung“ (Werner Schäfer) eingestuft. In einer Kapelle hinter dem Hochaltar befindet sich ein Meisterwerk spätgotischer Grabmalkunst: die Grabplatte des Ratsherrn und Kaufmanns Ulrich Kastenmayr.

Die Verbindung mit dem Norden blieb nicht ohne Spuren. Niederbayerische Boten, Verwaltungsleute und Soldaten brachten Kunde von burgundischer und holländischer Lebensart und Kultur nach Straubing. Die Herrscher



Eine Privilegienurkunde von Herzog Albrecht I., aus dem Jahr 1355.

selbst, im Mutterland mehr zu Hause als im väterlichen Bayern, führten hier neue Bräuche ein, zum Beispiel das „Papageienschießen“. Mit Pfeil und Bogen oder Armbrust schossen Fürsten, Adelige, Patrizier und Bürger auf einen hölzernen oder tönernen Vogel, der auf einem großen Holzgestell saß. Das Vogelschießen breitete sich in ganz Bayern aus.

Eine besondere Blütezeit Straubings begann im Jahr 1387 mit dem Antritt des Statthalteramtes durch Herzog Albrecht II. Für kurze Zeit wurde der niederbayerische Landesteil von einem Fürsten regiert und die Hauptstadt Straubing erhob sich für ein Jahrzehnt zur „wirklichen Residenz“. Aus den Landschreiberrechnungen wird das höfische Leben ersichtlich. Die Köche kauften ausgesuchte Speisen und Getränke, zum Beispiel „welschen“ Wein oder kostbare Gewürze wie Pfeffer, Ingwer und Safran. Fahrende Leute, Schauspieler und Musikanten sorgten für Unterhaltung; einheimische Pauker, Lautenspieler und Fiedler traten ebenso im Straubinger Herzogsschloss auf wie „des Romischen konig singer“, „des von Osterrich Herold“ oder „meins alten herrn pfeiffer von Hollande“.

Hohe Gäste von nah, zum Beispiel die Bischöfe von Regensburg und Passau, und fern, wie Albrechts Schwager Johann von Burgund, der 1395 auf seinem Weg nach Ungarn zum Kampf gegen die Türken durch Straubing zog, wurden festlich empfangen. Albrecht II., Mitglied des europäischen Hochadels, ritt zu Turnieren nach Landshut, Nürnberg oder Heidelberg, besuchte aber genauso gerne die Schützenfeste der Straubinger Bürger am Hagen oder die heimischen Badstuben, wo er sich von den „frawlein“ betreuen ließ und Bier und Obst genoss. Nicht wenig spendete Albrecht auch für sein Seelenheil. Oft wurden Almosen verteilt, zum Beispiel an einen „armen priester“, einen „armen

pilgrein“, einen „gemainen frawlein das sich von dem leben keren wolt“, einen „armen menschen“.

Für seinen Vater erledigte Albrecht wichtige diplomatische Aufgaben, zum Beispiel in Prag und Wien, unter anderem begleitete er seine Schwester zur Hochzeit mit dem Habsburger Albrecht nach Wien. Obgleich er als Erbe und Fürst in Niederbayern vorgesehen war, blieb er – vielleicht auch auf Wunsch seines Vaters – mit den nördlichen Territorien und dem politischen Geschehen dort vertraut. So besuchte er gelegentlich den Haager Hof.

1396 stand Albrecht II. Vater und Bruder im Kampf gegen die aufständischen Friesen bei. Auf der Heimreise, auf der ersten Station in „seinem“ niederbayerischen Herrschaftsgebiet, in Kelheim, erlag er am 21. Januar 1397 einer Lungenentzündung, „und was ein junger, grosser, herlich man, in gütikait gros ze prüfen“, wie ihn ein zeitgenössischer Berichterstatter, der Augustinerchorherr Andreas von Regensburg, in seiner Chronik „der Fürsten zu Bayern“ rühmte.

Bestattet wurde Albrecht II. im Chor der Straubinger Karmelitenkirche. Sein eindrucksvolles Hochgrab ist übrigens das einzige erhaltene Grab eines Vertreters der Wittelsbacherdynastie Straubing-Holland.

V. Ende des Herzogtums

Sieben Jahre später, am 13. Dezember 1404, starb auch sein Vater Herzog Albrecht I., nachdem er 46 Jahre als „rechter heer“ und „eerlic“ („ehrlieh“) regiert hatte, wie es in holländischen Quellen heißt. Mit dem Tod Albrechts, eines gar „großen Fürsten“ (Dick de Boer), spaltete sich das Herzogtum Bayern-Straubing-Holland auf. Den niederbayerischen Landesteil erbte, in Nachfolge seines verstorbenen Bruders Albrecht II., der jüngste Sohn Johann III.,

erwählter Bischof von Lüttich. Die nördlichen Territorien fielen seinem ältesten Sohn Herzog Wilhelm II. zu, der jedoch schon 1417 an einem Hundebiss verstarb. Er hatte seine Tochter Jakobäa als rechtmäßige Erbin in Holland, Seeland, Friesland und Hennegau eingesetzt. Jakobäas Onkel Johann III. erhob Einspruch. Es brach ein blutiger Erbfolgekrieg aus, in dem sich König Sigismund auf die Seite Johanns stellte und ihn mit den nördlichen Territorien belehnte – womit das Herzogtum Bayern-Straubing-Holland wieder vereint war. Johann hatte inzwischen sein Bischofsamt aufgegeben und Elisabeth, die Erbin der Grafschaft Luxemburg und Nichte Sigismunds, geheiratet. Dass Johann in dieser Zeit seine Herrschaft in Niederbayern, die er durch Vitztume wahrnahm, durchaus im Auge und offenbar gewisse Zukunftspläne hatte, zeigt der Um- und Ausbau des Straubinger Herzogsschlusses um 1422. Dieses wurde nicht nur gegen eventuell drohende Einfälle der böhmischen Hussiten verstärkt – die Anhänger des Reformators Jan Hus, der unter anderem die Rückkehr zur apostolischen Armut der Urkirche gefordert hatte, hatten nach dessen Verbrennung als Ketzer auf dem Konstanzer Konzil im Juli 1415 blutige Rache geschworen. Johann ließ auch einen prächtigen Saal schaffen. Er zählte zu den größten Sälen im mittelalterlichen Deutschland und gleicht dem älteren Rittersaal in der Residenz in Den Haag – was wiederum auf die herzogliche Wertschätzung Straubings als niederbayerisches Pendant zu Den Haag verweist.

Im Norden kämpfte Jakobäa weiterhin um ihr Erbe. Nachdem Johann III. am Dreikönigstag 1425 einem Giftanschlag erlegen war, erhob sein Neffe Herzog Philipp von Burgund Anspruch auf Hennegau, Holland, Seeland und Friesland. Gegen diesen mächtigen Gegner, der von Johann zudem als Erbe ein-

gesetzt worden war, konnte sich Jakobäa nicht behaupten. „Jacoba van Beieren“, wie sie in Holland genannt wird, die nie nach Bayern und Straubing gekommen war, verzichtete schließlich auf ihre Herrschaftsrechte; die „selbstbewusste, aber glücklose Fürstin“ (Theodor Straub) starb 1436. Holland, Seeland, Friesland und Hennegau aber gingen im Reich der burgundischen Herzöge auf, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts konsequent ihre Machtbasis in Richtung Norden vergrößert hatten.

Nachdem Johann III. am Dreikönigstag 1425 einem Giftanschlag erlegen war, erhob sein Neffe Herzog Philipp von Burgund Anspruch auf Hennegau, Holland, Seeland und Friesland.

Übrigens: Kaum ein Niederländer weiß etwas über die Geschichte des Herzogtums Straubing-Holland. Jakobäa hingegen kennt fast jeder. Als „Weib in Rüstung“ überlebte „vrou Jacob“ in Geschichte, Literatur und Sage. Überall begegnen Straßen, die nach ihr benannt sind. Beliebtes Reiseziel vor allem im Frühjahr ist der „Keukenhof“ mit seiner Tulpenblüte, es war der „Küchenhof“ Jakobäas.

VI. Aufteilung des niederbayerischen Landesteils

Die wittelsbachischen Vettern in Bayern interessierte die Nachfolge in den nördlichen Territorien nicht, um das niederbayerische Gebiet aber entbrannte 1425 ein heftiger Streit. In Bayern

kannte man – im Unterschied zum Norden, wo Jakobäa mit Recht den Kampf um die Herrschaft aufnahm – keine weibliche Thronfolge. Hier waren also die bayerischen Wittelsbacher die rechtmäßigen Erben. Diese, untereinander verfeindet, hatten aber verschiedene Vorstellungen von der Aufteilung des Erbes:

Herzog Ludwig VII. der Bärtige von Bayern-Ingolstadt forderte als „eltest und würdigst fürst von Bayern“ das Gesamterbe. Sein Intimfeind Herzog Heinrich XVI. der Reiche von Bayern-Landshut verlangte eine Teilung nach den drei Linien. Die Herzöge Ernst I. und Wilhelm III. von Bayern-München wollten, dass alle Erben gleichen Grades berücksichtigt werden, also viergeteilt werde. Zudem erhob auch der Habsburgerherzog Albrecht von Österreich, Neffe des verstorbenen Herzogs Johann III., Anspruch auf ein Erbteil.

Die Auseinandersetzungen erhielten durch die Überfälle der böhmischen Hussiten Brisanz. So berichtete 1428 eine Quelle, dass die Gegend hinter dem Hohen Bogen, der „Winkel durch die underthanen der Cron Behaim ländler gantz und gar verderbt, zerschlaiff und verprennt worden, und darnach etlich Jar in verödung gelegen“. König Sigismund zog endlich die Verhandlungen um das Straubinger Erbe an sich. Die Straubinger Landstände hatten den König dringlich gebeten, er solle sich des Erbfales annehmen, ansonsten „möchte um das Land, so seiner K. Gnaden Lehen sei, gar gekriegt und dasselbe ganz verderbt werden“.

Am 26. April 1429 legte der königliche Schiedsspruch von Preßburg (heute Bratislava/Slowakei) eine „Teilung nach Köpfen“ fest, ganz im Sinne der Münchner Herzöge, zu denen König Sigismund zu dieser Zeit ein gutes Verhältnis hatte. Den Anspruch Albrechts von Österreich wies Sigismund zurück. Am 29. Juli 1429 wurden per Los Herzog Ludwig von Ingolstadt unter anderem Schärding, Dingolfing, Kirchberg und die Juden zu Regensburg zugesprochen. Herzog Heinrich von Landshut bekam neben anderen Orten Vilshofen, Hengersberg, Natternberg und Landau. Herzog Wilhelm von München erhielt unter anderem Kelheim, Dietfurt, Eschlkam, Furth, Kötzing, Cham und Deggendorf. „Das ander viertail, Straubing, die stat mit der vesten daselbs mit maut und kasten, Glayt, Vyscherey, Wysmad, Lehenschafft und mit dem lantgerichte daselbs und allen sein zugehoren“ sowie dazu Mitterfels, Bogen, Haidau, der Herzogshof und die Münze zu Regensburg gingen an Herzog Ernst von München. Ernst und Wilhelm verwalteten ihre Gebiete gemeinsam, die nun – aus Münchner Perspektive – als „Niederland“ bezeichnet wurden, wofür sich später auch der Begriff „Straubinger Ländchen“ einbürgerte. Der „Tailzedl“ von 1429 hielt das Ergebnis fest: „Nota wie man ainen tail an dem Nyderland in Beyrn in vier tail gemacht hat.“ Bei der Entscheidung, die noch dazu durch das Los dem Zufallsprinzip unterworfen war, stand die gleichmäßige Verteilung der Einkünfte im Vordergrund und nicht ein möglicher gebietsmäßiger Zusammenhang mit den Erben. Die territoriale Zersplitterung Bayerns hatte somit ihren Höhepunkt erreicht.

Die Aufteilung des niederbayerischen Landesteils war ein weiterer Schritt in der Entwicklung der drei Teilherzogtümer Bayern-Landshut, Bayern-Ingolstadt, Bayern-München zu eigenen, getrennten Territorialstaaten. Das Bewusstsein von einem seit Jahrhunderten stammesmäßig, sprachlich und landschaftlich gewachsenen „Land zu Bayern“, von den Wittelsbachern seit 1180 als „Fürsten“, als „Haus“ beherrscht, ging allmählich verloren. Und es war



Das Hochgrab von Albrecht II. (gest. 1397) befindet sich in der Karmelitenkirche in Straubing.

nur dem zufälligen Aussterben der einzelnen Linien, nach Straubing zuerst Ingolstadt und dann Landshut, zu verdanken, dass Anfang des 16. Jahrhunderts unter Albrecht IV. ein neues, einiges und unteilbares Herzogtum Bayern entstand, der bayerische Staat der Neuzeit.

Der niederbayerische Landesteil des Herzogtums Straubing-Holland spielte übrigens während des Bayerischen Erbfolgekrieges 1778/1779 noch einmal eine Rolle, als nach dem Tod des letzten bayerischen Wittelsbachers, Max III. Josef, im Jahr 1777 der österreichische Kaiser Josef II. – in Berufung auf den Anspruch Albrechts von Österreich, des Neffen Johanns III. – das Gebiet für sich beanspruchte und besetzte. Durch das Eingreifen des Preußenkönigs Friedrich II. kam es jedoch zum Frieden von Teschen, der nur das Innviertel mit

Ried, Braunau und Schärding österreichisch werden ließ.

Straubing selbst verlor 1425 beziehungsweise 1429 seinen Rang als „altbayerische Residenzstadt“, auch wenn es die meiste Zeit nur als Nebenresidenz beziehungsweise Residenz auf Zeit gedient hatte. Die Bedeutung Straubings unter den Herzögen von Straubing-Holland lag auf ihrer Funktion als Hauptstadt für den niederbayerischen Landesteil. „Hauptstadt“ blieb Straubing, ein Wirtschafts- und Behördenzentrum mit dem Sitz des Viztums beziehungsweise – nach der Neugliederung Bayerns 1505 – mit dem Sitz der Regierung und des Rentmeisteramtes für einen Großteil Niederbayerns. Diese herausragende Stellung unter Bayerns Städten, die neben Straubing nur noch Ingolstadt, Landshut und München einnahmen,

ging erst bei der Neugestaltung Bayerns in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verloren. Landshut wurde nun Mittelpunkt eines geographisch neu definierten Regierungsbezirks Niederbayern. Geblieben ist das eindrucksvolle Gesicht Straubings, das in diesen knapp 75 Jahren entscheidend geprägt wurde.

Nicht vergessen darf man zuletzt, dass Straubing durch die Teilung 1429 Schauplatz eines berühmt-berüchtigten Ereignisses werden konnte: Herzog Ernst I. von Bayern-München sandte seinen Sohn Albrecht III. als Statthalter nach Straubing. Mit Albrecht kam seine unstandesgemäße Geliebte/Ehefrau Agnes Bernauer. Sie wurde am 12. Oktober 1435 zu Straubing in der Donau ertränkt. Aber dies ist wieder eine ganz andere Geschichte! □



Foto: Peter Schwarz

Die berühmte Schlacht der Herzöge von Straubing-Holland gegen die Friesen im Jahr 1396: Das Gemälde von Hans Werl, entstanden um 1600, hängt im Historischen Rathaussaal Straubings.